

ROLF PALM

**DIE
BRÜCKE
VON
REMAGEN**



**Der Kampf um den Rheinübergang – ein
dramatisches Stück Zeitgeschichte**

**Anfang März 1945,
ein Städtchen am Rhein:
Bisher waren die Bewohner eines der
schönsten Orte am Strom vom
Krieg weitgehend verschont geblieben.
Doch fünf Minuten vor zwölf
brach der Feuersturm über sie herein...**

**Dieses Buch ist ein ebenso
spannendes wie nachdenklich stimmendes
menschliches Dokument – ein bis in
die Details minutiös dargestelltes Stück
Zeitgeschichte.**

**Aufgrund von Augenzeugenberichten
aller noch lebenden Beteiligten
sowie bislang unausgewerteter
Dokumente aus deutschen
wie alliierten Archiven ist es
Rolf Palm gelungen, die tragischen
Ereignisse dieser letzten
Kriegstage wirklichkeitsnah
zu schildern.**

Dieses Buch ist ein ebenso spannendes wie nachdenklich stimmendes menschliches Dokument – ein bis in die Details minutiös dargestelltes Stück deutscher Zeitgeschichte und zugleich ein Denkmal für die unschuldigen Opfer.

Anfang März 1945, ein Städtchen am Rhein: Bisher waren die Bewohner eines der schönsten Orte am Strom vom Krieg weitgehend verschont geblieben. Doch fünf Minuten vor zwölf brach der Feuersturm nun über sie herein. In den Kellern der alten Fachwerkhäuser wurden Frauen und Kinder verschüttet, getötet; ganze Familien – die Besgens, Mainzers, Schwans, Kochs, Kemmings und viele andere – mussten in letzter Minute für Hitlers unsinnigen Krieg bezahlen ...

Schuld war die Brücke, die als letzte intakte noch über den Rhein führte: die *Brücke von Remagen*.

Durchhalten bis zuletzt, dann sprengen: So lautete in diesen Märztagen der Befehl aus dem Führerhauptquartier an Hauptmann Bratge, Major Scheller und General Hitzfeld. Die indes wussten nicht einmal mehr, was in der Götterdämmerung um sie herum wirklich vorging, während Flugzeuge in immer

Fortsetzung hintere Klappe

neuen Wellen die Pulks von Flüchtlingen und Truppen vor und auf der Brücke angriffen. Ausgerechnet bei dieser Brücke geriet der US-Offizier Karl Heinz Timmermann, in Frankfurt a. M. geboren, an die Stelle des Rheins, die ihm sein Vater in unvergesslichen Erzählungen geschildert hatte. Und er musste Krieg führen – zum Beispiel gegen die Besgens, Mainzers und viele andere.

Schuld war die Brücke, die den Menschen auf beiden Seiten, vor allem Unschuldigen, Tod, Sieg oder Niederlage brachte.

Rolf Palm ist es erstmals gelungen, mittels Augenzeugenberichten aller noch lebender Beteiligten, die tragischen Ereignisse dieser letzten Kriegstage in und um Remagen hautnah zu schildern, die Schicksale der Frauen und Kinder wie der Soldaten. Anhand bislang unausgewerteter Dokumente aus deutschen wie alliierten Archiven konnte er zudem darstellen, weshalb der Kampf um die Brücke von Remagen aus taktischen und strategischen Gründen für die Gegner eigentlich widersinnig war, weshalb er dennoch geführt wurde und so bis heute von Rätseln und Legenden umrankt blieb.

Rolf Palm

**Die
Brücke
von
Remagen**

Der Kampf um den
letzten Rheinübergang –
ein dramatisches Stück
deutscher Zeitgeschichte

1. Auflage 1985

Copyright © by Scherz Verlag, Bern und München.

Alle Rechte vorbehalten, auch die der Verbreitung durch Funk,
Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art,

Übersetzung und auszugsweisen Nachdruck.

Schutzumschlaggestaltung: Graupner & Partner.

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

«Mit dem Übergang über den Rhein war der Krieg entschieden.»
(US-Generalstabschef Walter Bedell-Smith zu Generaloberst Alfred Jodl während der Kapitulationsverhandlungen in Reims am 6. Mai 1945)

«Remagen war völlig unvorhergesehen. Die endgültige Niederlage des Feindes, die nach unseren Berechnungen mit Abschluss des Frühjahrs- und Sommerfeldzugs 1945 eintreten konnte, stand dadurch plötzlich gleich hinter der nächsten Ecke.»
(Dwight D. Eisenhower, «Kreuzzug in Europa»)

Inhalt

Erstes Buch: Der Aufmarsch

6. März 1945

Ein Strom, eine Stadt, eine Brücke	13
Ludendorffs Federstrich – und die Folgen	22
Der Kampfkommandant der «Festung Remagen»	26
Jakob Kleebach: ein Leben für die Brücke	29
Damenfahrräder «mobilisieren» die Truppe	32
Im Befehlslabyrinth	33
General Botsch verschwindet spurlos	46
Remagen wird zur einsamen Insel	50
Im Alliierten Hauptquartier (Reims)	53
Montgomery ist an allem schuld	56
Strategie-Streit um die Rheinfront	58
Hitler: Im Führerhauptquartier (Berlin)	63
Ein Riegel vor Remagen	64
Ein General widerspricht dem Führer	68
Der Rhein – zum Greifen nah	70
US-Leutnant Timmermann erobert ein Eifelstädtchen	73
Cowboy und Schachspieler: Patton gegen Hodges	75
«Sauerkraut und alter Wein»	79
Eine Kompanie für Leutnant Timmermann	83
«Liebe Vera, im Krieg liegt kein Ruhm...»	86
Hauptmann Bratke lässt keinen über die Brücke	89
Ein General und sein Major	90
Im Niemandsland	94
General von Zangens Dilemma	95
Wo ist eigentlich die Front?	99
Hitzfeld: ein General ohne Divisionen	103

Zweites Buch: Der Übergang

7. März 1945

Mitternacht in Remagen 109

- 1.00 Uhr. «Himmelfahrtskommando für Scheller» 115
- 3.00 Uhr. «Colonel, gibt's da nicht eine Brücke?» 119
- 3.00 Uhr. Bratge regelt Verkehr mit Pistole 122
- 5.00 Uhr. Hauptmann Bratge öffnet die Brücke 126
- 6.00 Uhr. Timmermanns Marschziel: Remagen 130
- 7.00 Uhr. Scheitert Schellers Auftrag am Benzin? 134
- 7.00 Uhr. Die Brücke – letzter Weg heim ins Reich 138
- 8.00 Uhr. Frau Besgen – nach jedem Krieg ein verwundeter Mann 142
- 9.00 Uhr. Die Kompanie Timmermann fürchtet eine Falle 145
- 9.00 Uhr. «Machen Sie sich nicht gleich in die Hose, Herr Hauptmann!» 152
- 10.00 Uhr. Major Scheller träumt von neuer Kampflinie 156
- 10.00 Uhr. Wie Timmermann tötet, um nicht zu sterben 159
- 10.00 Uhr. Hitlers letzte «Wunderwaffe» verpufft 164
- 11.00 Uhr. Familie Allmang hat Angst 166
- 11.10 Uhr. Major Scheller marschiert nach Remagen – zu Fuß 168
- 11.15 Uhr. Endlich Sprengstoff für die Brücke 168
- 11.20 Uhr. US-Leutnant Timmermann hat die Brücke im Visier 173
- 11.20 Uhr. Wie man den Krieg in der Villa Heimann erlebt 183
- 11.30 Uhr. Hauptmann Bratge mißtraut dem fremden Major 186
- 11.40 Uhr. «Die Amis sind schon in Remagen...» 188
- 12.00 Uhr. Generalfeldmarschall Model: «... das ist nur ein Spuk» 191
- 12.15 Uhr. Die Sprengung der Brücke wird vorbereitet 192
- 12.40 Uhr. Timmermann will sich die Brücke holen – ohne Befehl 194
- 13.00 Uhr. Eisenhower, Churchill, Bradley: immer Pech mit Brücken 200
- 13.00 Uhr. Major Scheller: Nichts geht mehr! 202
- 13.40 Uhr. Die Amis fangen am Bahnhof einen «General» 208
- 14.35 Uhr. Die Rampe fliegt in die Luft 224
- 15.00 Uhr. General Hoge riskiert ein Bataillon 226
- 15.20 Uhr. Major Scheller befiehlt die Sprengung 228
- 15.26 Uhr. Hauptmann Friesenhahn zündet – einmal, zweimal, dreimal... 231
- 15.35 Uhr. «Let's go, boys! – Ein Spaziergang ans andere Ufer!» 234
- 15.40 Uhr. Der Brückenbogen hebt sich wie eine Wippe 236
- 15.45 Uhr. «Jetzt rettet uns nichts mehr – wir müssen rüber!» 238
- 16.00 Uhr. Villa Heimann: Erinnerungen in höchster Not 245
- 16.30 Uhr. Major Scheller handelt auf eigene Faust 251
- 17.00 Uhr. Timmermanns Kompanie klammert sich an einen Felsen 254
- 17.12 Uhr. Frauen und Kinder beenden Hauptmann Bratges Krieg 256

Drittes Buch: Der Brückenkopf und sein Preis

8. März bis 26. April

«Was, zum Teufel, sollen wir mit dieser Brücke, Sir?»	263
Wo stecken die deutschen Generale?	272
Alpträumen der GIs am anderen Ufer	275
Remagen erschüttert Timmermanns Heimatdorf, New Yorks Börse, Hitlers Bunker	279
Hitlers Durchhalte-Befehle	283
Luftkrieg über Remagen	286
Die Generale haben einiges zu verbergen	289
Das Standgericht läuft Amok	291
Tribunal fünf Minuten nach zwölf	294
Die Hinrichtungen	296
Die Brücke stirbt	302
Der letzte Versuch der Froschmänner	306
Keine Gnade für die Witwe des Majors	307
Vom Brückenkopf Remagen zu den Russen an der Elbe	310

Nachwort 315

Erstes Buch

Der Aufmarsch

6. März 1945

Ein Strom, eine Stadt, eine Brücke

In Remagen, im Luftschuttkeller der Villa Heimann, kauerte Elli Besgen vor der Pritsche, auf der ihr Mann im Sterben lag. Der Tod sass ihm im zerschmetterten, verbrannten Bein. Der Pfarrer hatte Paul Besgen die Letzte Ölung gegeben. Es war Dienstagnachmittag, der 6. März.

Mit um die Pritsche standen die Kinder der Besgens, der 12jährige Leberecht, die 14jährige Elli und die 23jährige Hilde. Auch Frau Besgen und der kleine Lebi hatten Verletzungen erlitten. Bis auf Hilde waren sie alle stundenlang verschüttet gewesen, als die jahrhundertealten Gewölbe ihres Weinkellers auf sie herunterbrachen.

Wie für die Wirtsfamilie Besgen war der in den Felssockel des Apollinarisbergs getriebene Keller der Heimann-Villa auch für viele andere Remagener zur letzten Zuflucht geworden. Aber es war trotzdem kein richtiger Luftschuttkeller: keine Betonstützen, keine Stahltüren, nicht einmal Wasser oder gar Toiletten gab es hier. Er bot nur einen Vorteil – er lag weit weg von der Brücke. Weit genug?

Jetzt wussten sie es natürlich alle, dass dieses stählerne Brückenmonstrum ihr Unglück war. Der «Kino»-Fassbender, der alte Apotheker und Heimatforscher Dr. Dr. Funck, die Meurers und die Besgens – konnten sie es sich überhaupt noch vorstellen, dass die Stadt sich einmal protzig stolz gefühlt hatte, als sie zum Standort für die «Ludendorff»-Eisenbahnbrücke ausersehen worden war?

Schon Mutter Besgens Eltern betrieben ein berühmtes Restaurant mit Hotel in Remagen, den «Winzerverein» – gleich nach der Jahrhundertwende, als englische Lords und russische Grossfürsten an Rhein und Ahr dem Feudaltourismus fröhnten. Wie es sich in der sogenannten «guten alten Zeit» gehörte, durfte das junge Fräulein mit dem hübschen, sanften Gesicht und den romantischen Augen in Frankreich Sprachen lernen, feine Art und Klavierspielen – bei der Familie eines Sohnes des Opernkomponisten Charles Gounod. Ja, in Remagen wusste man schon damals, was grosse Welt war!

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, musste Elli heim. Doch in Remagen machte sich Kriegstristesse kaum breit. Bald schon begann der Brückenbau, und selbstverständlich logierten die leitenden Herren Ingenieure und Architekten im «Winzerverein», auch die Taucher, die im Strombett die Pfeilerfundamente bauten, die von den Remagener Mädchen vielumschwärmten Brüder Jansen aus Worringen. Der Brückenbau stiftete manche Ehe damals in Remagen. Elli jedoch heiratete einen Lehrer, aber der musste, um dem Vater zu gefallen, Wein wirt werden und den «Winzerverein» übernehmen. Fünf Kinder schenkte Elli ihrem Paul, und ein rheinauf, rheinab bekanntes Haus bauten sie sich auf.

Doch nun war der älteste Sohn in Russland vermisst, der jüngste unter den Trümmern des «Winzervereins» umgekommen, Ellis Mann lag im Koma, und nichts mehr gehörte ihnen, ausser dem, was sie auf dem Leib trugen, und ein kleines Eck in dem feuchten, dunklen Felsenkeller unter der Villa Heimann. Die Brücke war ihnen zum Fluch geworden – den Besgens, der Stadt und allen, die darin lebten.

Am 2. Januar war es geschehen. Da hatten die amerikanischen Jagdbomber ihren bisher schwersten Angriff gegen die Brücke geflogen und dabei viele der schönsten Häuser Remagens zerstört.

In ihrem grossen Weinkeller unter dem «Winzerverein», an der Ecke Markt- und Josefstrasse, hatten die Besgens sich einen Luftschutzraum gebaut, der als der bombensicherste in ganz Remagen galt, mit Gas-

schleusen sogar; die mächtigen Gewölbe hatte Vater Besgen eigens noch durch wuchtige Stützen verstärkt, bevor er mit seinen 50 Jahren noch zum Westwall eingezogen wurde.

In der Stunde vor dem Bombenangriff war Paul Besgen auf Kurzausflug heimgekommen. Er war erschöpft und übermüdet. Nicht einmal die flache, viereckige Taschenlampe hatte er sich vom Uniformmantel abgeknöpft, obwohl es doch heller Tag war. Seine kleinen Söhne nahmen sie ihm ab, als Besgen sich entkräftet auf einen Stuhl fallen liess.

Lange durfte er sich da nicht ausruhen. Auch Lebi und sein neunjähriges Brüderchen Hansi konnten nicht viel mit der Lampe spielen. Die Sirenen heulten ihren durchdringenden Wellenton: Fliegeralarm. Die Familie flüchtete in den Keller. Mit den Besgens rannten zwei Ehepaare die engen Treppen hinunter, ältere Leute, die in Köln ausgebombt waren, jetzt im Hotel «Anker» wohnten und täglich in den «Winzerverein» zum Essen kamen. Aus der Nachbarschaft eilte die Frau Stramm mit ihrer Schwester und ihren drei Kindern herbei, auch der alte Herr Schwan aus der Gasse nebenan. Dann noch die Frau Mainzer, die war erst ein paar Tage zuvor aus Köln gekommen, weil ihr Sohn im Arbeitsdienstlager an der Scheidter Chaussee ganz in der Nähe lag. Bald drängten sich gut 30 Menschen unter den Gewölben, auch Remagens Polizeimeister Fiegen war dabei.

Immer wieder flogen die Mustangs die Brücke an, und selbst hier, tief unter der Erde, durch die dicken Mauern hindurch, hörten die Menschen das schneidende Jaulen der Motoren im Sturzflug, das knallende Bellen der Flak-Salven, das Rattern der Bordwaffen.

Mutter und Vater Besgen drückten ihre Jungen an sich. Tochter Hilde hatte sich schon mittags mit einer Nachbarin, Frau Schütz, auf den Weg in die «Kalmuth» gemacht; das war eine Talsohle mit einigen Gehöften hinter dem Apollinarisberg – da war heute der Metzger Fassbender beim Schlachten. Wo, um Gottes willen, war Hilde jetzt? War es ein Unglück oder war es ein Glück, dass sie jetzt nicht daheim war?

Die dumpfen Bombendetonationen, die auf gerader Linie näher kamen, immer wenn die Jabos die Brücke verfehlten, brachten Donner-

schlag um Donnerschlag den Keller von unten her zum Erbeben, wie aus dem Inneren der Erde. Dann zitterten die steinernen Pfeiler neben und die Wölbungen über ihnen, Gesteinsstaub puffte herab.

Da und dort in den Mauern, gespenstisch sah das aus, machten sich ganz langsam Risse breit. Die Glühbirnen flackerten, verlöschten.

Taschenlampen leuchteten auf, verbreiteten kalkiges Dämmerlicht im Staub. Eine neue Rotte Jabos jaulte auf das Haus zu...

Dies war nicht der erste Angriff auf Remagen, wenn auch das Städtchen bis zum letzten Herbst fast vom Krieg verschont geblieben war. Den schweren, viermotorigen Langstreckenbomben, die aus England kamen, boten die Grossstädte leichtere Ziele. In vielen Nächten hatte man am nördlichen Himmel den roten Widerschein der Flächenbrände in Köln gesehen. Und sich beklommen gefragt: Wann sind wir dran? Doch mit ihrer Brücke kamen sie erst dran, als die Wehrmacht bis auf die Ardennen zurückgewichen war. Da konnten die kleinen, flinken Jabos von Flugplätzen in Ostfrankreich und Belgien aus starten.

Am Tag nach Weihnachten kreiste ein einzelnes Flugzeug lange über dem Rheintal: ein Aufklärer. In den Strassen blieben die Menschen stehen und starrten nach oben. Hübsch sah das aus, wie das kleine Ding da oben silbern in der kalten Wintersonne glitzerte. Hübsch und doch unheilverkündend...

Was sah und fotografierte der Aufklärer?

Als Hauptmerkmal der verschneiten Hügellandschaft natürlich den Rhein. Er schlägt hier einen Haken. Von Süden aus Richtung Koblenz kommend, geht er bei Remagen für zweieinhalb Kilometer auf Ost-West-Kurs. Dann fließt er wieder nach Norden, am Siebengebirge vorbei, auf Bonn zu. Beiderseits des Stroms verlaufen Eisenbahnlinien.

Was den Aufklärer vor allem interessierte, war die Brücke, auf seiner Karte als «Ludendorff-Bridge» eingetragen, 325 Meter lang, die Verbindung zwischen den beiden Rheinufer-Eisenbahnstrecken. Mehr noch: Von der Brücke führte eine weitere Strecke südwestlich zum Ahrtal –

Richtung Ardennen. Somit bildete Remagen den Scheitelpunkt eines Gleisdreiecks. Ein ideales Bombenziel.

Die Brücke lag genau vor einem Felsmassiv auf dem östlichen Rheinufer, vor der Erpeler Ley. Hier verschwanden die Bahngleise von der Brücke in einen 368 Meter langen Tunnel. Darin konnten sich Züge bei Bombenalarm verstecken. Clever, die Deutschen, diese «Krauts», dachte sich der Aufklärer. Und das ist ihnen sogar schon 1916 eingefallen, als unsere Väter aus der offenen Flugzeugkanzel die Bomben noch mit der Hand über Bord warfen.

Der Aufklärer ging tiefer, um zu sehen, was sich auf der Brücke tat. «Starker Zugverkehr in allen Richtungen, von und zur Brücke», registrierte er. Und, als hätte er es nicht schon gewusst: «Lohnendes Angriffsziel. Dringend...»

Sah der Aufklärer auch Remagen? Sah er das noch bescheidenere Städtchen Erpel, gegenüber? Sah er Häuser? Sah er Menschen? Nein, nur die Brücke schien bedeutend. Lohnendes Angriffsziel. Dringend...

Der Tod überfiel Remagen schon am nächsten Nachmittag. Die Maschinen donnerten im Tiefflug aus Richtung Sinzig heran, wo die Berge zurückschreiten und eine Ebene freigeben, die seit Jahrhunderten wegen ihrer Fruchtbarkeit die «Goldene Meile» heisst.

Gewiss, es gab Fliegerabwehrkanonen in Remagen. Flak stand auf den breiten, stumpfen Brückentürmen, Flak auf der Erpeler Ley, auf dem Viktoriaberg und unten an den Ufern. Zusätzlich war aus dem Ahrtal Eisenbahnflak herangedampft, eine ganze Flak-Batterie auf offenen Güterwagen.

Das alles feuerte aus sämtlichen Rohren. Und verhinderte trotzdem nicht, dass die Jabos ihre Bomben ausklinkten, ihre Raketen abfeuerten, ehe sie dicht vor dem 28 Meter hohen Brückenbogen hochzogen.

Viermal trafen sie die Brücke, einmal auch dicht am rechtsrheinischen Stropfweiler. Den dort stehenden Eisenbahnflakzug vernichteten sie völlig.

Bomben fielen auch auf die Stadt. Das erste zerstörte Haus war das

der Familie Nägele. Nach der Entwarnung ging der kleine Leberecht Besgen an der Hand seiner Mutter dorthin, um, wie viele andere Leute, den Schaden zu besichtigen. Krieg war noch etwas Neues für Remagen.

Am nächsten Nachmittag kamen die Jabos wieder. Und am darauffolgenden. Insgesamt sechs Tage hintereinander, über Silvester und Neujahr. Und wenn man in Remagen seitdem auch mit bitterem Zynismus vom «Sechstagerennen» sprach – neugierig war niemand mehr. Am sechsten Tag waren die Besgens dran.

An jenem 2. Januar, als Vater Besgen auf Urlaub kam, starteten die Jabos der 36. Tactical Group (9. US Air Force Division) zu ihrem schwersten Angriff auf die Brücke. Das Ding musste doch zu knacken sein! Diesmal versuchten sie es auch aus der nördlichen Rheinschleife heraus.

Die ersten Bomben rissen Schienen und Schwellen an der Brücke auf. Beim nächsten Anflug der Jabo-Rotte, diesmal von der Goldenen Meile her, nahm eine zu hoch ausgeklinkte Bombe den «Winzerverein» zum Ziel...

In Besgens Keller sassen die wenigen Männer mit versteinerten Gesichtern da, die Zähne fest aufeinandergebissen, die Frauen mit weit aufgerissenen Augen. Die Kölner gaben sich gefasster, die kannten Bombenangriffe schon seit Jahren. Einige beteten murmelnd den Rosenkranz. Manche flüsterten immer wieder: «Die verdammte Brücke! Alles wegen der verdammten Brücke!»

Der Volltreffer, der den «Winzerverein» flachlegte, war so ohrenbetäubend, dass sie ihn eigentlich gar nicht richtig hörten: Der Explosionsdruck presste sie zusammen, sie fühlten sich wie deformierte Schwämme. Nur für den Bruchteil einer Sekunde nahmen sie wahr, dass Pfeiler knickten, Gewölbeteile sich lösten. Ein Blitzbild wie aus einem bizarren Traum. Dann wurde es finster. Für die meisten für immer.

Als der kleine Leberecht Besgen zu sich kam, hielt er immer noch die Taschenlampe seines Vaters in der Hand. Er knipste sie an. Mühsam durchdrang der Strahl den Staub.

Lebi lag mit seiner Schwester Elli in einer engen, von allen Seiten

umschlossenen Höhle. Nur halb konnten sie sich aufrichten. Sie sahen die Mutter halb verschüttet unter geborstenen Mauern liegen. Sie schafften es aber, das Gesicht der Mutter von Geröll und Staub zu befreien. So konnte sie wenigstens atmen. Aber für die Frau, die quer unter ihr in Trümmern eingeklemmt lag, konnten sie nichts tun. Es war Frau Mainzer. Sie wimmerte leise im Sterben.

Frau Besgen rief nach ihrem Mann. Halb erstickt kam eine Antwort. Paul Besgen litt unter entsetzlichen Schmerzen. Der Explosionsdruck der Bombe hatte ihn mit seiner ganzen linken Seite gegen den Heizungskessel geworfen; vom Fuss bis zur Hüfte war sein Fleisch verbrannt.

Auch andere riefen ins Dunkel. Meist ohne Antwort. Widerwärtig lag der Gesteinsstaub in Mund und Nase, drang beim Atmen in die Lunge, trieb den Husten bis zum Erbrechen.

Lebi leuchtete die enge Höhle ab: gesplitterte Balken, zertrümmerte Steine, Mauerbrocken. Der 12jährige sah von grauem Staub überdeckte Gesichter ohne Leben.

Er schaltete das Lämpchen aus. Sein Brüderchen Hansi war auch tot.

Frau Besgen war stumm, aber Leberecht spürte, dass seine Mutter atmete.

Er konnte später nicht sagen, wie lange es gedauert hatte, bis endlich Geräusche von draussen, von oben, zu ihm drangen. Draussen, das war weit weg, aber da wurde gehackt und gegraben. Irgendwann schmeckte er einen frischeren Luftzug. Irgendwann sah er einen Lichtschimmer.

Bald hörte er die Raupenketten und die Schaufel eines Baggers knirschen. Steine brachen dicht über ihm los, stürzten auf ihn herab. In seiner gebückten Stellung, auf engstem Raum gefangen, konnte er nicht ausweichen. Er schlug die Arme über den Kopf, versuchte gleichzeitig, Blinkzeichen zu geben.

Die da draussen hackten und schaufelten, waren Pioniere vom Brückenkommando, Feuerwehrleute und Burschen aus dem Arbeitsdienstlager an der Scheidter Chaussee, in den Hügeln hinter der Stadt.

Einer der Arbeitsdienstmänner war Willy Mainzer, der Sohn der Frau,

die unter Lebis Mutter im Sterben lag. Er hatte Kameraden alarmiert, um die Mutter zu retten. Sein Freund Erich, bei einer SS-Einheit in der Kalmuth, hatte von dort den Bagger herangeschafft (eigenmächtig, ohne Befehl, wofür er später bestraft wurde).

Ganz vorn an dem endlich entstandenen Luftloch zum Keller schaukelten zwei Zivilisten, der Kubachs Heinz und ein Mann aus Kripp, Herr Michels. Die sahen plötzlich Lebis Signale.

«Halt!» riefen sie. «Da ist ein Lichtschein!»

Lebi schrie verzweifelt zurück: «Vorsicht mit dem Stein da!»

Im Gegenlicht hatte er ein Mauerstück erkannt, das jetzt fast freischwebend in die Öffnung ragte, pfeilgerade über dem Kopf der Mutter. Lebi schien es eine Ewigkeit, bis die Männer oben die Trümmer weit genug abgebaut hatten, ohne das Mauerstück zu lockern.

Ihn konnten sie als ersten hochziehen, danach seine Schwester, dann seine Mutter.

Inzwischen traf auch Remagens Bürgermeister Kemming mit dem Kriegsberichterstatte Hilmar Pabel ein (in Kripp lag eine Propaganda-Kompanie). Pabel fotografierte, wie die schwerverletzte Frau Besgen in den Trümmern ihres einstigen Restaurants auf die Tragbahre gelegt wurde. Das Bild wurde noch über Jahrzehnte in vielen Illustrierten der Welt veröffentlicht, als Beispiel für die Schrecken des Bombenkriegs.

Als man Vater Besgen aus dem Loch hievte, war sein Bein eine einzige Brandblase. Hansi und die anderen Toten barg man erst sehr viel später. Frau Mainzer, um deren Rettung willen ihr Sohn Willy so wild gebuddelt hatte, lag derart eingeklemmt unter den Trümmern, dass man für die Bergung der Leiche noch Stunden gebraucht hätte. Also liess man es sein. Willy, mit seinem von Ruinenstaub und Tränen verschmierten Gesicht, arbeitete mit den Kameraden an einer anderen Stelle des Schutthaufens weiter, wo von tief unten her noch schwache Klopfschläge zu hören waren. Das war jetzt wichtiger...

Ja, so war das gewesen, an jenem schrecklichen 2. Januar, als viele schöne Häuser in Remagen durch die Bomben, die der Brücke galten,

zu Massengräbern wurden. Allein in Besgens Keller waren 20 Menschen umgekommen.

Die Obdachlosen wie auch die Verwundeten wurden fürs erste im Sankt-Anna-Kloster einquartiert. Da erhielt auch Vater Besgen die Letzte Ölung.

Doch dort konnten sie nicht bleiben. Das Kloster stand ihnen zu nah an der Brücke. Die Besgens zogen in den Keller der Villa Heimann um. Das war ein altes Villenschlösschen fast am Rheinufer, aber weiter stromabwärts, am Fuss des Apollinarisberges, noch hinter der Wallfahrtskirche St. Apollinaris.

Da hausten sie nun, 20,30 Familien, und jeder Familie gehörte ein Quadratmeter-Eck in diesem Keller und das, was man auf dem Leib getragen hatte, als die Bomben fielen.

Dabei hatten sie alle einmal schönen Besitz gehabt in ihrem Städtchen. Jedes Jahr, vom frühen Frühling an bis in den späten Herbst, kamen die Touristen – zu Tausenden. Wie herrlich hatten sie da leben können – sie alle, die sie jetzt bettelarm in Heimanns Keller sassen! Wie war das früher in Besgens «Winzerverein» hoch hergegangen, vom Frühschoppen bis in die späte Nacht! Ja, wenn die «weissen Schiffe», die Vergnügungsdampfer, anlegten, mit Hunderten von Rheintouristen aus dem platten Holland, aus dem grauen Ruhrgebiet, aus dem Grossstadttrubel von Düsseldorf und Köln. Wie war da gefeiert worden und gesungen, wie hatte man getanzt und getrunken, gekegelt und geschunkelt: «Rheinische Lieder bei rheinischem Wein...»

Frau Besgen versuchte ihrem Mann das Leiden leicht zu machen. Die Kinder sassen stumm neben der Pritsche. Sie wischte ihm den kalten Schweiß von der Stirn, wickelte ihm frische Tücher um das brandige Bein. Viel mehr konnte sie nicht tun. In Linz und Koblenz waren seit Wochen die Lazarette überfüllt, alles Verwundete von der Ardennenschlacht, vom Westwall, von den Kämpfen an den Rurtalsperren, in der Eifel. Und wie ihn überhaupt transportieren? Wohin? In Köln wurde schwer gekämpft, auch nach Bonn schossen die Amis schon hinein, Koblenz bereitete sich hastig zur Verteidigung vor. Das alles wusste sie von den Soldaten und Flüchtlingen, die jetzt auf Remagen zuströmten.

Denn die seit dem letzten Bombenangriff gesperrte Brücke sollte in dieser Nacht vom 6. auf den 7. März wieder geöffnet werden.

Ludendorffs Federstrich – und die Folgen

Um 16 Uhr an diesem 6. März kam Remagens Bürgermeister Hans Kemming von einer Lagebesprechung mit dem Kampfkommandanten des Festungsbereichs Remagen, Hauptmann Wilhelm Bratge. Der Hauptmann hatte, da die amerikanischen Angriffe im Raum Euskirchen-Bonn sich zu verstärken schienen, Alarmstufe Eins gegeben: Alarmbereitschaft für alle Offiziere und Mannschaften. Auf seinem Weg durch die zerbombten Strassen kam der Bürgermeister zu einer bedrückenden Erkenntnis: Die Stadt gehörte den Remagenern längst nicht mehr. Und begonnen hatte das keinesfalls erst, seit sie sich wie Mäuse in Löchern verkriechen mussten und ihre Häuser zu Bruch gingen. Begonnen hatte es vor fast 30 Jahren – und niemand ahnte damals etwas davon. Denn der Federstrich, der über Remagens Geschichte in diesem Jahrhundert verfügte, wurde in einem Geheimkabinett gezogen. Es war ein Strich auf einer Generalstabskarte des Rheinlandes, Massstab 1:100'000, und der ihn zog, hiess Erich Ludendorff, Erster Generalquartiermeister der kaiserlichen Armee.

Es war 1915, die deutschen Truppen waren auf ihrem Vormarsch an der Marne zum Stehen gekommen. Vormarsch bedeutet verlängerte Nachschublinien, das hatte bereits Napoleon erfahren müssen. Im Ersten Weltkrieg waren Eisenbahnen die unübertrefflichen Lebensstränge des Nachschubs.

So hatte zu Kriegsbeginn, zwischen dem 2. und 18. August 1914, allein die Kölner Hohenzollernbrücke 2150 westwärts rollende Züge bewältigt, also jede Viertelstunde eine Waggonsschlange Richtung Front. Nun galt damals für die Soll-Kapazität einer Nachschubstrecke die For-

mel «50/24», das heisst, 50 Zugpaare (einmal hin, einmal zurück) alle 24 Stunden (in Notfällen auf 60/24 steigerbar). Andererseits sah die Verfrachtungs-Kalkulation für ein aktives Armeekorps 140 Züge vor, für ein Reservekorps 85 und für eine Kavallerie-Division 31. Doch an der Schwelle des Zeitalters der Materialschlachten mussten sowohl diese Faustformeln wie auch die Zahl der vorhandenen Eisenbahn-Rheinübergänge als unzureichend erscheinen. Generalquartiermeister Ludendorff wünschte sich also eine weitere, nachschubstrategisch wohlplazierte Brücke.

Geographisch (oder besser: geostrategisch) bot sich eine Eigentümlichkeit des Rheinverlaufs bei Remagen an: der Haken, den der Rhein da schlägt, zwischen Stromkilometer 632 und 634,5.

Das war eine interessante Stelle. Linksrheinisch wich die Eisenbahnstrecke Koblenz-Bonn, um die untere Rheinschleife abzukürzen, bei Bad Breisig vom Ufer ab und stiess bei Remagen wieder auf den Fluss. Und genau dort gegenüber löste sich die rechtsrheinische Strecke, von Niederlahnstein nach Köln-Deutz, ihrerseits vom Rheinufer ab, um die obere Flussschleife zu verkürzen. Von hoher Warte, Ludendorffs Warte, aus gesehen, bildeten beide Strecken eine beinahe durchgehende Linie, eben nur vom Rhein unterbrochen. Das schrie geradezu nach einer Brücke.

Betroffene Bürgerschaften bei landschaftsverändernden Massnahmen nach ihrem Dafürhalten zu befragen, etwa gar durch die öffentliche Auslegung von Plänen ins Bild zu setzen, das gehörte seinerzeit nicht zur Manier der Regierenden. So geriet das schöne alte Remagen in eine Gleisgabelung zwischen der bestehenden linken Rheinuferstrecke und dem neuen Brückenzubringer samt den dazugehörigen, neuaufzuschüttenden Zufahrtsrampen. Der freie, weite Blick in die fruchtbare, sich nach Süden dehnende «Goldene Meile» mit ihren in sanften Wellen ansteigenden Hügeln zur Eifel und zum Westerwald hin wurde bald durch ein monströses, den Fluss überspannendes Stahlgittergebilde verstellt.

Auch das Städtchen auf der anderen Rheinseite, Erpel, verlor viel von seinem ausgeprägt altmodischen Charme. Erpel hatte noch Stadttore rheinaufwärts und -abwärts, eine Mauer (ohne Weinterrassen) zum

Rhein hin – und dazwischen Kopfsteinpflaster, anheimelnde schiefe Fachwerkhäuschen und eine Dorflinde am Rathausplatz.

Ludendorffs Strich auf der Generalstabskarte setzte die Brücke brutal vor Erpels Wahrzeichen und Naturwunder: die Erpeler Ley. Das ist ein gewaltiger Basaltfelsen, der dicht am Rheinufer etwa 200 Meter steil in den Himmel ragt, fast wie ein titanenhafter Findling. Nun zwängten sich ohnehin schon Rheinufer-Landstrasse und Rheinufer-Eisenbahn zwischen Strom und Felsen. Weil da unmöglich auch noch Platz für eine Gleisschleife von der Brücke zur Rheintal-Eisenbahn war, musste man also auch noch diesen Engpass überbrücken und einen Tunnel durch die Erpeler Ley treiben. Wirtschaftlich unsinnig, dafür aber kriegsstrategisch genial, schuf Ludendorff so, aus der Kombination von Nachschubstrecke, bomben- und granatensicherem Tunnel sowie den vier bollwerkartigen Brückentürmen (auf jeder Seite zwei) mit ihren meterdicken Mauern, Geschützplattformen und Schiessscharten im Grunde ein *Fort mit Gleisanschluss*.

Die Ironie der Geschichte wollte es, dass die Brücke erst im November 1918 fertig wurde – gerade noch rechtzeitig für den erbarmungswürdigen Rückmarsch der geschlagenen deutschen Frankreich-Armee und für den Einmarsch der französischen und amerikanischen Sieger ins Rheinland.

Bürgermeister Kemming ging die Rheinpromenade entlang, die er selbst, gleich nach seinem Amtsantritt 1932, an der Stelle der alten Rheinwerft geplant und gebaut hatte. Er ging vorbei an den einstmals feinen Hotels und Restaurants, die hier in seiner Amtszeit aufgeblüht waren. Ihre Fassaden trugen jetzt hässliche Narben vom Bordwaffenbeschuss der Jabos und vom Splitterbefall der Bombenexplosionen. Die leeren Fensterhöhlen, rauchgeschwärzt von Phosphorbrandbomben, starrten tot auf den grau dahinfließenden Rhein. Die vom Explosionsdruck der Luftminen ihrer Pfannen entblösten Dachstuhlreste streckten ihre geborstenen Balken in den grauen Himmel. Von der hohen Glasterasse des Hotels «Fürstenhof» waren nur noch Scherbenhaufen und ein Gewirr von bizarr verdrehten Stahlträgerstrukturen übrig. Die Anlege-

pontons, über die einst die weissen Schiffe der «Köln-Düsseldorfer Dampfschiffahrts-Gesellschaft» oder der holländischen Rheinlinien ihre Passagiere in die zahllosen Gaststätten und Weinstuben des Städtchens geschleust hatten, lagen halb versenkt und voller Einschusslöcher vorm Ufer. Begriff der Bürgermeister, dass er selbst das wandelnde Symbol dafür war, dass den Remagenern ihre Stadt nicht mehr gehörte – weil es die verdammte Brücke gab?

Ein Stadtvater, der nichts schützen konnte, der auch nichts zu sagen hatte, so ging er nun durch die alten Gassen, die in ihrem gewinkelten Verlauf schon auf mittelalterlichen Katasterplänen verzeichnet waren, zum Marktplatz hoch. Befehlsgewalt besass jetzt der Hauptmann Bratge, der «Kampfkommandant». Und der war nicht mal von hier. Wie alle, die in und für Remagen wegen der Brücke Schicksal spielten, war auch er ein Fremder. Ausgerechnet auch er in Posen geboren, genau wie Ludendorff. Ein schlechtes Zeichen.

Der Bürgermeister blickte, während er Schutthaufen, verkohlten Balken und Bombentrichtern auswich, zu den vier schmalen, feinstrukturierten Türmen der Apollinariskirche hoch. Zwar erst 1839 erbaut, beherbergte sie doch die Reliquien des Hl. Apollinaris, die seit 1164 Remagen zu einem Wallfahrtsort gemacht hatten. Die Reliquien hatten schon Gustav Adolfs schwedische Soldateska im Dreissigjährigen Krieg überstanden, dann die Spanier während des Erbfolgekriegs, schliesslich Napoleons Truppen. Würden sie noch ein Kriegsinferno überleben?

Der Blick ging über die grünen Höhen, die Remagen nach Westen und Süden umringten und in sonnigen Sommern einen lieblichen Kontrast zum schroffen Massiv der Erpeler Ley auf dem Ostufer des Rheins bildeten. Der Blick wanderte vom Apollinarisberg, der sich über der Wallfahrtskirche erhob, weiter über den Taleinschnitt von Blankerts Hohlweg, dann hinauf zum Viktoriaberg. Da oben, im eleganten Restaurant «Waldburg», hatte Kemming mit den Honoratioren der Stadt oft fröhlich den prächtigen Tropfen des berühmten Weinkellers zugesprochen. Weiter wanderte der Blick, hinüber zum waldigen Plateau des Reisbergs – mit den Aussichtspunkten «Ahrplatte» und «Eifelblick»,

dem Lieblingsausflugsziel aller gutbeschuhten Spaziergänger. Ach ja, ein schönes Fleckchen Erde war sein Remagen, trotz der Brücke...

Von Norden her, jenseits der Apollinariskirche, Richtung Bonn und Köln, hörte man dumpf das Grollen schwerer Artillerie, wie nun seit Tagen schon. Alle sprachen von der bevorstehenden Schlacht am Rhein. Das konnte nicht mehr lange dauern. Bürgermeister Kemming überlegte, ob es angezeigt war, wichtige Akten ausserhalb der Stadt in Sicherheit zu bringen. Ordnung musste ja sein. Aber wozu eigentlich noch...?

Der Kampfkommandant der «Festung Remagen»

Hauptmann Wilhelm Bratge stand auf der Brücke und blickte über seinen «Festungsbereich», wie das wehrmachtsoffiziell hiess, und über seine Streitmacht.

Der «Kampfkommandant», so seine ebenfalls wehrmachtsoffizielle Bezeichnung, war ein untersetzter, stämmiger Vierziger. Er war nicht nur Veteran vieler Feldzüge zwischen Bordeaux und Charkow, wovon seine Eisernen Kreuze zeugten. Schon als Halbwüchsiger hatte er sich mit den «Schutztruppen» seiner ostdeutschen Heimat gegen die polnischen Milizen geschlagen. Lehrer hatte er werden wollen, war es auch ein paar Jahre gewesen, und einiges vom lehrerhaften Sinn fürs Ordentliche und Disziplinierte hatte er immer noch an sich. Jetzt, auf der Brücke, überprüfte er den Fortschritt der Reparaturarbeiten und verteilte Zensuren.

Seit den schweren Luftangriffen im Januar war Tag und Nacht gearbeitet worden. Aber zusätzlich war gestern noch von höchster Stelle – vom Oberbefehlshaber West, Generalfeldmarschall von Rundstedt – der Befehl zur «Aushöhlung» der Brücke gekommen. Das hiess: Zwischen den Eisenbahnschienen mussten Bohlen verlegt werden, damit die Brücke auch für Strassenfahrzeuge, Geschützlafetten und Kettenfahrzeuge

wie Panzer benutzbar wurde. Anlass dieses Befehls war die Offensive, bei der am 23. Februar die Amerikaner stellenweise den Westwall durchbrochen und Teile von Generalfeldmarschall Models Heeresgruppe B bis auf Neuss, Köln und Bonn zurückgeworfen hatten. Die Front war jetzt nahe, und die geschlagenen Reste der 5. Panzerarmee und der 15. Armee mussten auf das Ostufer des Rheins zurückgenommen werden – über die Brücke von Remagen. Selbstverständlich wurde dann auf dem Ostufer die «Rheinfront» aufgebaut, an der sich der Feind endlich und endgültig die Zähne ausbeissen musste...

Als Kampfkommandant befahl Hauptmann Bratge direkt nur die «Sicherungskompanie» der Brücke (mit ihrem Kompaniechef Leutnant Wickelmeyer). Die an der Brücke arbeitenden Pioniere unterstanden jedoch dem «Brückenkommandanten», Hauptmann Friesenhahn.

Die beiden Hauptleute hatten allerdings in ihren vier Monaten auf der Brücke zu kameradschaftlichem Zusammenwirken gefunden. Ein Rest von Reibungsflächen blieb freilich. Friesenhahn war von ähnlich kleiner, stämmiger Statur wie Bratge. Wenn die beiden ihre Differenzen mal lauter austrugen und dabei mit gespreizten Stiefelbeinen und in die Hüften gestemmt Armen voreinander standen, unterdrückten nicht alle Zuschauer ein Grinsen.

Karl Friesenhahn war nicht nur zehn Jahre älter als Bratge. Er hatte sich schon im Ersten Weltkrieg sein Eisernes Kreuz erworben («als der Bratge noch im Konfirmationsanzug rumlief»), hatte in den Schützengräben vor Verdun schon im Gas gelegen. Und er war auch zuerst auf der Brücke gewesen, schon seit vorigem Sommer (aber unter Bratges Vorgänger Höfering war die Rangordnung klar gewesen: der war Major). Friesenhahn gewöhnte sich erst allmählich an den neuen Kampfkommandanten, der am 1. November 1944 kam. Denn Friesenhahn stammte aus dem nahen Koblenz, wo er zu friedlicheren Zeiten als Prokurist in der Bierbrauerei seines Schwagers tätig war. Bei ihm lag die rheinischfröhliche Geselligkeit gleichsam schon als Geschäftsgrundlage in der Familie. Da tat er sich dann schwer mit dem lehrhaften Posener, der immer so pingelig auf die Vorschriften sah und eigentlich nur in sei-

nem Kommandanturbüro lebte.

Gewiss trennte die beiden Hauptleute auch dies: Bratge hatte von Jugend auf, mit 15 Jahren von den Polen aus Posen vertrieben, als Heimatloser immer nur in Truppenunterkünften und Schulhäusern gelebt; ein Fremder war er auch hier, und Remagen war für ihn nur ein Einsatzort wie viele andere vorher. Friesenhahn dagegen war hier daheim, nahe bei seinem Koblenz, er kannte Land und Leute und manche Wirte in Remagen als Kundschaft der Familienbrauerei. Überhaupt hatte er den ganzen Krieg hier am Rhein verbracht (wegen seines Alters und seiner Weltkriegsverwundungen), und seine Frau kam ihn sogar jeden Sonntag besuchen, mit Kaffee und Kuchen und Butterbrot für die ganze Woche.

Da auch einige andere Angehörige der Brückenmannschaft ortsansässig waren, muss dem ewigen Soldaten Bratge die Stimmung im Festungsbereich Remagen sehr viel familiärer und unkriegerischer vorgekommen sein, als er es gewohnt war.

Gewiss beeinträchtigten diese Temperamentsunterschiede kaum die Aufgaben, die zu erfüllen waren. Aber sie erzeugten doch Stimmungen, die nun in der Luft lagen. Auf dem Höhepunkt der Ereignisse auf der Brücke sollte das noch eine Rolle spielen.

Am Arbeitseinsatz, zu dem Hauptmann Friesenhahn seine Pioniere antrieb, war nichts auszusetzen. Seit dem schweren Bombenangriff hatten sie Vorbildliches geleistet. Zuerst galt es, die Toten in der Stadt zu bergen. Keine schöne Arbeit. Dann die Instandsetzung der Gleise: doppelgleisig wie zuvor war die Strecke nicht wiederherzustellen. Auf beiden Gleisen waren Schienen zerstört; da aber kein Ersatz kam, reichten die vorhandenen nur für einen Strang. Neue Komplikation. Ein Nachschubzug hatte im Tunnel zwei Tankwaggons mit Spezialflugzeug-Treibstoff abgestellt; die blieben nun durch den Schienenab- und -umbau stehen, wo sie standen. Auch das sollte noch Folgen haben.

Ausser den Pionieren arbeitete noch eine Hundertschaft sogenannter «Ostfreiwilliger» auf und an der Brücke: Polen und Ukrainer, die sich, nicht immer ganz so freiwillig, der Wehrmacht für Hilfsdienste ange-

schlossen hatten (daher auch «Hilfswillige» oder einfach «Hiwis» genannt). Sie kampierten, von zwanzig Soldaten «betreut», in einem Lager auf dem Viktoriaberg. Jetzt schippten sie an den Brückenrampen, die ja als Zufahrt für den erwarteten Fahrzeugstrom hergerichtet werden mussten.

Der wichtigste Mann bei den Arbeiten auf der Brücke war unzweifelhaft Feldwebel Kleebach, der «Brückenmeister».

Jakob Kleebach: ein Leben für die Brücke

Als 18jähriger Schreiner hatte Jakob Kleebach schon 1916 beim Bau der Brücke mitgearbeitet. Anschliessend wurde er hauptamtlich zum Brückenmeister bestellt. Er heiratete in Remagen und lebte mit seiner Familie dicht bei der Brücke. 1936, nach Hitlers Einmarsch in das bis dahin entmilitarisierte Rheinland, übernahm ihn die Wehrmacht im Rang eines Feldwebels. Befördert wurde er nie, brauchte aber auch keine Kaserne zu betreten, von ein paar Wehrübungen abgesehen. Kleebach, der die Brücke bis ins Innerste auswendig kannte, war wohl der einzige in Remagen, der das Monstrum wirklich liebte. Die Brücke war sein Lebenswerk, sein Lebensinhalt; wer ihn reden hörte, musste glauben, sie gehöre ihm. Wenn Bombensplitter oder Bordwaffengeschosse auch nur Kratzer an den Stahlträgern schlugen, trieb es ihm fast die Tränen in die Augen. Zwar überprüfte er, was auch seines Amtes war, regelgemäss die Sprengkammern. Jedoch: Weltuntergänge vermochte er sich vielleicht vorzustellen, aber dass *seine* Brücke zu *seinen* Lebzeiten einmal zerborsten im Rhein liegen könnte, das war für Jakob Kleebach undenkbar.

Die tiefe Überzeugung, dass seine Brücke für die Ewigkeit gebaut war, verliess ihn auch nicht, als er am 6. März alle Vorschriften für die Vorbereitung der Sprengung abhakte.

Den Befehl dazu hatte Hauptmann Bratge gegeben. Die Situation war eindeutig: Waren planmässig alle deutschen Truppen auf das Ostufer zu-

rückverlegt, stand der Feind auf den Hügeln um Remagen, dann musste die Brücke unverzüglich gesprengt werden. Darüber gab es einen Führerbefehl: bei Zuwiderhandlung Todesstrafe.

Kleebach hatte freilich immer schon seine, gewiss nie von ihm verschuldeten Schwierigkeiten mit dem Sprengsystem der Brücke gehabt.

Das fing schon 1918/19 an, nach dem Weltkrieg, als die Franzosenbesetzung im Rheinland begann. Da wurden, aus Angst vor antifranzösischen Sabotageakten, die bereits von Ludendorffs Bauingenieuren für alle Fälle gleich miteingebauten Sprenglöcher zuzementiert. Kleebach stand dabei und sah zu.

Nach 1936 wurde das Sprengsystem von der Wehrmacht wieder eingebaut, nach allerneuestem Stand der Technik. Ein kunstvolles System: 24 Detonationspunkte waren errechnet worden, ebenso die jeweilige Sprengstoffmenge, die in massgeformten Zinkbehältern in den Öffnungen plaziert wurde. 400 Kilo Ekrasit steckten so in der Brücke, dazu kam eine geballte Ladung von 200 Kilo in der «Minenkammer» am südlichen Brückenpfeiler.

Beeindruckend war an diesem System, dass es nicht etwa die drei Brückenpartien wahllos in die Luft jagen würde; vielmehr sollte nur der Mittelbogen (Länge 156, Scheitelpunkthöhe 28 Meter) beinahe elegant, mit einer Halbdrehung um die Längsachse, als Ganzes dem sechzehn Meter tiefer liegenden Vater Rhein stromabwärts in die Arme gleiten. Eine Sprengung als Kunstwerk gewissermassen, wie auch die Brücke selbst, jedenfalls nach Ansicht ihrer Erbauer, eines war.

Der Pfiff lag in der Elektrizität. Die Einzelladungen waren über eine Spezialleitung von Siemens der Auslöse-Apparatur angeschlossen, welche sich hinter dem Tunnelleingang befand. Diese Zündleitung verlief innerhalb eines garantiert beschuss-sicheren Stahlrohrmantels unterhalb der Brückenbogen. Nachteil der Konstruktion: Sie war «hintereinandergeschaltet». Fiel also ein Teilstück der Anlage aus, dann streikte das gesamte System. Andererseits bot nur die Möglichkeit, Teilbereiche einzeln überprüfen zu können, die Gewähr, einen eventuellen Defekt schnell zu lokalisieren. Aber dass genau darin ein elektrotechnisches Di-

lemma verborgen liegen könnte, liess sich gewiss nicht in allen eventuellen Ausweitungen vorberechnen. Schliesslich gab es daneben immer noch die klassische Zündschnur, mit der man auf altbewährte Weise eine sogenannte Hilfsladung sprengen konnte.

Die Wehrmachts-Feuerwerker waren mächtig stolz auf ihren Zerstörungsmechanismus. Jakob Kleebach stand dabei, sah und hörte sich alles an und dachte sich seinen Teil.

Und der Gebrauchsanweisung entsprechend, überprüfte er immer termingemäss die Stromkreise. 1939, der Krieg hatte eben begonnen, meldete er die Anlage defekt. Schuld seien Vibrationen, hervorgerufen durch den verstärkt rollenden Aufmarschverkehr, hiess es. Aber dann wurde ohnehin das gesamte System abgebaut – aus Angst vor nazifeindlicher Sabotage. Es kam zur Aufbewahrung ins Darmstädter Feuerwerker-Depot.

Jakob Kleebach stand auch diesmal dabei und sah zu.

Im Sommer 1944, nach der alliierten Invasion, fassten vorausschauende Planer im für den Mittelrhein zuständigen Wehrkreiskommando XII zu Wiesbaden die Wiederausrüstung der Rheinbrücken mit Sprengvorrichtungen ins Auge. Die Ausrüstung für die Remagener Brücke war jedoch inzwischen spurlos aus dem Darmstädter Depot verschwunden. Kleebach musste anhand der alten Pläne die gesamte Anlage nachbauen lassen – die Metallbehälter, die Zünder, die Spezialkabel. Handwerksbetriebe aus der Umgebung besorgten das. Es entstand nicht exakt die gleiche Anlage, folglich mussten auch die Ladungen neu berechnet werden, um die gleiche Wirkung zu erzielen. Aber Kleebach konnte schliesslich Vollzug melden.

Den Sprengstoff, nach wie vor 600 Kilo, wollte die Wehrkreisbehörde allerdings nicht herausrücken. Aus plausiblen Grund übrigens: In Köln war die Mülheimer Brücke in die Luft geflogen, weil eine Fliegerbombe voll eine geladene Sprengkammer getroffen hatte.

Jetzt, am 6. März, überprüfte Brückenmeister Kleebach wie befohlen die Stromkreisschaltungen – alles positiv.

Aber Brückenkommandant Friesenhahn, als Vorgesetzter Kleebachs und technisch zuständig sowohl für die Inwie letztlich die Ausserbetriebnahme der Brücke, musste dem Kampfkommandanten Bratge mel-

den: «Der Sprengstoff ist noch immer nicht da!» Tatsächlich war Sprengstoff längst so knapp, dass beispielsweise beim Rückzug aus der französischen Maginot-Linie, Ende 44, nicht einmal mehr alle dem Feind eventuell nützlichen Festungswerke hatten gesprengt werden können.

«Wo, zum Teufel, bleibt denn das Zeug!» rief Bratge.

Kleebach stand dabei, hörte es sich an und zuckte die Achseln.

Damenfahrräder «mobilisieren» die Truppe

Es gab auch gute Nachrichten an diesem Tag. Als Kleebach mit dem Ausbohlen der Brücke begann, standen fürs Zuschneiden der Planken nur Handsägen bereit (das Holz wurde in der Grossschreinerei Becher, gleich bei der Brücke, requiriert). Kleebach schien es wenig zu stören, dass die Motorsäge wegen Treibstoffmangels nicht benutzbar war. Dann musste man es eben wie in alten Zeiten machen, als alles von Hand gearbeitet wurde. Wieder ganz Schreiner und gar nicht Feldwebel, machte er seinen ungelerten Kräften – den «Ostfreiwilligen» – die Arbeit so geschickt vor, dass jeder nur wenige, stets gleichförmige Griffe zu tun hatte. Was zunächst nach Sisyphus-Schufferei aussah, kam überraschend schnell voran. Kleebach war auch der einzige an der Brücke, von dem die «Hiwis» und die russischen Gefangenen sich ohne Murren kommandieren liessen. Vor dem Sportplatz, links vor der Brücke, hatte er mit ihnen schon Tische und Bänke geschreinert, da konnten sie bei dienstfrei in der Sonne sitzen. Als er und sein Vorgesetzter Friesenhahn eines Tages wegen dieser «unnützen Zulage» von einem Inspektionsoffizier des Wehrkreiskommandos angepiffen wurden, meinten die beiden nur: «Wir brauchen die Arbeitskraft der Leute, also tun wir das Notwendige, um sie hochzuhalten...» So musste man reden, im Stil der Zeit, um nicht anzuecken.

Hauptmann Bratge wollte eben die Brücke verlassen, als sich einer

der wenigen Glücksfälle an diesem Tag ereignete. In einem kleinen Tankwagen rollte eine schon lange angeforderte Lieferung Dieselöl für die Motorsäge an. Kleebachs Leute hatten die Bohlen bereits auf dem grösseren Teil der Brücke verlegt, doch nun war der Rest ein Kinderspiel. Der Feldwebel konnte Bratge die Freigabe für 22 Uhr zusagen.

Von dieser guten Nachricht beflügelt, schwang der Hauptmann sich auf sein Damenfahrrad und strampelte durch die von Fahrzeugen verstopften Strassen zu seinem Befehlsstand im Sankt-Anna-Kloster.

Das Damenfahrrad war inzwischen das einzige Fortbewegungsmittel des Kampfkommandanten; Kraftfahrzeuge gab es schon lange nicht mehr. Als die Führerinnenschule des Weiblichen Arbeitsdienstes aus Remagen verlagert wurde, liessen die Arbeitsmädchen ein gutes Dutzend Fahrräder zurück. Bratge requirierte sie sofort.

Es ist fraglich, ob Bratge sich der Lächerlichkeit bewusst war, als Befehlshaber eines der strategisch wichtigsten Stützpunkte der entstehenden Rheinfront seinen Festungsbereich auf dem Damensattel bereisen zu müssen. Aber Improvisation war jetzt die Existenzgrundlage der einst auf ihre konkurrenzlose Technisierung so stolzen «Blitzkriegs»-Wehrmacht.

Im Befehlsabyrinth

Schon als Hauptmann Bratge das Kommando in Remagen übernahm, fand er hier eine allenfalls mit Geduld durchschaubare Befehlsstruktur vor.

Seine «Brückensicherungs-Kompanie» unter Leutnant Wickelmeyer gehörte dem «Ersatz- und Lehr-Bataillon 80» in Koblenz an; in Wirklichkeit war es aber nur eine 30 Mann starke Genesenden-Einheit, bestehend aus Verwundeten, die in den Lazaretten des Rheinlandes zwar schon wieder auf die Beine gebracht worden, aber noch nicht front-

dienstfähig geschrieben waren. Die meisten fuhren fast täglich zu ärztlicher Nachbehandlung in die Lazarette der Umgebung.

Ein Beispiel dafür war Feldwebel Rothe. Den 32jährigen, in Russland verwundet, hatte man im Linzer Krankenhaus wieder zusammengeflickt. Leichten Dienst bei der Brückenwache konnte er übernehmen, aber alle paar Tage musste er zur Nachbehandlung ins Linzer Hospital, wie die meisten Kameraden. Rothe hatte Glück, er stammte aus Remagen. Seine Eltern hatten hier 1927 das Hotel «Central» am Bahnhof übernommen. Feldwebel Rothe war also daheim. Wie lange? Waren die Männer «k.v.» (kriegsverwendungsfähig), dann musste Hauptmann Bratge sie an die Frontarmeen abgeben. Im Sommer war die Sicherungskompanie einmal 400 Mann stark gewesen. In den letzten drei Monaten war der Bestand dreimal ausgewechselt und dabei auch noch ständig verringert worden. Der Krieg frass die Männer weg wie ein Moloch. Am 6. März, als die Front schon dicht hinter den umliegenden Bergen stand, zählte die Sicherungskompanie ganze 27 Mann.

Befehlsgemäss unterstand Hauptmann Bratge dem Wehrkreis XII in Wiesbaden. Aber Hauptmann Friesenhahns Pioniere bildeten die 12. Kompanie des 3. Landeschützen-Pionierbataillons. Dessen Chef, Major August Kraft, sass 35 Kilometer entfernt in Sayn, im Westerwald. Und Kraft wiederum empfing seine Befehle von Major Strobel, seines Rangs Kommandeur des Landeschützen-Pionierregiments 12 mit Sitz in Rheinbrohl, was wieder zehn Kilometer näher war, die Einhaltung vorgeschriebener Dienstwege dennoch nicht erleichterte. Major Strobels Vorgesetzter war General Janowski in Koblenz.

Natürlich liefen die von der Brücke getrennt hinaufreichenden Befehlsstränge irgendwo oben zusammen: zum Beispiel im Wiesbadener Wehrkreis-Kommando XII, welches – wie alle Wehrkreise, in die das Reich unterteilt war – seit dem 20. Juli 1944 letztlich dem Chef des Ersatzheeres, Reichsführer SS Heinrich Himmler, unterstand.

Indessen lagen bei der Brücke und im Festungsbereich Remagen noch andere Einheiten, die wieder ganz anderen Befehlsgebern direkt unter-

standen: SS und SA, NSDAP und RAD (Reichsarbeitsdienst), Volksturm und OT (Organisation Todt), ferner Hitler-Jugend (ein «Wehrertüchtigungs-Lager» mit 150 bis 180 Jungen), eine Heeres-Propagandakompanie (im benachbarten Kripp, 12 Mann), die «Hiwis» mit ihren «Betreuern», die 51. Nebelkompanie der Luftwaffe (100 kriegsgefangene Russen mit zwanzig deutschen Bewachern; sie sollten bei Fliegeralarm die Brücke einnebeln, schafften das aber nie), eine «Alarm-Einheit Boddendorf» (50 Mann, sie bewachten die Telefon-Vermittlungszentrale der Heeresgruppe B); sodann die 5. Batterie der Leichten Flak-Abteilung 715 (80 Mann) und die 5. Batterie der Leichten Flak-Abteilung 667 (95 Mann) mit insgesamt 18 Geschützen auf und nahe der Brücke. Zu guter Letzt gab es da auch noch, besonders interessant, die 3. Batterie der geheimnisumwitterten «Flak-Lehr- und Versuchsabteilung 900» unter dem jungen Oberleutnant Peters, dem bei den Ereignissen um die Remagener Brücke ein besonders hartes, tragisches Schicksal bestimmt sein sollte.

Bei Peters' Einheit handelte es sich um eine von Hitler schon lange versprochene «Wunderwaffen»: den «Fön», auch «Flakwerfer 44» genannt. Das war ein nach dem Prinzip der «Stalin-Orgel» konstruiertes Fliegerabwehrgerät. Diese 24 auf Stelzen stehenden Mehrfach-Raketenskapulte waren erst im Februar vom Versuchsgelände Rerik in Mecklenburg zusammen mit VI- und V2-Personal nach Remagen verlegt worden, die erste einsatzbereite «Fön»-Batterie überhaupt.

Über diese «Wunderwaffe» hatte Kampfkommendant Bratge ebenfalls keine Befugnis, sie gehörte zur Luftwaffe. Aber schon mit der gewöhnlichen Flak kam im Bereich Remagen keine Koordination zustande. Einiges von der Arroganz, die sich, vom eitlen Reichsmarschall Hermann Göring ausgehend, in der Luftwaffe – und dazu gehörte die Flak – bis in die unteren Chargen ausbreitete, mochte da mit im Spiel sein. Hauptmann Bratge, der recht behalten wollte, wo er sich im Recht glaubte, beschwerte sich darüber bis zu Flak-General Pickert, dem Chef des III. Flakkorps, hinauf. Danach wurde zwischen dem Remagener Flak-Major und dem Remagener Kampfkommendanten ein Verbin-

dungsleutnant eingesetzt. Auch das half wenig, wie sich erweisen sollte.

So also lagen die Kompetenz-Verhältnisse im Festungsbereich Remagen während der ersten Monate von Hauptmann Bratges Dienstzeit. Sollte er sie bis dahin für schwierig gehalten haben, dann mussten sie ihm nach dem 26. Februar geradezu paradisisch vorkommen.

Der 26. Februar war der «Loreley»-Tag.

Schon bei seiner Ankunft, an Allerheiligen 44, fand Hauptmann Bratge in der Schublade des Kommandanten-Schreibtisches einen versiegelten Umschlag vor.

Absender: Wehrkreis-Kommando XII, Wiesbaden.

Anweisung: nur zu öffnen bei Erhalt des Kennworts «Loreley».

Der Umschlag war Symbol dafür, dass zumindest die oberste Führung – wenn auch längst nicht mehr die unteren Ränge – unverdrossen der Fiktion nachhing, sie dirigierte mit und in der Wehrmacht (vertikal, horizontal und diagonal) die bestorganisierte Streitmacht der Welt. Der versiegelte Umschlag bewies, dass «oben» alles Zukünftige bedacht wurde, selbst das Udenkbare.

Hauptmann Bratge konnte immerhin vermuten, was der Umschlag enthielt. Sollte die kämpfende Truppe hinter die Reichsgrenzen zurückweichen, so ging Remagen von der Zuständigkeit des Ersatzheeres – und damit des Wehrkreises XII – in den Befehlsbereich des nächsterreichbaren Armeestabes über. Nichts schien logischer als das, zumal der Führer am 15. Februar den «Ausbau der Rheinfront» befohlen hatte: «... ein tiefgegliedertes Stellungssystem zwischen Emmerich und Karlsruhe mit dem Fluss als HKL (Hauptkampflinie) und im Anschluss daran eine Sperre in höchstens 30 Kilometer ostwärts des Rheins... Schwerpunkt zwischen Emmerich und Königswinter.»

Freilich, ausgebaut wurde wenig. Nicht nur aus Mangel an Menschen und Materialreserven. Die Ausführung seines Befehls hatte Hitler den Gauleitern der NSDAP anvertraut – aber die Parteifunktionäre, deren Stärke doch wohl mehr im Rhetorischen als im Strategischen lag, waren glatt überfordert. Doch Ausbau hin oder her – den Befehl zum Rückzug

der Armeen auf diese Rheinfront behielt Hitler sich, nach sattem bekanntem Muster, selbst vor – bis hinunter zu jedem Divisionskommandeur. Auch das war ein «Führerbefehl».

Hauptmann Bratge dachte natürlich nicht daran, diszipliniert wie er war, den versiegelten Umschlag eigenmächtig und vorzeitig zu öffnen.

Am 23. Februar 1945 trat die 1. US-Armee unter General Hodges zum Angriff auf das in ihrem Abschnitt letzte natürliche Hindernis vor dem Rhein an: das nach der Sprengung der Talsperren durch deutsche Truppen überflutete Rurtal. Am 25. erreichte sie die «Erft-Linie» vor dem Abschnitt Köln-Bonn.

Am 26. kam dann Kennwort «Loreley».

Bratge riss den Umschlag auf. Ab sofort unterstand der Festungsbereich Remagen der 7. Armee. Da stutzte der Hauptmann. Die 7. Armee unter General Brandenberger operierte weit entfernt, südlich der Mosel. Seit dem verlustreichen Ende der Ardennen-Offensive wurde sie von General Pattons 3. US-Armee über den Hunsrück getrieben.

Kein Zweifel: Der als «Geheime Kommandosache» versiegelte «Loreley»-Befehl war ein alter Hut, und niemand hatte sich die Mühe gemacht, ihn «aufzubügeln».

Also Rückfrage beim Wehrkreiskommando XII in Wiesbaden. Von diesem Augenblick an entwickelte sich das Zuständigkeitsgerangel in Remagen zum totalen Chaos.

Rückfragen war leichter gesagt, als getan.

Nachrichtentechnisch war der Festungsbereich Remagen an die zwischen Bonn und Koblenz verlaufende Heerestelefonleitung angeschlossen. Die Verbindungen brachen, seit die Luftangriffe zunahmen, häufig zusammen. Und seit selbst Halbblinde und Halblahme nebst bisherigen Verwaltungs- und Versorgungssoldaten in die jüngst auf gestellten «Volkgrenadier-Divisionen» gepresst wurden, stöpselten in den Zentralen – ausser den ohnehin überforderten «Blitzmädeln» – auch Schwerverwundete, sogar «Hirngeschädigte». Günstigenfalls dauerte es Stunden, meist einen Tag, bis Verbindungen zustande kamen. Zum Glück für Bratge befand sich im nahen Bodendorf, ahrwärts hinter dem Reisberg, die der Heeresgruppe B zugehörige Telefonzentrale «Diana».

Nur: Zur Heeresgruppe B gehörte Remagen noch lange nicht. Einzig wenn man auf eine kameradschaftliche Seele an den Schaltkästen dort traf, kam man auf dem «Diana»-Draht weiter. Zwar besass Bratge seit Februar ein Fünf-Watt-Funkgerät, doch wegen der ständig aus Geheimhaltungsgründen wechselnden Wellenlängen und Codewörter – die man Bratge beileibe nicht immer mitteilte – nützte auch das wenig. Letzte Rettung, freilich nur sporadisch, weil oft zerbombt, blieb das zivile Telefonnetz der Reichspost; oder das Anhalten einer auf der Bonn-Koblenzer Landstrasse vorüberfahrenden Einheit mit mobiler Funkstelle. Die Funker legten, auf den Wegelagerer-Befehl des Hauptmanns, dann schon mal eine Kommissbrot-Pause ein und liessen ihn so lange drahtlos sprechen, bis sie das spendierte Bier ausgetrunken hatten.

Als Bratge endlich den Wehrkreis-Anschluss erreichte, existierte der Wehrkreis nicht mehr.

Was war aus ihm geworden?

Kurz nach der Ausgabe des Kennworts «Loreley» war er neu in «Kampfbereiche» auf geteilt worden. Remagen fiel unter das «Kommando Kampfbereich XII Nord». Und dieses Kommando sass nun in Koblenz. Doch das erfuhr Bratge nicht. «Wer was von uns will, wird sich schon melden», schien man sich dort zu sagen. Was Bratge wollte, konnte man ihm dort dennoch nicht liefern: nämlich die Auskunft, welche Armee denn nun tatsächlich, anstelle der 7., für Remagen zuständig sei.

Dafür waren zwei Tage drauf gegangen.

Bratge, weiter hartnäckig auf der Suche nach einem Schulterschluss, fragte, nun wieder über «Diana», bis in den Heeresgruppe-B-Generalstab hinauf. Dieser, zuständig für das Operationsgebiet zwischen holländischer Grenze und Saar, befehligte die 7. und die 15. sowie die 1. Fallschirmjäger- und die 5. Panzer-Armee. Ein Offizier in Models Generalstab erklärte Bratge mürrisch-widerwillig («Menschenskind, wir haben hier ganz andere Sorgen!») wenigstens so viel von der Kriegslage, dass der Hauptmann sich danach «im rückwärtigen Frontbereich der 5. Panzer-Armee» vermuten durfte.

Nun galt es also, den Stab der 5. Panzer-Armee aufzuspüren.

Wäre Bratge nicht so ein heeresdienstordnungsbewusster Dickkopf gewesen, dann hätte die Auskunft, die er von dieser Stelle erhielt, ihn womöglich zu kriegsgerichtsreifen Äusserungen veranlasst. Er hörte: «Remagen? Festungsbereich? Brückensicherung? Nie gehört. Wir nicht. Ende der Durchsage.»

Also Rückrückfrage beim Kommando Kampfbereich XII Nord.

Nun, immerhin gingen diese Koblenzer dem Heeresgruppe-B-Generalstab so lange auf die Nerven, bis sie endlich eine Zugehörigkeit für den Festungsbereich Remagen fanden. Und siehe: Es war doch die 5. Panzer-Armee.

Da liess Hauptmann Bratge sich erstmals zu einem führungskritischen, wenn auch stummen Kommentar hinreissen: Er schüttelte den Kopf.

Doch schien nun die Ordnung wiederhergestellt – zunächst wenigstens. Denn inzwischen hatte die 5. Panzer-Armee sogar einen besonderen «Verteidigungsabschnitt Bonn-Remagen» hervorgebracht und unter das Kommando von General Walter Botsch gestellt.

Botsch hatte während der Ardennen-Offensive Mitte Dezember 1944 die 18. Volksgrenadier-Division so lange gegen die amerikanische Igelstellung Bastogne anrennen lassen, bis von seiner Truppe nur noch so viel übrig war, dass er sie mit den Resten der ebenfalls dort verheizten 26. Infanterie-Division zu einem sogenannten «Korpskommando Botsch» zusammenwerfen musste; doch auch damit kam er nicht wieder auf Divisionsstärke. Sein jetziger Auftrag lautete: Flankensicherung westlich und südlich Bonn mit Angriffsrichtung Nord und Nordwest, zur Verhinderung eines feindlichen Durchbruchs auf der Linie Bonn-Köln. Mit anderen Worten: das Stück Rhein bis zur Brücke von Remagen war lediglich ein Wurmfortsatz der Botsch zugewiesenen Hauptkampflinie.

Mit diesem General Botsch hatte Hauptmann Bratge nun also zu tun. Immerhin erwies sich Botsch als der erste Kommandierende, der sich tatsächlich Gedanken um Remagen zu machen schien. Unverzüglich entsandte er einen Offizier seines Stabes.

Bratges Pechsträhne endete trotzdem nicht. Kaum sah sich der Hauptmann wieder als Planquadrat auf dem Schachbrett des rheinischen Verteidigungssystems bestätigt, da eilte er auch schon unverzüglich nach Bonn-Dottendorf, um im dort einquartierten Korpskommando vorzusprechen. Doch da wegen der miserablen Nachrichtenverbindungen eine präzise Terminabsprache nicht möglich war, verpasste er nicht nur den Botsch-Abgesandten in Remagen, sondern auch den General in Bonn. Denn der war gerade an seine Front gefahren. Bratge musste also mit einem Oberst Bujold vorliebnehmen, doch dieser unterstand dem General Wirtz, Chef des Pionierwesens im Stab der Heeresgruppe B.

Hauptmann Bratge war schon wieder an der falschen Adresse. Ihm blieb nichts anderes übrig, als einen Wunschzettel mit seinen Vorstellungen von einer wirkungsvollen Waffen- und Mannschaftsverstärkung zu hinterlassen. Den nahm der Stabsoffizier mit der Miene eines Aufgeklärten, der nicht mehr an den Weihnachtsmann glaubt, zu den Akten.

Wieder daheim, verbrachte Bratge eine unerquickliche Nacht. Am frühen Morgen, er schlürfte eben den von Unteroffizier Keilhöfer für ihn und seinen Adjutanten, Leutnant Siegel, gebrauten «Muckefuck», da schrillte das Heeresleitungs-Telefon. Am Apparat war Koblenz, das Kommando Kampfbereich XII Nord.

Sorgsam setzte Bratge den Emaillebecher auf den Schreibtisch. Leutnant Siegel und Unteroffizier Keilhöfer lasen mit, was Bratge, den Hörer am Ohr, in Stichworten notierte.

«Stichwort ‚Loreley‘ irrtümlich und voreilig ausgegeben. Wird hiermit zurückgezogen. Folge für F(estungsbereich) Remagen: Zuordnung zur 5. Pz-Armee ab sofort aufgehoben. Zuordnung wie bisher KB (Kampfbereich) XII N(ord). Weisungen in Kürze. Zuständigkeiten wie folgt...»

Siegel und Keilhöfer sahen sich an, schüttelten den Kopf. Bratge notierte derweil noch die Namen zweier Generale, deren Befehle der Festungsbereich Remagen künftig entgegenzunehmen habe: taktisch (also im Fall von Kampfhandlungen) General Bodsch – nein, nicht der vom

Verteidigungsabschnitt Bonn, natürlich nicht; Bratge unterstrich das «d»; technisch (also nachrichten- und pioniermässig) General Kurt von Berg, «Rheinkommandant» des Kommandos Kampfbereich XII Nord. Ende der Durchsage.

«Ende!» bestätigte Bratge, rammte den Hörer auf die Gabel und knallte seinen Drehbleistift auf den Tisch.

«Wenn Herr Hauptmann eine persönliche Meinung gestatten ...» begann Unteroffizier Keilhöfer. Bratge sah ihn schräg an. Aber Keilhöfer sagte nur: «Wir stehen jetzt wieder genauso da wie vor einer Woche. Nur die Front ist jetzt näher gerückt.»

Persönlicher wollte er seine Meinung nicht formulieren. Hauptmann Bratge erkannte es mit erleichtertem Aufatmen an. Nur keinen Defätismus in der Truppe!

Von unten, wo man selbst stand, mochte ja manche Entscheidung höheren Orts schwer begreiflich erscheinen. Aber jeder wusste schliesslich, dass man von oben den besseren Überblick hatte. Folglich musste es «oben» triftige Gründe für jede Entscheidung geben. Oder hatte er etwa klaren Einblick in Entscheidungsvorgänge auf Generalstabsebene gehabt, als er, nur ein kleiner Unteroffizier, seinen Zug nach Polen hineinführte? Oder als Leutnant im Frankreichfeldzug? Als Hauptmann und Kompanieführer an der Ostfront? Und da hatte man ja auch gesiegt. Nur so, ohne lang Fragen zu stellen, durch blindgehorsamen Einsatz im feindlichen Feuer, hatte er ja seine Eisernen Kreuze gekriegt. Na ja, ein paar Verwundungen auch. Aber wer nicht? Das waren ja ebenfalls Ehrenzeichen, gewissermassen. So was nimmt man eben in Kauf, als Offizier. Schliesslich hatte er sich auch von seinem sicheren, aber ereignislosen Besatzungsposten in Bordeaux wieder freiwillig zum Einsatz an der Ostfront gemeldet: Gegenoffensive bei Charkow, Frühjahr 1943... Wenn er sich bloss die dämliche Virus-Infektion nicht eingefangen hätte, im Sommer darauf, in Rumänien! Könnte jetzt Major sein, Oberstleutnant! Anstatt hier an der verdammten Brücke festzusitzen und den Krieg am Telefon zu führen...

Bratge gab sich einen Ruck. «Leutnant Siegel! Die Zurücknahme von ‚Loreley‘ will mir nicht in den Kopf. Versuchen Sie eine Verbindung mit

der 5. Panzer-Armee herzustellen. Wenn das nicht hilft, auch mit der Heeresgruppe B. Ich will es jetzt genau wissen. Und zwar von höchster Stelle...»

Das war am 2. März. Es dauerte einen Tag, bis Bratge vom Stab der 5. Panzer-Armee erfuhr, dort sei von der Wiedereingliederung der Remagener Brücke in das Kommando Kampfbereich XII Nord nichts bekannt. Und einen weiteren Tag, bis es von der Heeresgruppe B, also von «ganz oben» offiziell kam, dass Remagen «selbstverständlich wieder» der Heeresgruppe B zugeordnet sei. Und am folgenden Nachmittag erschien General Botsch sogar höchstpersönlich in Remagen.

Natürlich nicht dem Hauptmann Bratge zuliebe. Die 5. Panzer-Armee steckte nun selbst in Bedrängnis. In Köln stand das VII. US-Armee-Korps unter General Collins bereits in den Vororten. Bonn war in Gefahr, Euskirchen bedroht. Botsch befürchtete daher für Bonn eine weitere Zangenbewegung von Süden her, möglicherweise von Remagen aus.

«Und da muss ich mich dann auf Sie verlassen können, Herr Hauptmann!» sagte der General.

Sie standen auf dem linken Brückenturm des Westufers. Dort hatten sie einen grossartigen Rundblick nach Norden. Bei ihnen waren, ausser Botschs und Bratges Adjutanten, auch Hauptmann Friesenhahn und Remagens Volkssturmchef, Scharführer Möllering. Von jenseits der Hügelketten drang das Wummern schwerer Artillerie zu ihnen herüber. Vielleicht waren es auch Bombenangriffe.

«Hören Sie das, Herr Hauptmann?» fragte der General. «Das ist Köln und Bonn. Und darum geht es. Prestigestädte. Grosse Namen. Das brauchen die Amis für ihre Propaganda. Wer kennt schon Remagen?»

Hauptmann Bratge räusperte sich. «Hier geht es ja wohl darum», holte er aus, «den Festungsbereich Remagener Brücke so lange wie nur möglich offenzuhalten. Um sicherzustellen, dass die geplanten Rückverlegungen in die in Vorbereitung befindlichen Rheinfrontstellungen rechtsrheinisch stattfinden können.»

«Ganz recht», nickte der General.

Bratge musste sich vorkommen wie ein Schüler, dem die Hausaufgaben abgehört werden. Er fuhr fort: «Bereits mein Vorgänger, Major Höferling, hat einen Verteidigungsring vorgesehen, der, beginnend bei der Villa Heimann – Sie sehen das weisse Gebäude unten am Ortsende, vor der Strombiegung – und über die Höhen Apollinarisberg, Viktoriaberg, Waldburg und Reisberg führend, bei Kripp wieder den Rhein erreicht. Also in der Ebene der ‚Goldenen Meile‘.»

«Ausgezeichnet. Beste Ausnutzung der geographischen Lage», sagte Botsch anerkennend.

«Ich habe die von Major Höferling begonnenen und zum Teil durch Einheiten des Strafbataillons 999 ausgeführten Stellungsbauten mit den mir zur Verfügung stehenden Kräften fortzusetzen versucht.»

«Na fabelhaft!» begeisterte sich General Botsch. «Eine vorbildliche Festungsanlage!»

Bratge zuckte mit keiner Wimper, als er fortfuhr. «Einmal abgesehen davon, dass die Fertigstellung durch Arbeitskräftemangel behindert ist, stehen mir zur Besetzung dieses Verteidigungsbereichs per Sollstärke rund tausend Mann zur Verfügung.»

«Grossartig!» befand General Botsch.

«Sollstärke», betonte Bratge. «Auf dem Papier. Davon sind sechshundert Mann Volkssturm. Nämlich», er zog sein Notizbuch aus der Tasche, «350 aus den rechtsrheinischen Gemeinden Erpel, Heister und Linz, 250 Mann aus dem linksrheinischen Remagen und Kripp, die unter dem Befehl von Scharführer Möllering hier stehen.»

Möllering, in seiner braunen SA-Uniform, schlug die Hacken zusammen.

«Ja, ja», nickte General Botsch, «die grosse Stunde der Heimatverteidigung, was!»

«Jawohl!» bestätigte der Hauptscharführer, und nur Bratge wusste, warum dessen Gesicht jetzt schon rot anlief.

«Der Scharführer hat gestern, Sonntag, einen ersten Appell seiner Volkssturm-Einheiten abgehalten», fuhr Hauptmann Bratge völlig ungerührt fort, «Zuweisung der Einsatzorte und so weiter. Scharführer Möllering, melden Sie dem Herrn General, wie viele von Ihren sechs-

hundert Leuten zum Appell angetreten sind!»

«Jawohl!» sagte Möllering. Und dann, fast tonlos: «Zehn, Herr General...»

«Wie bitte?»

«Zehn also», sagte Hauptmann Bratge mit seiner Mathematiklehrerstimme. «Es gibt sowieso kaum Waffen für mehr. Dazu kämen die 120 Ostfreiwilligen meiner Baubrigade ‚Posen I‘, Polen und Ukrainer, ebenfalls fast völlig ohne Waffen, Gott sei Dank, möchte ich aus Gründen hinzufügen, die ich nicht erläutern will. Die zwanzig deutschen Truppführer der Brigade sind natürlich bewaffnet. Teils Karabiner, teils Pistolen. Dann haben wir noch 150 Hitlerjungen, Bewaffnung: ein leichtes MG, von der Sicherungskompanie ausgeliehen. Eine Propagandakompanie in Kripp, über deren Kampferfahrung ich keine Kenntnis besitze, sowie eine Arbeitsdiensteinheit. Kern meiner Mannschaft ist die – ebenfalls nicht auf Sollstärke aufgefüllte – Pionierkompanie von Hauptmann Friesenhahn und meine eigene, leider im Augenblick auch nur 27 Mann starke Sicherungskompanie. Sie besteht aus im Grunde noch nicht wieder frontdienstverwendungsfähig geschriebenen Genesenden. Mittelschwere oder gar schwere Waffen: Fehlanzeige. Das ist die Lage.»

Hauptmann Bratge klappte sein Notizbuch zu.

«Menschenskind, Herr Hauptmann, da kommen Sie ja nicht mal auf hundert einsatzfähige Leute!» überschlug Botsch.

«Bedingt einsatzfähig», korrigierte Bratge. «Genesende und Pioniere. Es sei denn, Sie zählen die Flakeinheiten im Umkreis hinzu. Aber die unterstehen mir allenfalls im Ernstfall. Das heisst: wenn es fast schon zu spät ist. Falls sie bis dahin nicht von ihrem Kommandeur verlegt werden. Darauf habe ich keinen Einfluss. Der Flak-General Pickert sitzt in Wetzlar.»

«So, so. Notieren Sie das mal», wies er seinen Adjutanten an.

Hauptmann Bratge war noch nicht fertig. «Wenn Herr General gleichzeitig notieren lassen würden: Für den Fall, dass bei Feindannäherung die Brücke gesprengt werden muss...»

«Natürlich muss sie dann gesprengt werden! Gar keine Frage!»

«Sprengkammern und Zündsystem sind vorbereitet, aber wir haben den Sprengstoff nicht.»

«Der ist unterwegs», versicherte General Botsch. «Stand ja auf Ihrer Anforderungsliste. Sechshundert Kilo Ekrasit.»

«Mindestens», sagte Hauptmann Friesenhahn.

«Müsste längst hier sein», befand Botsch. «Aber da war diese Kompetenzverschiebung mit dem Kampfbereich XII Nord. Haben die nicht inzwischen das Zeug geliefert?»

«Kein Krümelchen!» warf Hauptmann Friesenhahn mit leichter Koblenzer Dialektfärbung ein, was sich gegenüber dem zackigen Preussisch von Botsch und Bratge unangenehm zivilistisch anhörte. «Kompetenzen wollen sie alle, aber wat tun dafür will keiner.»

Bratge schoss ihm einen missbilligenden Blick zu. General Botsch hob nur die Augenbraue.

«Alles in allem», meinte General Botsch, «gerade rosig ist Ihre Situation ja nicht, mein lieber Hauptmann. Eigentlich müsste man da...» Aber was man da eigentlich müsste, sagte er nicht, weil er wusste, dass das in diesem März 1945 auch ganz und gar unmöglich war, und alle Umstehenden wussten es sowieso. «Immerhin beispielhaft, wie Sie in dieser schwierigen Situation den Kopf hochhalten. Aber nur so stehen wir es durch.» Er wies auf Bratges Orden. «Na ja, EK I, sagt ja alles...»

Dann versicherte er felsenfest, dass er zur Verstärkung unverzüglich die Inmarschsetzung von mindestens zwei Infanterie-Bataillonen und einer Artillerie-Abteilung mit schwerer 8,8-cm-Flak veranlassen werde. Und die sechshundert Kilo Ekrasit, selbstverständlich...

Er nickte knapp in die Runde: «Meine Herren...!» An dieser Stelle hätte eigentlich das «Heil Hitler!» kommen müssen. Aber nicht einmal Scharführer Möllering sagte es. Keine Hand hob sich zum «Deutschen Gruss».

Das war gestern gewesen, am 5. März. Am Abend und am heutigen Vormittag waren auch noch Major Hill vom Pionier-Regiment 108 und ein Oberstleutnant Müller vom Festungspionier-Regiment 13 vorbeigekom-

men, um das Gelände zu inspizieren; ebenso ein Oberst Janusch vom Artillerie-Regiment 614, der auf dem Ostufer Positionen für seine Geschütze auswählen wollte. All das stimmte Hauptmann Bratge hoffnungsvoll.

Komplikationen liessen sich dagegen infolge des unaufhörlichen Heranflutens von Marsch-, Fuhrwerks- und Fahrzeugkolonnen vorausahnen, die auf die Inbetriebnahme der Brücke warten wollten und völlig unorganisiert Aufstellung nahmen. Inzwischen hatte sich ein Rückstau auf allen drei Zufahrtsstrassen – Richtung Bad Godesberg und Kripp, stromauf- und stromabwärts, und Richtung Birresdorf, landeinwärts – gebildet. Doch auch da leuchtete plötzlich ein Hoffnungsstrahl auf. Gegen 16 Uhr meldeten sich in Bratges Befehlsstand im Sankt-Anna-Kloster die Leutnants Jaecks und Hofinger mit einer Abteilung Feldjäger, die unmittelbar dem Stab der Heeresgruppe B unterstanden. Die stramm gestiefelten Burschen mit ihren an Ketten hängenden Silberschildern vor der Brust, den Maschinenpistolen im Arm und der allseits bekannten Verhaftungsbefugnis in Blick und Stimme brachten allmählich Ordnung in das Chaos. Sie schufen Bereitstellungsräume, legten Reihenfolgen und Vorfahrtsrechte fest, stellten Strassensperren auf und machten sogar die Hauptstrasse (die «Alte Strasse») im Stadtkern wieder frei. Bratge fand es regelrecht erfrischend, den «Kettenhunden» zuzusehen. Nicht minder erfrischend als das endlich wieder vernehmbare Kreischen von Feldwebel Kleebachs Motorsäge an der Brücke, die nun das Verlegen der Fahrbahndecke aus Holzbohlen beschleunigte.

General Botsch verschwindet spurlos

Gegen 20.30 Uhr an diesem 6. März passierte es dann.

Was immer sich Hauptmann Bratge nach dem gestrigen Besuch des Generals Botsch an Hoffnungen für eine ordnungsgemässe Durchführung seines Verteidigungsauftrags aufgebaut hatte – jetzt, 24 Stunden später, brach alles zusammen wie ein vielstöckiges Haus unter der Explosion einer Luftmine.

Bratge betrat soeben nach einer letzten Inspektion der Brücke den Befehlsstand im Sankt-Anna-Kloster. Adjutant Siegel sprang sofort auf und warf mit einer Geste der Verzweiflung den Telefonhörer auf den Apparat. Offenbar hatte er wieder einmal vergeblich auf eine Verbindung gewartet.

«Alles Idioten!» schrie der Leutnant. «Bis hinauf zum Generalstab der Heeresgruppe B!»

«Na! Na! Na!» versuchte Bratge zu dämpfen, spürte aber auch zugleich schlimme Befürchtungen aufsteigen.

«Nur im Augenblick möchte ich den Herrn Generalfeldmarschall Model noch von dieser Klassifizierung ausnehmen», tobte Siegel weiter. «Aber das ist auch der einzige zwischen Pontius und Pilatus, mit dem ich in der letzten Stunde nicht gesprochen habe. Der Botsch ist weg! Das ganze Korps-Kommando Botsch, den Verteidigungsbereich Bonn-Remagen gibt's nicht mehr!»

«Ausgeschlossen!» beharrte Bratge. «Berichten Sie gefälligst der Reihe nach. Und präzise, bitte!»

«Zu Befehl, Herr Hauptmann!» Siegel sortierte die Notizzettel seines Meldeblocks. «Also. 19 Uhr. Während Herr Hauptmann auf Inspektion bei den Feldjäger-Posten und auf der Brücke sind, bemühe ich mich weisungsgemäss um Verbindung mit dem Stab des Verteidigungsbereichs Bonn-Remagen. Auftrag: Erkundung der Ankunftszeit der vom Korps-Kommando angekündigten zwei Bataillone plus Artillerie-Abteilung – zwecks Vorbereitung von Bereitschaftsstellungen.» Leutnant Siegel verfiel in das Papierdeutsch der Meldungsprotokolle. Damit ersparte man sich immer Ärger.

«Weiter!» drängte Bratge.

«Zentrale ‚Diana‘ meldete 19.25 Uhr: General Botsch nicht unter angegebenem Anschluss zu erreichen. Anfrage meinerseits: Verbindung mit irgendeinem Offizier des Stabes Botsch. Rückmeldung 19.50 Uhr: Stab Botsch in Neuauflistung begriffen. 20.05 Uhr: bisheriger Anschluss Botsch einer neuen Kommandostelle zugeteilt.» Bei Siegel brach nun doch die Wut durch. «Irgendeine dusselige Versorgungseinheit, ahnungslose Heinis, lauter Schlafmützen.»

«Zur Sache», mahnte Bratge.

«Ab 20.05 Uhr: fortlaufende Anfragen bei diversen Kommandostellen. 5. Panzer-Armee, Heeresgruppe B, jedesmal eine Etage höher. Kein General Botsch. Generalfeldmarschall Model befindet sich, wie es heisst, in vorderster Linie bei den letzten kämpfenden Einheiten auf dem linken Rheinufer von Köln; die letzte Brücke dort, die Hohenzollernbrücke, ist bereits von unseren Truppen gesprengt, und Generalfeldmarschall Rundstedts Generalstabs-Chef, General Westphal, ist angeblich im Führerhauptquartier in Berlin.»

«Was Sie alles wissen!» bemerkte Bratge sarkastisch. «Bloss nicht, was aus uns wird!»

«Bedaure, Herr Hauptmann. Ich habe versucht, was unsere Mittel erlauben.» Er nickte zu den Telefonen und dem Fünf-Watt-Funkgerät hin. «Kommando Kampfbereich XII Nord in Koblenz erklärt sich nicht mehr zuständig. Und mit der Fünf-Watt-Kiste kann ich nur Einheiten erreichen, für die ich kein Kennwort habe. Der Funk-Code für General Botsch ist jedenfalls nicht mehr gültig.»

«Wir sind also ganz auf uns gestellt.»

«Und zwar ohne die versprochenen zwei Bataillone, ohne Artillerie, ohne Sprengstoff. Wie wir da, wenn's hart kommt, unsere Brücke verteidigen sollen, ist mir schleierhaft», fügte Leutnant Siegel hinzu.

«Unter den obwaltenden Umständen», erklärte Hauptmann Bratge, als richte er sich an eine ganze Formation beim Appell, «übernehme ich nunmehr die Befehlsgewalt über alle im Festungsbereich befindlichen Einheiten. Entsprechend den Paragraphen ... Geben Sie mal die HDO!»

Siegel reichte ihm die Heeresdienstordnung aus dem Regal. «Was da drin steht, kann ich Ihnen sagen, einschliesslich der jüngsten Führerbefehle. Todesstrafe, wenn Sie die Front zurücknehmen und nicht Ihre übergeordnete Kommandostelle benachrichtigen, und zwar so rechtzeitig, dass das Führerhauptquartier noch eingreifen kann. Todesstrafe auch, wenn Sie wichtige Anlagen, also die Brücke, unzerstört in feindliche Hand fallen lassen. Aber Kommandobefugnis haben Sie nur über Einheiten, die keinen entgegengesetzten Befehlen unterstehen.»

«Damit ist alles klar», sagte Bratge entschlossen. «Meine zwei Bataillone hole ich mir aus den Einheiten zusammen, die hier vor der Brücke auf den Übergang warten.»

«Falls keine entgegengesetzten Befehle und so weiter!» wiederholte der Leutnant warnend.

«Das», verkündete Bratge, «werden wir ja sehen!»

Sie sahen es in der gleichen Minute. Die Leutnants Jaecks und Hofinger von den Feldjägern betraten den Befehlsstand, schlugen die Hacken zusammen. «Möchten Herrn Hauptmann melden, haben Truppenansammlung auf Vordermann gebracht und werden nun abgezogen.»

«Sie bleiben!» sagte Bratge sofort. «Ihr ganzer Zug!»

«Bedaure ausserordentlich, Herr Hauptmann, aber...»

«Als Kampfkommendant von Remagen mache ich von den mir zustehenden Befugnissen Gebrauch und unterstelle Sie hiermit meinem Befehl!»

Die beiden Leutnants – Hünen, hochgestieft, in knirschendes Leder geschnürt – blickten auf den anderthalb Kopf kleineren Bratge hinab. Ihre Augen funkelten so böseartig-heiter wie ihre silbernen Schilde vor der Brust. «Wir unterstehen unmittelbar dem Stab der Heeresgruppe B und haben keine anderen Weisungen entgegenzunehmen. Wenn Herr Hauptmann gestatten...» Sie reichten Bratge ein Papier.

Bratge las es unwirsch, gab es achselzuckend zurück. «Stehen Sie bequem», sagte er, erklärte ihnen seine Lage und ersuchte sie, wenigstens über ihr mobiles Funkgerät eine höhere Kommandostelle für ihn anzusprechen, was sie versprochen.

«Herr Hauptmann finden gewiss unter den Truppenteilen hier eine Menge Versprengter, sogar kleinere Einheiten, ohne ausreichenden Marschbefehl. Wir hatten nicht die Zeit, sie auszusondern. Mussten ja erst einmal die Kolonnen ordnen.»

«Natürlich. Vielen Dank dafür», sagte Bratge. «Um die Versprengten kümmern wir uns.»

«Viel Glück, Herr Hauptmann!» sagten die Kettenhunde, grüßten zackig «Heil Hitler!», machten kehrt und stapften davon.

Leutnant Siegel sah ihnen nach. «Versprengte! Da kriegen wir einen sauberen Haufen zusammen.»

«Zunächst», bestimmte Bratge, «unterstelle ich mir den Hauptmann Friesenhahn und seine Pioniere!»

«Und die Hitler-Buben, und den Volkssturm, und die Ostarbeiter», sagte Siegel sarkastisch. «Da werden sich die Amis aber fürchten!»

«Herr Leutnant, ich fahre jetzt zur Brücke, um alles für Alarmstufe Zwei vorzubereiten. Lassen Sie von Hitler-Jungen die Lage westlich Birresdorf erkunden. Schicken Sie zwei VolkssturMLEUTE auf Fahrrädern nach Bonn-Dottendorf. Sie selbst versuchen alles Menschenmögliche, auf irgendeine Weise General Botsch oder einen Stellvertreter zu erreichen. General Botsch kann ja nicht vom Erdboden verschluckt sein!»

Remagen wird zur einsamen Insel

Das plötzliche Verschwinden des Generals Botsch und das daraufhin entstandene Befehlsvakuum rührten von einem Ereignis her, das sich nachmittags fast 80 Kilometer weiter südlich, am anderen Ende der Eifel, ereignet hatte – so grotesk, wie es nur beim Zerfall eines geschlagenen Heeres geschehen kann.

Im Flussdreieck zwischen Mosel und Kyll trieben Panzerspitzen von General Pattons 3. US-Armee Teile des deutschen LIII. Armeekorps vor sich her. Das 37. US-Panzerbataillon unter Oberstleutnant Creighton Abrams überholte sogar ganze Regimenter. Denn die längst ihrer Motorisierung beraubten Landser waren nicht mehr besonders gut zu Fuss. Beim blossen Anblick eines US-Panzers ergaben sich Hunderte und setzten sich auf Weiden und Koppeln, nur von Viehzäunen umgeben und von einigen GIs bewacht, zur Ruhe.

Kommandeur des LIII. Armeekorps war General Graf von Rothkirch und Trach. Bei der Rückverlegung seines Gefechtsstandes sah er plötzlich von der Landstrasse aus etliche hundert seiner Soldaten gemütlich

auf einer Wiese lagern, sich die Füße waschen, sich entlausen oder in Gruppen beim Essen beieinanderhocken. Ein unglaubliches Bild.

Der General liess anhalten, sprang aus dem Kübelwagen und rannte mit wehendem Mantel mitten auf die Wunderwiese.

«Ist hier alles verrückt! Wieso seid ihr nicht auf dem Marsch?» dröhnte er. «Ja, glaubt ihr denn, der Krieg ist vorbei?» fuhr er einen Gefreiten an, der im Gras lag und seine Fusslappen auseinanderwickelte. «Wer ist hier der Befehlshabende?» schrie der General.

«Steht gleich hinter Ihnen!» sagte der Gefreite.

Wutschnaubend fuhr General Graf von Rothkirch und Trach herum. Und starrte in das grinsende Gesicht eines baumlangen schwarzen Sergeanten, der lässig die MPi im rechten Arm hielt.

«Take it easy, daddy!» sagte der Sergeant freundlich und streckte die Linke nach des Generals Pistole aus. Von Rothkirch begriff, schnallte ab und liess sich dem flotten Oberstleutnant Abrams vorstellen.

Da Rothkirchs Fahrer mit dem Wagen sofort davonraste, gelangte die Meldung schnell zum Generalstab der Heeresgruppe B. Um den Resten des kopflosen Armeekorps LIII zu neuer Führung zu verhelfen, wurde unverzüglich General Botsch zum Korps-Kommando an die Mosel geschickt.

Botsch legte seinem Generalfeldmarschall zuvor noch die Brücke von Remagen ans Herz. Der jedoch sah keine akute Gefährdung. «Das kann Bothmer mit übernehmen.» General Graf von Bothmer war der Verteidigungskommandant von Bonn – und selbst schon auf allen Seiten hart von der 1. US-Armee bedrängt.

Generalfeldmarschall Walter Model, 54 Jahre alt, Sohn eines Mädchenschullehrers und Kantors in einem Dorf bei Magdeburg, zählte zu den deutschen Armeeführern, die sich in besseren Kriegszeiten Respekt auch beim Gegner verschafft hatten (US-General Omar Bradley nannte ihn einen «zähen preussischen Burschen»). Jetzt, ohne Nachschub an Truppen und Material, versuchte er freilich mit Methoden über die Runden zu kommen, mit denen sich sonst minder qualifizierte Generale über Zwangslagen hinwegmogelten: durch Etikettenschwindel. Er verlieh

jetzt kaum noch existierenden Einheiten hochtrabende Namen. Dadurch kam zwar kein Mann mehr an die kritischen Einsatzorte, kein Schuss Munition zusätzlich in die Rohre, kein Liter Treibstoff extra in die bewegungsunfähigen Fahrzeuge; aber dem Führerhauptquartier konnte man melden, man habe die erforderlichen Befehle erteilt.

«Remagen», befand der Chef der Heeresgruppe B nach einem Blick auf die Karte, «das wird jetzt zu einem gemeinsamen Verteidigungsbereich ‚Brückenkopf Bonn-Remagen‘ zusammengefasst, unter dem Kommando von General von Bothmer, wie gesagt.»

«Dann muss ich sofort General von Bothmer über die Lage in Remagen unterrichten.»

«Dafür ist keine Zeit», befand Model. «General von Bothmer wird sich selbst ins Bild setzen. Ich brauche Sie dringender an der Mosel, General Botsch, sonst geht uns das ganze LIII. Armeekorps vor die Hunde...»

So verschwand General Botsch für Hauptmann Bratge von der Bildfläche. Dass Remagen jetzt gemeinsam mit Bonn einen Brückenkopf bildete, erfuhr Bratge nicht. Denn inzwischen hatte die Heerestelefonzentrale «Diana» in Bodendorf mit dem Abbau ihrer Anlagen begonnen; sie wurde ostwärts verlegt. Für Remagen war damit auch die letzte Leitung nach draussen tot. General von Bothmer, darüber informiert, setzte einen seiner Adjutanten, Oberstleutnant Poppelreuther, nach Remagen in Marsch. Doch der kam nicht weit. Er fiel südlich von Bonn einer amerikanischen Vorausabteilung in die Hände.

Hauptmann Bratges letzte Nacht als Kampfkommandant von Remagen brach an, eine Nacht der Ungewissheiten, der Enttäuschungen, des schleichenden Verrats. Er fühlte sich in seiner Autorität unterminiert, von seinen Vorgesetzten im Stich gelassen. Er war völlig auf sich allein gestellt, eine Situation, auf die ihn niemand in seinem bisherigen Lehrer- und Soldatenleben vorbereitet hatte.

Trotzdem war er entschlossen, seine Pflicht zu erfüllen.

Im Alliierten Hauptquartier (Reims)

Hundert Kilometer Luftlinie westlich von Remagen, in der Champagner-Stadt Reims, bot in dieser Abendstunde des 6. März der amerikanische General Dwight D. Eisenhower einem lieben Freund und alten Kriegsakademie-Kameraden eine extrafeine Havannazigarre an.

Eisenhower, Sohn einer einfachen Farmersfamilie in Texas, war, nun 54jährig, der «Supreme Commander», der Oberste Befehlshaber der Alliierten Streitkräfte in Europa. Ihm unterstanden die von dem englischen Feldmarschall Montgomery geführten britischen und kanadischen Truppen, die im Norden der deutschen Front operierten, also am Niederrhein, vom holländischen Arnheim bis etwa nördlich Düsseldorf. Und natürlich war er der oberste Chef der südlich davon kämpfenden drei amerikanischen Armeen (denen im Abschnitt südlich Strassburg noch die 1. französische Panzerdivision angeschlossen war).

Einer der grossen Champagner-Barone von Reims hatte dem Supreme Commander sein herrliches altes Schloss als Hauptquartier zur Verfügung gestellt. In die Bibliothek des Schlosses hatte sich General Eisenhower nun nach dem Abendessen mit seinem Gast zurückgezogen – mit einer Flasche Champagner in einem Eiskühler.

Die Havanna stammte aus einer Kiste Zigarren, die dem Supreme Commander von Kubas Staatschef, der soeben seine Kriegserklärung an Deutschland verkündet hatte, zugegangen war. «Ich nehme an», sagte Eisenhower, «dies wird Kubas einziger Beitrag zum Kriegsgeschehen bleiben.»

Der Gast war Omar Bradley, auch er General, er führte unter Eisenhower die XII. Armee-Gruppe, die aus der 1. US-Armee des Generals Hodges und der 3. US-Armee des Generals Patton bestand (die 9. US-Armee war an Montgomery «ausgeliehen»).

Eisenhower und Bradley verband eine jahrzehntealte Freundschaft. Sie kannten sich, seit sie als junge Burschen in der berühmten Kriegsakademie des amerikanischen Heeres in West Point ausgebildet worden waren. Sie besuchten zwar, aufgrund des Altersunterschieds,

verschiedene Lehrgänge. Aber drei Jahre lang spielten sie zusammen Football, bis Eisenhower wegen eines verknacksten Knies die Sportmannschaft der Akademie verlassen musste. Basis ihrer Freundschaft war wohl, dass Bradley – genau wie sein Kamerad, doch im Gegensatz zur Mehrzahl der West-Point-Offiziersschüler – aus ärmlichen Verhältnissen kam. Mit 18 war Omar Bradley Kesselschmied bei der «Wabash»-Eisenbahn, Stundenlohn 17 Cent, aber sein Traum war, Offizier zu werden. Nachdem er eine schriftliche Vorprüfung mit Auszeichnung bestanden hatte, spendierte ihm die «Wabash»-Eisenbahn ein Ticket nach West Point.

Während Eisenhower schon am Ersten Weltkrieg in Europa teilnahm – und in den folgenden Jahren an den Konflikten in der Panama-Kanalzone und auf den Philippinen –, machte Bradley eine ruhigere (und, wie er fand, langweiligere) Karriere: Studienabschluss auf der Generalstabschule, Taktik- und Waffenkundelehrer auf der Infanterieschule von Fort Benning, schliesslich Rückkehr nach West Point als Kadetten-Kommandeur. Doch erst nach 32 Jahren Militärdienst, inzwischen verheiratet und Vater einer fast erwachsenen Tochter, erlebte er seinen ersten Kriegseinsatz, sah er auch seinen Akademie-Kameraden Eisenhower wieder – in Afrika.

Unter Eisenhower, und neben Montgomery, führte Omar Bradley amerikanische Truppen durch die Cyrenaica-Wüste nach Tunis und weiter nach Sizilien, schliesslich bei der Landung in der Normandie gegen den deutschen «Atlantikwall», dann durch Frankreich, über die Ardennen gegen den «Westwall». Nun war der Rhein das nächste Ziel.

Immer hatte Bradley die härtesten und tüchtigsten deutschen Generale zu Gegnern gehabt: Rommel in Afrika, Rundstedt in Frankreich, Model seit den Ardennen. Sie nötigten ihm Respekt ab, wie sie sich mit ihren von fast sechs Jahren Krieg ausgebrannten Divisionen, mit unzulänglichem Material und zerrissenen Nachschubstrecken immer wieder zum – wenn auch absehbar aussichtslosen – Kampf stellten.

Mochten andere Truppenführer die Deutschen geringschätzig «Krauts», «Jerries» oder «the Fritz» nennen – Bradley sprach und

schrieb stets nur von «the other fellows»: die «anderen Burschen», die «Jungs gegenüber». Manchmal schien es, als könnte er sich im Grund mit einigen deutschen Generalen zumindest professionell ganz gut verstehen – jedenfalls besser als es mit seinem «Nebenmann» an der Front der Fall war: Montgomery.

Der britische Feldmarschall war denn auch das beherrschende Thema zwischen Eisenhower und Bradley an diesem Abend.

Für den nächsten Tag hatte sich der britische Premierminister Winston Churchill bei Eisenhower zum Mittagessen angesagt. Der General legte Wert auf Bradleys Teilnahme an diesem Treffen. Nicht nur entscheidende Fragen der strategischen und politischen Planung standen an, sondern auch die ewigen Reibereien zwischen Bradley und Montgomery, die bis in die Zeitungen gedrungen waren und sich nun zu Verstimmungen zwischen der englischen und der amerikanischen Öffentlichkeit hochschaukelten. Eisenhower hatte Bradley daher aus dessen Hauptquartier im belgischen Namur zu einem Vorgespräch unter vier Augen hergebeten.

Hitlers Propagandaminister Goebbels bauschte die Differenzen schon so gewaltig auf, dass er daraus einen unmittelbar bevorstehenden Zerfall der alliierten Waffenbrüderschaft konstruierte, wenn nicht gar einen interalliierten Krieg. Dass sich die deutsche Führung an dieses Wunschbild klammere, sei – so liess sich Eisenhowers Bemerkungen entnehmen – ihre Sache. Dass solche Illusionen aber kriegsverlängernd wirken müssten und so alliierten Soldaten das Leben kosteten, sei schmerzlich.

Sie redeten sich in Hitze, der Oberste Befehlshaber und sein General. Sie vergassen darüber sogar den Champagner. Das Eis im Kübel schmolz vor sich hin, während General Bradley seinem Herzen Luft machte.

Montgomery ist an allem schuld

Kern der Differenzen zwischen Bradley und Montgomery war nicht nur ein Unterschied der Temperamente, sondern auch die Diskrepanz in ihren strategischen Auffassungen. Aber das eine hing eng mit dem anderen zusammen.

In Montgomerys militärischem Vokabular war «ordentlich» das wichtigste Wort. Ehe er zu einem Angriff antrat, baute er immer erst seine Front «ordentlich» auf. «Wie mit einem Baukasten», sagte Bradley – von der fein aufeinander abgestimmten Plazierung der Panzerspitzen, der Infanterie-Bataillone, der Artillerie-Abteilungen in den Ausgangspositionen bis ganz weit nach hinten in die auf den Kilometer genau positionierten Versorgungsetappen. Das dauerte lange, oft Wochen. Der Feind wusste dann auch immer längst, was auf ihn zukam. Doch Montgomery setzte auf die Überlegenheit seines (amerikanischen) Materials, seiner präzisen Zeit- und Positionsplanung; vor allem aber auf die Siegesgewissheit, die «ordentliche» Vorbereitung bei seinen Truppen erzeugte. Wenn dann der Angriff endlich begann, erklärte Montgomery seine wesentliche Arbeit für beendet; während die Schlacht wie ein Uhrwerk ablief, legte er sich in seinem Wohnwagen zu seinen zwei Kanarienvögeln schlafen.

In Afrika stoppte seine Methode schliesslich Rommels unaufhaltsam scheinenden Vormarsch. Auch auf Sizilien funktionierte sie, ebenfalls in der Normandie bei der entscheidenden Schlacht von Falaise. Nur als er im September 1944 in Holland drei Rheinarme gleichzeitig überwinden wollte, lief sich sein Uhrwerk fest – an der Brücke von Arnheim.

Siege sind nur bei Schulgeschichtsbuchautoren über Kritik erhaben; bei Montgomery hatten die amerikanischen Kollegen selbst an den gelungenen Operationen viel auszusetzen.

In Afrika fühlten sich Bradleys grüne Jungs von Montys kampferprobteren Haudegen als Cowboys, Sheriffs und Universitätssoldaten verspottet; sie hatten auch die höheren Verluste.

In Sizilien glaubten sie sich von Monty ausgetrickst, weil er gemeinsame Angriffsbewegungen und -Zeiten so festlegte, dass sie erst eine

halbe Stunde nach ihm die Hauptstadt Messina – und damit die Schlagzeilen der Weltpresse – erreichen konnten. Aber sie stahlen ihm den Lorbeer, denn sie fingen an dazuzulernen.

Als der Kessel von Falaise geschlossen werden sollte, da waren Pattons Panzer bereits schneller als Montys Fallschirmjäger, mussten aber trotzdem stoppen, weil der Brite nicht von seinem Zeitplan abging. Dass durch das so offenbleibende 25-Kilometer-Loch 19 deutsche Divisionen entwichen, verzieh vor allem Patton nicht.

Auch als es um das belgische Tournai ging, entwarf Monty wieder einen für die Amerikaner umständlichen Plan mit dem Einsatz von Luftlandtruppen. Als die Fallschirmjäger endlich absprungbereit waren, standen Hodges' 1. US-Armee-Panzer schon seit einem Tag vor der fünftürmigen Kathedrale von Tournai und verteilten Kaugummi an die Kinder. Woraufhin sich Monty bei Eisenhower beschwerte: Hodges' Truppen versperrten ihm den Durchmarsch nach Brüssel. Aber Montgomerys wie immer aufwendige Angriffsvorbereitungen hatten die US-Armeen sechs Tage lang je 823 Tonnen Nachschubmaterial gekostet (Bradley rechnete es Ike auf die Tonne genau vor): «Patton wäre damit dem Rhein um vier Tage nähergekommen!» schimpfte Bradley.

Noch mehr Zwiespalt: Statt des spektakulär konzipierten Grossangriffs auf Arnheim hätte Monty erst mal Antwerpen freikämpfen sollen, fand Bradley. Die alliierten Armeen brauchten dringend einen Nachschub-Grosshafen. So aber ging bei der fast zwei Monate dauernden Materialschlacht zwischen den Rheinarmen nicht nur beinahe die gesamte vorhandene Versorgung für die US-Armeen mit drauf. Auch der Nachschub kam weiterhin nur über unzureichende Entladestellen und Luftbrücken.

Die Folge (jedenfalls aus der Sicht der US-Generale): Anstatt vor Wintereinbruch das unwirtliche Eifel-Ardennen-Gebiet hinter sich zu bringen, mussten sie wegen der ungesicherten Treibstoff- und Munitionslage ausgerechnet an Hitlers altem Westwall liegenbleiben – wie auf dem Präsentierteller für den Ostfront-Winterkrieg-Spezialisten Walter Model.

Das schlimmste war jedoch, dass sich Monty auf Eisenhowers Hilfe-

rufe zehn (für die Amerikaner verlustreiche) Tage lang Zeit liess, bis er von Norden auf den deutschen Stosskeil hinabstiess – Monty musste ja wieder mal erst die Front «ordentlich» machen. (US-General Patton jagte indessen in nur 48 Stunden über 133'000 Panzer und Fahrzeuge von Süden her über unwegsames Gelände in die deutsche Flanke. Da motzte Patton auf seine Rabauken-Art: «Ich marschier am besten gleich weiter und bescher den Tommies ein neues Dünkirchen!»)

Das Ärgste kam noch: Anschliessend liess Monty sich von der englischen Presse als «Retter der Ardennen» feiern und empfahl öffentlich, die taktische Befehlsgewalt für die Deutschlandfront in eine einzige Hand zu legen. Womit er seine eigene meinte, Eisenhower düpierte und Bradley auszubooten versuchte.

«Dann», sagte Bradley seinem Freund und Vorgesetzten Eisenhower, «wirst du auf mich verzichten müssen.»

General Eisenhower bemühte sich, seinen Armeegruppenchef zu beschwichtigen. Es gelang ihm auch an diesem Abend nur halbwegs.

Strategie-Streit um die Rheinfront

All diese englisch-amerikanischen Differenzen hatten ihren Ursprung in der Verschiedenartigkeit der strategischen Auffassungen. Die Engländer hielten an ihrem (in amerikanischen Augen) altmodischen Prinzip der «ordentlichen» Front fest: Aufbau von langer Hand, dann Grossangriff in breiter, tiefgestaffelter Formation.

Die Amerikaner dagegen orientierten sich, wie Bradley es erklärte, am Footballspiel: ständig in Bewegung bleiben, hin und her übers Feld, den «anderen Burschen» keine ruhige Minute gönnen und aus einer sich eröffnenden Situation heraus immer blitzschnell eine Speerspitze hinter die gegnerischen Linien treiben. Zwischen mehreren Speerspitzen starb

dann ein unbeweglicherer Feind von selbst ab – und unbeweglich, weil untermotorisiert, waren die Deutschen im sechsten Kriegsjahr ganz eindeutig (die Gefangennahme des Generals Graf von Rothkirch und Trach sowie anderthalbtausend seiner Soldaten auf einen Schlag, just an diesem Nachmittag, war dafür ein schlagendes Beispiel).

Eisenhower und Bradley waren sich an diesem Abend in der Schlossbibliothek des Champagner-Barons von Reims bewusst, dass der englisch-amerikanische Strategie-Gegensatz sich auf die bevorstehende Schlussphase des Krieges auswirkte. Eisenhower hatte sich mit Montgomery auf einen Kompromiss geeinigt, den Bradley (sowie Patton und Hodges) jedoch missbilligte.

Montgomerys Ausgangsidee sah so aus: Mit einem massiven Grossangriff seiner Armeegruppe XXI (also einschliesslich der «geborgten» 9. US-Armee) wollte er in breiter Front den Niederrhein überschreiten (das bedeutete eine zweite, wenn auch verbesserte Auflage seiner missglückten Arnheim-Offensive); dann weiter, immer breit gefächert, in einem hohen Bogen am Nordrand des Ruhrgebiets entlang, Hamburg mit der linken Flanke erweisend und den Zugang nach Dänemark blockierend, gleichzeitig durch Westfalen und Niedersachsen bis nach Berlin.

Unterdessen sollten die Amerikaner erst einmal das gesamte Gebiet westlich des Rheins von deutschen Truppen säubern und somit Montys Südflanke linksrheinisch absichern. Danach Aufstellung der gesamten US-Truppen entlang des linken Rheinufer bis zur Schweizer Grenze (das klassische Bild der «ordentlichen» Front also, wie Monty es liebte).

Erst wenn Montgomerys breiter Durchmarsch im Norden richtig in Fahrt gekommen war, sollten die Amerikaner unterhalb des Ruhrgebiets versuchen, die deutsche Rheinfront zu überwinden.

Den amerikanischen Generalen blieb nicht verborgen, dass sich Monty hier – wenn auch getarnt hinter taktischen Argumenten – wieder einmal die Starrolle reservierte (Bradley fühlte sich sogleich an Messina erinnert) und seine Verbündeten zu Putzkolonnen degradierte, die ihm die «Via triumphalis» nach Berlin sauberhalten sollten.

Eisenhower, schon um seinen Generalen noch unter die Augen treten zu können, rang dem englischen Feldmarschall als Zugeständnis eine

Variante ab: ein konzentrierter amerikanischer Vorstoss auf Frankfurt, danach, je nach Bedarf, eine starke Auffächerung nach Süden oder Norden. Es könnte ja immerhin sein, gab Eisenhower zu bedenken, dass Monty auf Schwierigkeiten stosse (daran schien Monty überhaupt nicht gedacht zu haben), und in diesem Fall sei es vielleicht nützlich, wenn eine geballte Faust ihm von Süden her zu Hilfe käme.

In drei Punkten jedoch blieb Monty unnachgiebig: erst das Gebiet westlich des Rheins vollkommen «aufräumen», danach «ordentlich» die Rheinfront aufbauen und erst dann zum Übergang schreiten, wenn seine Dampfwalze gut ins Rollen gekommen war.

«Du siehst, Brad», schloss Eisenhower die an General Bradley gerichteten Ausführungen, «wir haben einigermassen ruhige Wochen vor uns. Und unsere Jungs auch. Die können nach den Strapazen der Ardenenschlacht und der Überwindung des Westwalls eine Ruhepause am Rhein gebrauchen. In der Zwischenzeit bringen wir unseren Nachschub in Ordnung...»

«Mit den Krümeln, die Monty uns übriglässt», warf Bradley ein.

«.. bevor wir unsererseits zum grossen, risikoreichen Sprung über den Rhein ansetzen. Diese Pläne sind so auch von den höchsten politischen Stellen abgeseget, in Washington, London und Moskau. Nach vorläufiger Berechnung ist so ein Ende des Krieges irgendwann zwischen dem 1. Juli und dem 31. Dezember dieses Jahres erreichbar. Also sagen wir im September. Die Kapitulation Japans kann dann achtzehn Monate nach dem Abschluss der Kampfhandlungen in Deutschland folgen. Das ist doch ein schönes Programm, Brad!»

«Und all das hast du jetzt mit mir so nett ausführlich diskutiert, damit ich morgen beim Mittagessen mit Churchill kein böses Wort über Darling Monty sage.»

«So ist es, Brad. Und danach bist du verpflichtet, auch deine Heisssporne Patton und Hodges am Rhein stramm an den Kandaren zu halten. Auf gar keinen Fall Operationen auf eigene Faust!»

Darauf dürfte Bradley stark in sich hineingegrinst haben: Als Patton sich am 27. Februar Trier unter den Nagel riss – und dabei wieder ein-



Die – zunächst nicht geplante – Eroberung der Remagener Brücke beschleunigte die Zangenbewegung um das Ruhrgebiet.

mal über die vorgegebenen Marschzeiten hinausschoss –, da hatte Bradley ihm gesagt: «Hör zu, ich brems dich nur, wenn Eisenhower mich diesbezüglich anruft. Aber die nächsten Stunden bin ich telefonisch nicht erreichbar...» Als dann Patton in Trier stand, erreichte ihn ein Funkspruch direkt aus Eisenhowers Hauptquartier: «Trier links liegenlassen, da nach unseren Berechnungen zur Eroberung zusätzliche Divisionen nötig sind.» Patton fragte zurück: «Was nun? Soll ich Trier den Deutschen zurückgeben?»

«Weisst du, Ike», sagte General Bradley, «manchmal denke ich, damals in West Point, als wir noch Football spielten, hätte ich dir doch heftiger in die Kniescheibe treten sollen. Dann wärest du nicht nur aus der Schulmannschaft geflogen, sondern würdest heute brav in einem Washingtoner Büro sitzen, Listen für den Versand von Armee-Unterhosen an die Pazifikfront abzeichnen, und ich könnte hier mit meinen sogenannten Heissspornen anständig meinen Krieg führen, wie wir das in West Point gelernt haben. Eins schwör ich dir, Ike: Ehe der Krieg zu Ende ist – diesem Monty wischen wir noch eins aus...» General Omar Bradley rührte mit der ungetrunkenen Champagnerflasche das inzwischen lauwarne Wasser im Kübel um. «Ein zischendes kaltes Bier hätte ich jetzt gern», sagte er.

«Wir haben erbeutetes deutsches», sagte Ike. «Magst du?»

«Deswegen sind wir doch von USA hier herübergekommen, oder?»

Weder der Oberste Befehlshaber noch sein General – von Montgomery ganz zu schweigen – ahnten, dass schon 24 Stunden später ihre vermeintlich unverrückbaren und so hart erstrittenen Operationspläne und Vorausberechnungen nur noch Makulatur waren.

Aber Remagen spielte ja auch auf ihren Generalstabskarten keine Rolle. Hatten sie überhaupt je von Remagen gehört?

Morgen um die gleiche Zeit sollten sie von nichts anderem mehr sprechen...

Hitler: Im Führerhauptquartier (Berlin)

6. März 1945, Führerhauptquartier, Führerbunker unter der zerbombten Reichskanzlei. Während in Remagen im Luftschutzkeller der Villa Heilmann eine Frau ihren seit dem Bombenangriff dahinsterbenden Mann beweinte und auf der Brücke ein von seinen Vorgesetzten im Stich gelassener Hauptmann mit sturer Pflichtbesessenheit lächerliche Verteidigungsmassnahmen befahl; während im Alliierten Hauptquartier in Reims zwei amerikanische Armeechefs keine nennenswerten Hindernisse sahen, um die Rheinfront in Besitz zu nehmen und den Krieg in vier bis zehn Monaten zu beenden, da musste sich im Führerbunker ein deutscher General, der soeben von der zusammenbrechenden Hauptkampflinie kam, sagen lassen, dass er nicht den richtigen Blick für die Wirklichkeit des Krieges habe.

Der Mann, der das sagte, hatte sein dumpfes, unterirdisches Betonrefugium schon lange nicht mehr verlassen, hatte die Front, von der er sprach, nie gesehen. Bei der letzten Fahrt durch seine Hauptstadt hatte er die Fensterblenden seines Wagens herabgezogen, um sich durch das Bild von Haus- und Menschenruinen nicht den Blick für die Wirklichkeit seines Krieges beeinträchtigen zu lassen. Adolf Hitler stand am Ende seines 56. Lebensjahres, war Reichskanzler und Oberster Befehlshaber der Wehrmacht: «der Führer». Er bezeichnete sich, von seiner Umgebung un widersprochen, als «der Garant des Endsiegs».

Der General, der sich das anhören musste, hiess Siegfried Westphal. Er war 42 Jahre alt, gross, aufrecht, blauäugig. Er hatte ein schmales Gesicht mit einer Adlernase und einer hohen Stirn, er trug sein schwarzes Haar unmilitärisch, auch an den Schläfen lang, wenn auch straff nach hinten gekämmt.

Er kam aus einer Familie mit bemerkenswert vielen Mathematikern; der Stammbaum seiner Mutter ging zurück auf das Geschlecht der Wilzen, das im frühen Mittelalter in Polen herrschte. Von früher Jugend an in einer Kadettenanstalt für den Soldatenberuf erzogen, blutjunger Kavallerist noch im letzten Weltkriegsjahr, in Afrika Stabschef

Rommels, seit zwei Monaten General der Kavallerie, diente er nun als Stabschef beim «Oberbefehlshaber West», Generalfeldmarschall Rundstedt.

Der «OB West» befehligte die Heeresgruppen H (Holland), B (Rheinland von der holländischen Grenze bis zur Saar) und G (Saargebiet bis zur Schweizer Grenze).

In Rundstedts Hauptquartier, in Ziegenhain im Taunus, war am 4. März spät abends eine telefonische Beschwerde aus dem Führerhauptquartier eingegangen. Hitlers OKW-(Oberkommando der Wehrmacht)Chef, Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel, übermittelte, der Führer sei «wegen der dauernden Rückschläge an der Westfront ausserordentlich erregt». Die Hauptschuld trage «die nicht durchgreifende Führung des OB West». General Westphal, als Chef des Rundstedt-Stabes, habe deshalb sofort nach Berlin zu kommen, um «die Führungsweise im Westen zu rechtfertigen». Am schlimmsten war wohl, dass Rundstedts Berichte aus den letzten Wochen auch den Satz enthalten hatten: «Der Soldat hat im Allgemeinen die Schnauze voll.»

Dass nun Westphal ins Führerhauptquartier zitiert wurde, war für alle in Ziegenhain, die Hitler kannten, wieder einmal «typisch Führer»: der «Gröfaz» («Grösster Feldherr aller Zeiten») hatte bei Konflikten mit Generalen immer schon die persönliche Konfrontation gescheut. Rundstedt, 69 Jahre alt, hatte nichts dagegen, dass sein Stabschef Westphal ins Führerhauptquartier befohlen wurde. Mit Westphal hatte Hitler immerhin keinen «Ja»-Sager vor sich.

Ein Riegel vor Remagen

In der Nacht zum 6. März musste General Westphal erst einmal den Ein- und Rückflug der alliierten Bomberverbände abwarten, die längst – von Flak und Abfangjägern kaum behelligt – den deutschen Luftraum beherrschten, ehe er sich auf den Weg in die Reichshauptstadt machen

konnte. Dort traf er am Vormittag ein und nahm sich im bisher nur leicht beschädigten Nobelhotel «Adlon» (mit dem angeblich sichersten Luftschutzkeller von Berlin) ein Tageszimmer, um sich aufzufrischen und telefonisch noch die neuesten Lageberichte aus Ziegenhain einzuholen. Der Fall von Köln wurde jetzt stündlich erwartet.

Kurz vor 15 Uhr betrat General Westphal die Reichskanzlei. Das Gebäude, 1939 als Symbol des machtvoll erstarkten Reiches im grandiosen Stil hitlerischer Hybris errichtet, war eine Ruine. Die mächtigen Säulen aus Marmor und Porphyrt waren unter den Bomben geborsten. Beim Durchschreiten der riesigen, nun ausgebrannten Säle, wo selbst Englands Botschafter Henderson vor den Machthabern angetreten war, knirschten die Glasscherben unter den Stiefeln. Kalter Brandgeruch lag in der Luft. SS-Männer, herbe, abgestumpfte Gesichter unter den Helmen, wiesen mit eckigen Bewegungen den Weg zu einer Wache am Ende des Gebäudes. Seit Oberst Stauffenbergs Attentat auf Hitler wurden selbst höchste Ränge gründlich kontrolliert. General Westphal musste seiner Aktentasche alle Papiere entnehmen, auch die Geheimsachen, und die Aktentasche zurücklassen. Der General wurde über eine enge Treppe nach unten gewiesen, zum «Kannenberg-Gang», benannt nach Hitlers Kammerdiener, der hier eine Kabause hatte. Wieder ein paar Stufen abwärts, eine luft- und wasserdichte Stahltür, dann ein enger, langer Gang, den am Ende eine zweite Schleuse abschloss (dahinter lag ein Treppenaufgang zum Garten des Aussenministeriums). Für Westphal wurde eine auf halbem Weg links befindliche Stahltür geöffnet.

Eine bedrückende, beengte Atmosphäre herrschte in der Bunkeranlage – nicht nur, weil man wusste, dass man in einem Rattenbau 15 Meter tief in der Erde steckte. Da waren auch Gerüche, die selbst die Ventilation nicht vertrieb – Geruch von alternden Männern, von nicht oft genug gewechselten Uniformen, von schwitzigem Leder, vermischt mit den dumpfen Ausdünstungen von Beton.

Die Bunkerbesatzung schien dagegen immun zu sein. Es herrschte routinierte, schneidige Geschäftigkeit. Telefone klingelten, Meldungen wurden durch- und weitergegeben. Fast jede berichtete über Verluste,

von Mangel, von ausgelöschten Truppenteilen und Kriegsmaterial, von der unwiderruflich zerfallenden Substanz des Reiches. Aber wie sollte sich ein Gefühl von Tragik, von Endzeit einstellen können, da doch jeder hinausgehende Befehl mit «Jawohl!» beantwortet wurde; da doch regelmässig, wo eine bisherige Befehlsempfängerstimme nicht mehr antwortete, an ihrer Stelle eine neue über Draht oder Äther kam – um weiter «Jawohl!» zu sagen.

Als General Westphal den Lageraum betrat, sah Hitler nur kurz vom Kartentisch auf. Westphals Gruss wurde kaum erwidert, nur wenige aus Hitlers Entourage reichten ihm stumm die Hand. Hitlers Gesicht wirkte verfallen («greisenhaft», notierte Westphal später). Hitlers linke Hand hielt, auch während der folgenden Stunden, die unkontrollierbar zitternde rechte umfasst, liess sie nur dann und wann los, wenn er auf einen Punkt der Frontkarte wies – wodurch sich der beklemmende Anblick noch verstärkte.

Westphal warf einen Blick auf die Lagekarten und sah, dass eine Anregung, die er einmal mit Generaloberst Jodl entwickelt hatte, nun zum Bestandteil der Lagedarstellungen gehörte: Die roten Pfeile, die feindliche Angriffsspitzen markierten, waren jetzt dicker als früher, und die blauen Linien für die eigenen Kräfte waren nur noch gestrichelt. Ausserdem gaben jetzt Grafiken an den Kartenrändern anschaulich Auskunft über die wirkliche Kampfstärke der eigenen Verbände: die weisse Fläche entsprach der Soll-Stärke, Schwärzungen den Verlusten.

Westphal wurde schnell klar, dass sich mit solchen Mätzchen Hitlers Illusionsstrategie nicht beikommen liess. Waren beispielsweise zwei Infanterie-Divisionen völlig dezimiert, so dass von ihnen nur noch eine fast völlig geschwärzte Fläche existierte, so wurde aus den Resten einfach ein neuer Verband geschaffen, und schon hatte man wieder einen unbeeinträchtigt weiss erscheinenden Block vor sich – wie etwa die «Korpsgruppe Botsch». Dieses Produkt lag nun als «Verteidigungsbe- reich Bonn-Remagen» wie ein kompakter Riegel schräg vor dem linken Rheinufer. Sollte dieser eindrucksvolle Riegel wirklich brechen, dann konnte nur Verrat im Spiel gewesen sein, das stach ja ins Auge...

Die Führeradjudanten waren noch beim zusammenfassenden Vortrag der Gesamtlage. Westphal hörte sich das an.

«... Osten. Heeresgruppe Mitte: Nördlich Breslau weitere Verstärkung des Feindes...

Heeresgruppe Weichsel: Feindliche Panzer südlich Stettin. Bei Kolberg nur noch 50 Panzer. Da in Danzig sich eine Million Flüchtlinge in Bewegung gesetzt haben, ist die Gesamtsumme der Flüchtlinge nun auf zehn Millionen angestiegen... Angriffe gegen Königsberg von Süden und Norden... Feindliche Luftwaffeneinsätze: 2'900. Dagegen 429 eigene, 10 Abschüsse, 13 Verluste...

Westen – Reich. Einflüge: ... schwere Terrorangriffe gegen Chemnitz, Plauen und Pilsen, Gelsenkirchen... sonst die üblichen Moskitos gegen Berlin.

Heeresgruppe B (11. Kampftag):... der nordwestlich von Köln gehaltene Brückenkopf wurde zusammengedrängt und aufgespalten ... Der Feind kam bis an die Innenstadt heran, wo Infanterie fehlte. An der Südflanke kritische Lage. Die Linie verläuft jetzt nördlich Bonn nach Südwesten. Am rechten Flügel der 15. Armee weiterer Geländeverlust. Kämpfe bei Gmünd um Bunker. Ostwärts von Kyll stiessen feindliche Panzer weiter nach Norden durch... Den Antrag des Generalobersten Hausser, auf eine Sehnenstellung zurückzugehen, hat der OB West abgelehnt, um den Zusammenhang mit dem Westwall aufrechtzuerhalten...

Heeresgruppe G: Forbach ist nunmehr verloren. Eine HKL (Hauptkampflinie) wurde aufgebaut. Bei Spichern gleiche Lage...

Die Munitions- und Betriebsstofflage hat sich weiter verschärft. Der Chef OKW gab 500 cbm frei, der Rest der OKW-Reserve beträgt noch 500 cbm...

Ein Führerbefehl soll herausgehen. Die Wehrwirtschaft komplementiert nur noch, allein bei der Munition wird neu gefertigt ...»

Wenn auch für General Westphal die Sprödigkeit generalstäblerischer Berichterstattung zum täglichen Brot gehörte, so berührte ihn doch die völlige Empfindungs-, ja Gedankenlosigkeit, mit der hier das unaufhaltsame Voranschreiten des Zerfalls registriert wurde. Da konnte die Indu-

strie nur noch mit äusserster Mühe die verlorenen Waffen ersetzen («komplementieren»!) und kein zusätzliches Gewehr mehr an die Soldaten liefern. Und alles, was dagegen zu unternehmen war: ein Führerbefehl. Selbst die Ungeheuerlichkeit von zehn Millionen Flüchtlingen erregte kein sichtbares Wimpernzucken...

Ein General widerspricht dem Führer

General Westphal wurde von Hitler sofort in eine Detaildiskussion über den Westwall verstrickt. Unmittelbarer Anlass war Rundstedts wiederholte Forderung an Hitler, das verhängnisvolle Verbot jeden Rückzugs aus den unhaltbaren Westwall-Stellungen aufzuheben; denn nur dann könne man gestaffelte Auffangstellungen im Vorfeld des Rheins aufbauen, nur dann könne eine erfolgsversprechende Rheinlinie auf dem rechten Ufer gehalten werden.

«Wenn auch heutzutage Ströme ihren früheren Wert als starke Fronthindernisse verloren haben», wiederholte Westphal die Argumente seines Chefs Rundstedt, «so würden die Alliierten in ihrer methodischen Art doch einen Rheinübergang sorgfältig vorbereiten. Bleibt man aber zu lange westlich des Rheins, so besteht die Gefahr, dass der Gegner den deutschen Truppen zu hart auf den Fersen folgt und sie aufreißt, ehe sie die Rheinstellung erreichen. Um in diesem Sinne operieren zu können, braucht der OB West Handlungsfreiheit.»

Handlungsfreiheit aber war genau das, was Hitler seinen Generalen schon mindestens seit Stalingrad verweigerte. «Die Generale wollen immer operieren. Sie sollen, verdammt noch mal, stehenbleiben und die Front halten!» sagte Hitler darauf. Er mischte sich seit Langem selbst in die operative Führung einzelner Bataillone ein, wollte über jede einzelne verlorene Stellung Meldung erstattet haben, und dies alles ohne Kenntnis von Lage und Gelände, immer nur aus der Tiefe des Führerbunkers heraus.

Westphal versuchte, dem Führer wenigstens klarzumachen, dass die Infanterie-Divisionen bei einer durchschnittlichen Stärke von nur noch 5'000 Mann (Normalstärke: 12'000) ausserstande seien, jeweils 15 Kilometer Front zu halten.

Aus Hitlers Unverständnis musste Westphal jedoch ersehen, dass der «Gröfaz» bis heute noch nicht die jedem Generalstäbler geläufige Rechenmethoden gelernt hatte, nach der eine Kopfstärke von beispielsweise 5'000 Mann – nach Abzug des Trosses, der Spezialwaffen- und Nachschubdienste – eine infanteristische Gefechtsstärke von lediglich 1'500 Mann ergab. Aber von den 29 Divisionen der Heeresgruppe B des Generalfeldmarschall Walter Model waren im Augenblick nur sieben voll einsatzfähig, 18 bedingt einsatzfähig, fünf abgekämpft und zum Teil nicht einsatzfähig. Die Westfront insgesamt verlor täglich 3'000 Mann und erhielt nur 2'000 Mann Ersatz (aber das waren teilweise Genesende, Nichtausgebildete und Kampfunerfahrene).

Hitler rührten General Westphals Berechnungen nicht. Er sagte: «Dann müssen die Trosse und die Verpflegungsdienste eben auch ran an den Feind.»

Der General war der Verzweiflung nahe: «Aber das ist doch das Ende jeder Möglichkeit von Versorgung und Nachschub!»

Mit Verzweiflungsausbrüchen war natürlich in diesem Bunker nichts für die Front zu retten. Also versuchte Westphal immer wieder, Hitler zu überzeugen, dass der Kräfterangel gebieterisch eine möglichst kurze Front erfordere. Sonst habe man nur eine dünne Sicherungslinie ohne jede Tiefe, und damit bestehe ständig die akute Gefahr des Durchbruchs. Der OB West müsse daher erneut und dringend um die Erlaubnis bitten, je nach Lage selbständig Befestigungslinien aufzulegen.

Hitlers Gegenfrage lautete: «Was kann dabei gespart werden?»

Von da an verzettelte sich das Gespräch in Detailbehauptungen, die nichts klärten, nichts nützten, zu keiner Entscheidung führen konnten – ganz so, wie Hitler durch sein detailliertes Eingreifen in die Truppentaktik auch seine Divisionen verzettelte.

Noch einmal riss Westphal das Gespräch an sich: als die Rede auf die Zivilbevölkerung in den Frontstädten am Rhein kam.

«In ihrer Verzweiflung», machte Westphal klar, «sehen die Menschen

in den eigenen Truppen nicht mehr ihre Beschützer. Sie sehen nur, dass die Truppen sie durch ihre bloße Anwesenheit auch noch um das Letzte bringen, das ihnen verblieben ist!»

Aber darauf ging Hitler nicht ein («geflissentlich», wie Westphal notierte). Stattdessen erging der Führer sich gegenüber den «Zivilisten in der Etappe» in Beschuldigungen wegen Defätismus, Drückeberger- und Schmarotzertum.

Wieder wurde General Westphals Stimme scharf: Angesichts des Elends in den Städten des Westens sei ein «Etappenleben», wie man es sich im Führerbunker offensichtlich vorstelle, überhaupt nicht möglich. Aber das könne man nur ermessen – der General spielte darauf an, dass weder Hitler noch Jodl oder Keitel die Front und die zerbombten Städte aufsuchten –, das könne man nur ermessen, wenn man das Elend an Ort und Stelle gesehen habe...

Der Rhein – zum Greifen nah

Fünf Stunden rannte General Westphal mit seinen Argumenten gegen Hitlers Starrsinn an. Fünf Stunden lang versuchte er, Hitlers Aufmerksamkeit auf das höchst dringliche Problem der Rheinfront zu lenken. Ab und an sah Westphal in den Gesichtern der umstehenden Offiziere einen aufmunternden Blick («endlich mal einer, der es dem Führer ins Gesicht sagt!»), oft genug aber ein Stirnrunzeln («So spricht man doch nicht mit dem Führer!»). Doch stumm blieben sie alle. An seine Seite stellte sich niemand.

Einmal, während er eine unaufhaltbare Redeflut Hitlers über sich ergehen liess, starrte er wohl zu lange auf dessen zitternde Hand. Da bekam er zu hören: «Ja, starren Sie nur, der Herr General der Kavallerie! Wenn meine Generale besser wären und mir nicht so viele Sorgen bereiteten, wäre meine Hand auch ruhiger!»

Dann betrat Reichsmarschall Hermann Göring den Lageraum, heute in einer erdbraunen Phantasie-Uniform, auf der, zur Überraschung aller, kein einziger Orden prangte. Göring bat um Erlaubnis, seine ebenso phantasievolle Bojaren-Pelzmütze aufbehalten zu dürfen, er sei erkältet. Hitler brummte: «Machen Sie doch, was Sie wollen!»

Missgelaunt ging der Luftwaffen-Chef sogleich auf Westphal los: «Was haben Sie denn da wieder Ungünstiges gegen mich vorgebracht?»

Tatsächlich hatte der General beklagt, dass die feindliche Air Force im Bereich des OB West täglich mindestens 3'500 Einsätze flog, wogegen nur 30 bis 50, maximal 70 deutsche Flugzeuge aufstiegen.

Darauf Hitler zu Göring: «Ich werde Ihre Luftwaffe auflösen lassen. Sie ist völlig unnütz.»

Dass Hitler selber die Entwicklung von Abwehr und Abfangjägern hinausgeschoben hatte, um stattdessen – vergeblich – Wunderbomber erfinden zu lassen, die Amerika angreifen könnten, diesen Einwand brachte nicht einmal Göring mehr vor.

Es war Abend geworden, als Westphal einen ersten Durchbruch registrieren zu können glaubte.

«Schliesslich», merkte er sich für den Bericht an Rundstedt vor, «schliesslich schien Hitler aber doch überzeugt zu sein, dass die bisherige starre Kampfführung nicht länger haltbar sei...»

Zur aktuellen Krise am Rhein gab der Führer seinem General indes nicht mehr mit auf den Weg als die «unverbrüchliche Gewissheit», dass sich am Rhein das deutsche Schicksal wenden werde. Der Rhein sei ja für jeden Feind ein starkes Fronthindernis und mache jeden Vorstoss nach Osten völlig unmöglich. Das musste reichen.

Der General war froh, als er endlich die unwirkliche Treibhausatmosphäre des Führerbunkers verlassen konnte. Die Generalobersten Jodl und Guderian holten Westphal ein, nachdem dieser die Bunkerräume bereits passiert hatte. Auf dem Weg durch die Panzertür-Schleusen bis an die enge Treppe hinauf zur zerstörten Reichskanzlei gratu-

lierte ihm Guderian zu seiner Standhaftigkeit: «Ein paarmal habe ich geglaubt, der lässt Sie hier nicht mehr lebend raus!»

Westphal zuckte die Achseln. Aber, so meinte er, auf Hitlers nachgiebigere Haltung am Schluss hinweisend, vielleicht habe das Gespräch letzten Endes doch Sinn gehabt. Jodl, der seinen Führer besser kannte, warnte den General. Soviel bessere Einsicht halte bei Hitler für gewöhnlich nicht lange an.

Bei der SS-Wache oben an der Treppe liess der General sich seine Aktentasche wieder aushändigen. Er verstaute seine Papiere und schritt durch die hohen, finsternen und zerbombten Säle davon. Die Reichshauptstadt lag wegen der Verdunkelung in tiefer Schwärze. Aber irgendwo leuchtete der Himmel rot, von Bränden, die seit dem letzten Angriff gestern noch nicht gelöscht waren. Die Luft schmeckte immer noch nach kalter Asche und Brandgeruch. Er flog gern in sein frontnahes Hauptquartier zurück. Dort wusste man wenigstens, dass es fünf Minuten vor zwölf war. Dort log man sich nicht in die Tasche.

Auch beim Studium der Lagekarten im Führerhauptquartier hatte niemand den Finger auf den Rhein bei Remagen gelegt. Niemand hatte von Remagen als einem der in Kürze neuralgisch werdenden Frontpunkte gesprochen.

Auch General Westphal ahnte nicht, dass alle seine von Hitler für unrealistisch erklärten Argumente vom Kräftermangel, von der überdehnten Front, vom Irrsinn der starren Festhaltetaktik sich bereits binnen 20 Stunden auf dramatische Weise bewahrheiten würden.

Auf der Brücke von Remagen.

US-Leutnant Timmermann erobert ein Eifelstädtchen

Der junge amerikanische Leutnant, der mit einer impulsiven Handlung auf der Brücke von Remagen alle sorgsam ausbalancierten «Rheinfront»-Pläne sowohl der alliierten wie der deutschen Generalstäbe umstürzen sollte, befand sich am Nachmittag des 6. März nur noch 15 Kilometer vom Rhein entfernt – im Vormarsch auf Bad Godesberg.

Der Leutnant war gross, blond, breitschultrig und hatte die kräftigen Hände eines Mannes, der schon als Kind an hartes Arbeiten gewöhnt war. Er hiess Karl Heinz Timmermann, und in seinen Papieren stand Frankfurt als Geburtsort. Nicht Frankfurt, die Hauptstadt des US-Staates Kentucky, sondern «Frankfurt, Germany». Hinter diesem Eintrag verbarg sich die Liebesgeschichte eines amerikanischen Besatzungssoldaten der frühen 20er Jahre mit einem deutschen Mädchen – und eine mit ungewöhnlichen Komplikationen belastete Ehe, die nur von Aussenstehenden für romantisch gehalten werden konnte.

Leutnant Timmermann führte den 1. Zug der B-Company des 27. Armored Infantry (etwa: Panzergrenadier-)Bataillon. Das Bataillon und die begleitenden Panzer kämpften sich am Nachmittag des 6. März gegen das Eifelstädtchen Meckenheim vor. Ein Jabo-Geschwader hatte Meckenheim sturmreif gebombt. Dennoch schlug den Amerikanern aus den Ruinen heftiges Karabiner- und MG-Feuer entgegen, verstärkt durch sporadisches Feuer aus zwei oder drei Granatwerfern.

Leutnant Timmermann ging mit drei Leuten seines Zuges auf Spähtrupp. Durch die ziemlich flachen Trümmerhaufen, die von den Fachwerkhäuschen geblieben waren, schlichen sie sich in die Flanke der letzten hartnäckigen Verteidiger von Meckenheim. Über Funk dirigierte er vier der neuen, superschweren Pershing-Tanks in Position, die erst vor wenigen Tagen bei der Einheit eingetroffen waren. Die panzerbrechenden Granaten aus den 9-cm-Turmkanonen brachten die Granatwerfer und zumindest ein MG-Nest zum Schweigen.

Einige Minuten lang blieb alles still. Timmermann traute der Stille nicht. Captain Frederick Kriner liess einen Teil der Kompanie in Schützenkette vorrücken, er selbst vorweg. Als die Schützenkette mit Timmermann auf gleicher Höhe war, gliederte er sich mit seinem Spähtrupp ein.

Der Kompanieführer war erst seit anderthalb Tagen bei der Truppe. Kriners Vorgänger, Captain Swisher, war am Vortag bei der Eroberung von Euskirchen verwundet worden; er hatte es immerhin auf eine Woche Einsatz gebracht. Der erbitterte Kleinkrieg zwischen Ardennen und Eifel forderte einen unverhältnismässig hohen Blutzoll an Offizieren; viele wollten schnell noch eine Beförderung und einen Orden gewinnen, ehe der Krieg aus war. Die Soldaten in den unteren Rängen sahen das gelassener. Die jetzt vom 27. Bataillon noch übrig waren, hatten die Ardennen-Schlacht alle nur um Haaresbreite überlebt. Teils in St. Vith, teils in Bastogne eingeschlossen, frisch aus den Staaten eingetroffen und noch ohne jede Kampferfahrung, waren sie von Hitlers letzten Eliten böse aufgerieben worden.

Die Schützenkette verhielt in Deckung vor einem langen, gradlinigen Einschnitt im Trümmerfeld. Hier war wohl in besseren Zeiten eine der Durchfahrtsstrassen des Verkehrsknotenpunkts Meckenheim verlaufen.

Timmermann arbeitete sich bis neben Captain Kriner vor. Immer noch war es still.

«Diese Ruhe gefällt mir nicht», sagte Timmermann.

«Worauf sollen wir noch warten?» meinte der Captain. «Für die Panzer ist das hier schwieriges Gelände.»

«Ich möchte am liebsten mit einem verstärkten Spähtrupp einen grossen Bogen um die Stadt machen und dann von oben rein.»

«Darüber kann die Dämmerung kommen. Wir können schlecht die Nacht vor der Stadt zubringen.»

Der Heckenschütze, den du übersiehst, legt immer gerade auf dich an, dachte Timmermann. Er spürte es eben, wenn jemand auf der Lauer lag. Und irgendwo in den Ruinen lag jemand und hatte den Finger am Abzug.

Dieser Augenblick des Zögerns rettete ihn. Frisch aufflackerndes MG-Feuer aus der Halbflanke erwischte Kriner. Schwerverwundet

brach er zusammen. Timmermann teilte zwei Mann ein, die den Captain in einen Ruinenkeller bringen sollten.

Unter dem Feuerschutz der jetzt einsetzenden Pershing-Salven ging er mit Sergeant DeLisio, der den 2. Zug führte, und einem halben Dutzend Männer das MG-Nest von hinten an, auf einer Umgehungslinie durch die Häuserreste robbend. Als sie auf Handgranaten-Wurfweite heran waren, schleuderten sie ihre «Zitronen». Jetzt schwieg auch das letzte MG von Meckenheim. Timmermann liess das Panzerfeuer einstellen.

Da der Kompaniechef ausgefallen war, verständigte Timmermann sich mit den beiden Zugführern DeLisio und Leutnant Burrows, um die südliche Hälfte der kleinen Stadt zu durchkämmen. Leutnant MacMaster übernahm mit der C-Kompanie die andere Hälfte. Später teilten Timmermann und MacMaster die Sicherungsposten rund um Meckenheim ein, denn unterdessen waren die Bulldozer gekommen sowie einige mit Räumschaukeln bestückte Panzer, die daran gingen, die Ausfallstrassen des Knotenpunkts Meckenheim vom Schutt zu räumen.

Gegen 18 Uhr kam ein Befehl vom Divisionsstab, der für den Augenblick den weiteren Vormarsch stoppte und anordnete, auf neue Weisungen zu warten. Leutnant Timmermann und seine Kameraden richteten sich aufs Übernachten in Meckenheim ein. Sie gingen auf die Suche nach benutzbaren Unterkünften.

Cowboy und Schachspieler: Patton gegen Hodges

Die Panzer und die begleitende Infanterie, die Meckenheim besetzten, gehörten zum «Combat Command (Kampfkommando) B» der Ninth Armored Division (9. Panzer-Division).

Die «Combat Commands» waren eine relativ neue Einrichtung der US-Army, bei der wohl bestimmte Gruppierungen der deutschen Wehrmacht Pate gestanden hatten. Bei der Wehrmacht war man allerdings bei der Aufstellung von Kampfgruppen nur aus Not von der klassischen Di-

visionsstruktur abgegangen, die das Mitführen eines schwerfälligen Trosses aus Versorgungs- und Dienstleistungs-Einheiten vorsah (von der Bäckerei- über die Druckerei-Abteilung bis zum Musikkorps). Die Amerikaner hatten sich, ebenfalls unter Streichung von Service-Einheiten, die «Combat Commands» aufgebaut, um ein Maximum an Beweglichkeit und Elastizität aus ihrer überlegenen Motorisierung zu ziehen. Und damit zeigten sie den Deutschen – soweit sie darin nicht von Montgomerys Strategie- und Treibstoff-Ansprüchen behindert wurden –, was 1945 «Blitzkrieg» war.

Das «Combat Command B» bestand aus sechs kleinen, von anderen Grossverbänden abgezogenen Einheiten. Den Kern bildeten das 27. Armored Infantry Bataillon und das 14. Tank Bataillon. Dazu, oder da herum, gruppierten sich: eine Aufklärungskompanie mit einigen Sturmgeschützen und leichten Panzern, eine Kompanie Panzer-Pioniere, eine Panzerjäger-Kompanie mit Panzerabwehrkanonen auf Selbstfahrlaffetten. Die Feuertaufe in den Ardennen, wo sie ein halbes Dutzend Einheiten verloren, die einmal mit zum CCB gehört hatten, hatte sie unter ihrem rauhbauzigen Kommandeur zusammengeschweisst.

Brigade-General William M. Hoge, Veteran des Ersten Weltkriegs, galt kursierenden Legenden zufolge als unverwundbar. Er ging oft mitten im Feuer neben den Panzern her.

Das «Combat Command B» gehörte, wie die Schwestereinheit «Combat Command A», zur 9. Armored Infantry Division. Divisions-Chef war General John W. Leonard, auch er ein Weltkriegsveteran. Um die Befehlspyramide nach oben zu vervollständigen: Über Leonard stand der Chef des III. US-Corps, Generalmajor John Millikin. Dessen Vorgesetzter war General Courtney Hodges, Befehlshaber der 1. US-Army.

Was in die Befehlsübermittlung zwischen all diesen Rängen gelegentlich ein gewisses – freilich unüberhörbares – Knirschen brachte, hatte seinen Ursprung darin, dass während der Ardennenschlacht zeitweise das III. Armeekorps General Patton überstellt werden musste. Das hatte praktische, taktische Gründe in einer kritischen Situation. Aber in der

kurzen Zeit unter Pattons Einfluss gewöhnte sich das ganze III. Korps, wie General Hodges fand, «schlechte Manieren» an.

Die Antipathie zwischen beiden Armeeführern war gegenseitig. Sie entsprach auf dieser Armee-Ebene etwa den Differenzen zwischen Bradley und Montgomery auf der nächsthöheren Etage. Patton und Hodges waren im persönlichen Stil so verschieden wie im taktisch-strategischen.

Patton gab sich gern als Cowboy, was er auch durch sein Äusseres unterstrich. Er hängte sich stets zwei riesige Colts ans Koppel (mit dem einen schoss er sich einmal aus Versehen in die Wade). General Hodges dagegen trat als Gentleman des amerikanischen Südens auf, elegant, auch im Frontgetümmel, bis zur silbernen Zigarettenspitze.

In diesem unterschiedlichen Stil führten sie auch Krieg: Patton wie ein Rodeo-Reiter, der sich dann auf ein wildes Pferd schwingt, wenn er es zu packen kriegt, dabei immer auf Publikumsapplaus aus; Hodges dagegen war eher ein stiller Schachspieler und ganz zufrieden mit anerkennenden Analysen in militärintellektuellen Monatsschriften.

Als handele es sich um eine Transeuropa-Superrallye, gab Patton täglich die erzielten Vormarsch-Kilometer selbst seiner kleinsten Einheiten den ihn stets umschwirrenden Reportern bekannt (und die kamen bei ihm allemal auf ihre Kosten: Um Soldaten, die beim Überqueren eines Flüsschens zögerten, mal zu zeigen, wie leicht das doch war, schwamm er selber unter Beschuss allein hin und zurück).

General Hodges dagegen mass seine Erfolge vor allem an der Zahl der gemachten Gefangenen: Entzug von Kampfkraft schwächte seiner Meinung nach die Widerstandsfähigkeit des Gegners weitaus empfindlicher als fragwürdiger Geländegewinn. Hodges' Truppe war in den regelmässig in den Zeitungen veröffentlichten Hitparaden der Gefangenennahmen dauernd Nummer 1. Aber das ergab nun mal keine Sensationsfotos, das war nur Statistik (augenblicklicher Stand, seit Invasionsbeginn: 1'009'657 gefangene Deutsche, davon durch Hodges 274'837, durch Patton 202'553, durch die Kanadische 1. Armee 138'436, die Britische 2. Armee 104'347, durch die 7. US-Armee 94'069, die 9. US-

Armee 89'564, die Französische 1. Armee 85'841, durch die Französische Widerstandsarmee 20'010). Reporter fanden Hodges wenig ergiebig und begleiteten ihn und seine Truppen nur selten. Hodges' 1. Armee war das fleissige Aschenbrödel der Alliierten.

«Wir machen hier Krieg und keinen Hollywood-Western!» sagte General Hodges, wenn seine Adjutanten ihm wieder einmal Zeitungen mit Starreportagen über «Patton in action» brachten. «Krieg ist verdammte Kleinarbeit, Tag für Tag, Nacht für Nacht, Stunde um Stunde. Die miese, blutige, widerliche Kleinarbeit von einigen zehntausend kleinen Leuten, die alle lieber daheim etwas Friedliches, Freundliches tun würden. Wer daraus ein Spektakel macht, macht sich letztlich über den kleinen GI Joe lustig, der mit Fusspilz und Durchfall im Schlammloch hocken muss...»

Trotzdem, die «GI Joes» von Generalmajor Millikins III. Army-Corps hatten ihre Zeit unter General Patton ziemlich beeindruckend gefunden. Die schnellen Entscheidungen aus dem Augenblick heraus, die immer wieder blitzartigen Vormärsche, die Flankenausfälle, die den Gegner wie aus heiterem Himmel trafen – das imponierte ihnen. Ausserdem herrschte bei Patton weitaus seltener Mangel an Sprit und Verpflegung. Eigentlich litt nur Hodges' 1. Armee unter dem Sog der übermässigen Materialanforderungen Montgomerys.

Denn Patton hatte sich längst sein eigenes, «schwarzes» System aufgebaut: In den Nachschubhäfen hatte er «Agenten» sitzen, die auf den für Montgomery bestimmten Lieferungen den Zielvermerk «12. Army Group» einfach überspritzten und durch «3. Army» ersetzten. Auch allerhand für Hodges bestimmtes Material hatten die Jungs vom III. Army-Corps in den – natürlich nicht gemeldeten – Depots Pattons entdeckt; sogar Brückenbaumaterial, das für Montgomerys Rhein-Offensive bestimmt war.

Patton machte sich einen Spass daraus, bei seinem Vorgesetzten Bradley in einem Jeep mit leerem Tank vorzufahren und bei der Hauptquartierreserve zu schnorren. Der Gentleman Hodges ging in diesem unlauteren Wettbewerb nie weiter, als bei Bradley das Vierfache des tatsächlichen Bedarfs anzufordern – in dem Wissen, dass man immer nur die Hälfte genehmigt und davon auch nur 50 Prozent geliefert bekam.

Aber Hodges als Benzinschnorrer? Unvorstellbar. Eher hätte er seinen Jeep selber geschoben, schwitzend, aber stolz. Und mit Handschuhen.

Nun also war der Patton-Virus im III. Army-Corps eingerissen. Hodges fand, er habe eine disziplinierte Truppe ausgeliehen und eine Räuberbande wiederbekommen. Wenn die Männer vom «Combat Command B» ihren Kommandeur auch für den tüchtigeren, intelligenteren, rücksichtsvolleren Soldaten hielten, ein bisschen von Pattons Pep hätten sie sich schon für ihn gewünscht.

Was immer zwischen den Truppenführern der US-Army an Spannungen herrschen mochte, sie wurden offen ausgetragen, oft zum unverhüllten Vergnügen der Soldaten. Anders als in der deutschen Wehrmacht, war hier Kadavergehorsam kaum gefordert, schon gar nicht politische Disziplin. Selbst Leute, die kampfmüde waren – und Kampfmüdigkeit war kein seltenes Phänomen –, mussten nicht mit Strafen rechnen. Das war kein Fall fürs Kriegsgericht, sondern für den Truppenpsychologen oder den Armeegeistlichen hinter der Front. Später kamen die Abgekämpften aufgefrischt zu den Kameraden zurück. Sie waren in Europa «to do a job»; je schneller sie ihn erledigten, desto eher konnten sie heimfahren. Und jeder wusste, dass man seinen Job dann am besten tut, wenn man sich «okay» fühlt; war das mal nicht der Fall, brauchte man eben eine Verschnaufpause. So einfach war das.

«Sauerkraut und alter Wein»

Leutnant Timmermann suchte sich am Abend des 6. März in Meckenheim ein Quartier für die Nacht. Meistens genügte ihm eine Ecke in einem halbzerstörten Haus, oft genug schlief er auch unter einem Fahrzeug. Er war von Hause aus nicht viel Luxus gewohnt; daheim war das Geld knapp, er hatte als Junge auch schon mal die Mülltonnen seines Städtchens nach Essbarem durchsucht.

Seine Heimatstadt hiess West Point; doch mit dem berühmten West Point der Militär-Akademie im Staat New Jersey hatte die wahrhaftig nichts gemein. Karl Heinz Timmermanns West Point war ein verschlafenes Nest hoch oben in Nebraska, nicht weit von der kanadischen Grenze entfernt; und da war das Klima so rauh wie hier in der Eifel.

Es musste ein gutes Quartier sein heute Abend, weil Leutnant Burrows pflegliche Behandlung brauchte. Der Chef des 2. Zuges war erst heute aus der Etappe zurückgekommen. Da hatten sie ihm die Kampfmüdigkeit auskuriert. Vor einer Woche hatte er sich mitten im Artilleriebeschuss auf einen kaputten Küchenstuhl gesetzt, war eingeschlafen und nicht mal wach geworden, als Granatsplitter ein Stuhlbein wegsetzten.

«Das hier sieht ganz gut aus», sagte Timmermann, als er mit Burrows vor ein Haus kam, von dem nur noch das Parterre stand. Früher war das ein Laden gewesen. Ein paar Buchstaben von «Kolonialwaren» standen noch auf einem Mauerstück.

«Findest du das einladend?» sagte Burrows und wies misstrauisch auf das glaslose Ladenfenster.

«Kann noch einladend werden», sagte Timmermann. «It's a delicatessen, ein Lebensmittelladen.»

«Woher willst du das wissen?» fragte Burrows.

Timmermann machte nicht viel Gebrauch davon, dass er perfekt Deutsch sprechen und lesen konnte. Deutschland, sagte er sich, bedeutet mir nichts. Jedenfalls nicht dieses Deutschland, gegen das wir Krieg führen. Ob Amerika ihm viel bedeutete, hätte er ebenso wenig sagen können, aber da war er aufgewachsen, und es hatte eine Armee, die ihn kleidete und nährte.

«Woher ich das weiss?» Timmermann zuckte die Achseln. «Ich riech das...»

Sie stiessen halb verkohlte Balken mit den Stiefeln aus dem Weg, leuchteten mit ihren grossen Stablampen die Wände im Ladenraum ab. Timmermann fand sofort das Hinterzimmer. Sein Lichtstrahl glitt über den Boden, traf auf ein Familienfoto hinter gesprungenem Glas. Einen Augenblick sah er es sich an.

Vom Hinterzimmer aus musste eine Treppe in den Keller führen. Da war die Tür.

Im Schein ihrer Stablampen tasteten sie sich die Treppe hinab. Unten war ein grösserer Raum behelfsmässig zum Wohnen eingerichtet und mit einem dicken Baumstamm abgestützt. «Luftschutzraum», stellte Timmermann fest. «Gut gemeint, aber nicht gut gemacht.» Fachmännisch hatten sie beim Herabsteigen die Decke zwischen Erdgeschoss und Keller betrachtet und für zu dünn und zu schwach befunden. In einem kleineren Nebenraum entdeckten sie einen hohen Bottich mit Wasser, das – wie eine mit einer Desinfektionspille versehene Probe im Feldflaschenbecher ergab – nicht einmal allzu abgestanden schmeckte. Sogar Schöpfkrug und Waschschüssel gab es. «Was hältst du von dem Schuppen?» fragte Timmermann.

«Da wir wahrscheinlich draussen kein Taxi finden, das uns ins ‚Hilton‘ bringt...» Burrows zuckte die Schultern.

Timmermann leuchtete die Wände ab. Unter den Sandsäcken vor dem hier kleineren Kellerloch stapelten sich säuberliche Reihen von Braunkohlen-Briketts, die sich auch die Aussenwand entlangzogen.

«Komische Leute», sagte Burrows. «Wenn ihnen hier Brandbomben reingeknallt wären, hätten sie sich als Grillhühner im Paradies wiedergesehen.»

«Sie hatten keine Wahl. Entweder unter Bomben verbrennen oder im Winter erfrieren. Deutsches Schicksal 1945.»

Burrows öffnete einen Steingutbottich, der in einer Ecke stand, und hielt sich sofort die Nase zu. «Oh shit!» rief er. «What the hell is that!»

Timmermann warf einen Blick hinein. Der Bottich war dreiviertel voll, obenauf lagen ein feuchtes Tuch, darüber eine Holzscheibe und, als Pressgewicht, ein schwerer Pflasterstein.

«Sauerkraut», sagte Timmermann. «Im Herbst wird der Kohl in feine Streifen geschnitten, dann in diesem Bottich in gewürzter Essigbrühe eingelegt. Hält sich den ganzen Winter.»

«Das ist Sauerkraut? Das essen die? Jetzt versteh ich, warum man sie ‚Krauts‘ nennt. My God!»

«Eine Delikatesse», sagte Timmermann. «Besonders mit Wacholderbeeren.» Er nahm den Pflasterstein heraus, hob den Deckel samt Tuch und griff mit Daumen und Zeigefinger in das Sauerkraut und schob sich

einen Bissen in den Mund. Dann wandte er sich wieder den Briketts zu und räumte weiter ab.

«Eigentlich klar», sagte Burrows, «du bist ja auch ein ‚Kraut‘.»

«Shut up», erwiderte Timmermann nur. Er hatte die Wand jetzt abgeräumt, griff mit den brikettschwarzen Händen nach seiner MPI und klopfte mit dem Kolben die Wand ab. Aus den Augenwinkeln sah er bei Burrows eine Bewegung, die ihm missfiel.

«Weisst du, was ich mit deinem Sauerkraut mache?» Burrows hatte sich die Hose aufgeknöpft und wollte pinkeln.

«Stop that!» sagte Timmermann scharf. «Wenn die Leute wiederkommen, finden sie doch ausser dem bisschen Sauerkraut kaum noch was zu essen in ihrer Stadt.»

«‚Krauts‘!» sagte Burrows verächtlich und knöpfte den Hosenschlitz wieder zu.

Timmermann klopfte weiter die Wand ab und fand schnell die Stelle, wo es hohl unter dem Verputz klang. «Schau mal, ob du irgendwo ein Brecheisen oder was Ähnliches findest!»

Burrows stiefelte die Treppen hoch. Timmermann hörte ihn in dem zerschossenen Laden rumoren, dann sah er ihn mit einem angekohlten Stück Balken wiederkommen. Hinter Burrows erschien zugleich der Adjutant von Bataillonskommandeur Major Deevers in der Tür. «Timmy, der Chef will Sie sehen.»

«Augenblick noch», sagte Timmermann. Er nahm Burrows den Balken ab und rammte ihn gegen die Wand. Der Putz brach auseinander, die zugemauerte Vorratskammer stand offen: Regalbretter voller Einmachgläser und Weinflaschen. «Heh!» rief der Adjutant. «Hier gibt's wohl 'ne Party heute Abend!»

«Es empfiehlt sich immer», sagte Burrows vornehm, «bei Expeditionen in exotische Länder einen ortskundigen Reiseführer mitzunehmen, der die Gebräuche der Eingeborenen kennt.»

Timmermann schöpfte sich mit der Schüssel Wasser aus dem Bottich und wusch sich den Brikett- und Gipsstaub von den Händen. Burrows langte sich ein Einmachglas aus der Öffnung und drehte es in den Händen. «Nicht mal anständige Konservenbüchsen kennen die ‚Krauts‘! Wie kriegt man die Dinger auf?»

Timmermann wischte sich die Hände an der Uniformhose trocken.

Dann zeigte er Burrows, wie man die Lasche des Gummirings unter dem Deckel herauszieht. Die Luft zischte in das Vakuum. «Dich kann man wirklich nicht allein in zivilisierte Länder ziehen lassen, du würdest glatt verhungern. Friss nicht alles allein auf, während ich beim Major bin. Was will der Alte eigentlich von mir?» wandte er sich an den Adjutanten.

«Sie werden Kompaniechef, Sir!» sagte der Adjutant. «Die A-Kompanie, Sir!»

Eine Kompanie für Leutnant Timmermann

Leutnant Timmermann band sich den Stahlhelmbügel fester, als er hinter dem Adjutanten den Platz überquerte. Vor einem grossen Wohnhaus mit geborstenen Mauern und leeren Fensterhöhlen standen zwei Pershing-Panzer, die gedungenen Geschütztürme in entgegengesetzte Richtungen gedreht. Vor dem Haus ratterte ein Generator der Werkstattkompanie. Daneben parkten einige Jeeps. Timmermann bemerkte noch ein paar zerfetzte Plakate an Mauerresten: den schwarzen Schattenmann, der mit dem Schriftzug «Pst! Feind hört mit!» vor Spionen warnte, und das schreiende «Sieg oder Bolschewismus!», das er schon in einigen anderen deutschen Orten gesehen hatte.

Er folgte dem Adjutanten über scherbenbesäte Treppen in einen geräumigen Keller, der zuvor als Luftschutzraum gedient haben musste.

Bataillonskommandeur Deevers und Oberstleutnant Engeman vom 14. Tank-Bataillon hatten sich von der Pionierkompanie eine Behelfsbeleuchtung legen lassen. Im grellen Licht der nackten Glühbirnen standen die beiden Offiziere zusammen mit «Combat-Command»-Chef Brigadegeneral Hoge an einem Küchentisch über Lagekarten gebeugt.

Leutnant Timmermann meldete sich zur Stelle.

«Der da oben weiss mal wieder nicht, was er will», fragte Brigadege-

neral Hoge gerade und meinte damit General Millikin, den Chef des III. Armeekorps. Er zeigte auf die Karte. «Um 17 Uhr bekamen wir Befehl, punkt 19 Uhr auf Bad Godesberg vorzurücken. Um 18 Uhr Kommando zurück, neue Weisung abwarten. Also warten wir. Haben Sie schon was gegessen, Leutnant?»

«Sauerkraut», sagte Timmermann. «In meinem Keller steht ein ganzes Fass voll. Falls Sie Appetit haben, Sir?»

«Geschenkt», sagte Hoge. «Sie sind in Deutschland geboren? Ich habe mal in Ihre Personalakte reingeschaut. Sie sprechen Deutsch. Sie hätten sich zu einer Sonderabteilung melden können.»

Timmermann schüttelte den Kopf. «Zuviel Bürokratie, Sir. Verhöre, Analysen, Berichte, lauter Papierkrieg. Ich bin lieber bei der Truppe.»

«Die Männer mögen ihn», sagte Major Deevers.

Der Brigadegeneral lachte. «Kein Wunder, nach allem, was ich gehört habe. Soll sich für seine Leute ein paarmal mit Vorgesetzten angelegt haben, schon in der Garnison, in Fort Riley.»

«Mit mir noch nicht», sagte Deevers und grinste.

Timmermann grinste zurück. «Wir hatten bis jetzt zuviel zu tun, erst in den Ardennen und dann an den Rur-Talsperren. Aber ab morgen, wenn wir am Rhein die grosse Pause machen, wie es heisst...»

«Sie sind», sagte Hoge, «der dienstälteste Zugführer in der ganzen Division, Timmermann. Irgendwas muss hängengeblieben sein. Wenn nicht von Ihrer Aufmüpfigkeit, dann von Ihrem Vater her.»

«Ach, die alte Geschichte...» sagte Timmermann nur.

«Mir ist das egal», sagte Deevers. «Mich stört eigentlich viel mehr, dass man immer gleich von der Division Ersatz geschickt hat, wenn die A-Kompanie den Chef verloren hat. Und sie verliert ihn oft. Bataillonsfremde Kompanieführer scheinen bei Ihnen nicht viel Glück zu haben, wie man auch an Captain Kriner sieht.»

«Ich bedaure das sehr, Sir. Captain Kriner und auch Captain Swisher haben sehr viel Mut bewiesen.» Mehr zu sagen, fand Timmermann unnötig.

«Und nun kriegen wir keinen Ersatz mehr», sagte Bataillonskommandeur Deevers. «Nun müssen wir uns mit uns selbst behelfen. Ab sofort übernehmen Sie die A-Kompanie, Timmermann!»

«Danke, Sir!»

«Da ist wohl nichts zu danken, Leutnant», grinste Brigadegeneral Hoge. «Das weiss ja nun fast jeder, wie lange man als Chef der A-Kompanie gesund bleibt. Ich wünsche Ihnen da mehr Glück!»

«Wem geben Sie jetzt Ihren Zug?» wollte Major Deevers wissen.

«Meinem Sergeant, Mike Chinchar, Sir!» antwortete Timmermann schnell.

«Ach, dem Wilden!» sagte Oberstleutnant Engeman. Offenbar hatte sich Chinchars Ruf schon bis in Engemans Panzer-Bataillon rumgesprochen. Chinchar garnierte gern seinen Kampfanzug mit unvorschriftsmässig grellen Halstüchern, und wenn Heckenschützen aus einem nicht erkennbaren Hinterhalt feuerten, bot sich Chinchar als Ziel dar. Regelmässig verrieten die Heckenschützen dann durch ein oder zwei voreilige Schüsse ihre Position. Chinchar hielt sich – wie ja auch CCB-Chef Hoge – für unverwundbar. Die Heckenschützen waren es, nach den bisherigen Ergebnissen dieser Methode, jedenfalls nie.

«Leutnant Timmermann führt jetzt einen reichlich buntgefiederten Verein», sagte Deevers zum General.

«Na schön», beendete Brigadegeneral Hoge das Gespräch, «soll er sehen, wie er damit fertig wird. Kompanieführerbesprechung ist um sechs Uhr früh. Ich wünsche, dass Sie morgen in Hochform sind!»

«Yes, Sir!»

Timmermann stolperte die Treppen hoch, rannte über das Kopfsteinpflaster des Platzes und tauchte in seinen Keller hinab. Wenn das sein Vater wüsste!

«Liebe Vera, im Krieg liegt kein Ruhm...»

In Timmermanns Keller hatte Leutnant Burrows unterdessen in der Öffnung hinter der Kellerwand weit mehr als nur Einmachgläser gefunden. Da war auch noch ein hübsches Lager an Weinflaschen. Ein gutes Dutzend Männer aus Timmermanns Kompanie, die sich inzwischen eingefunden hatten, konnten jetzt mit Rhein- und Ahrwein ihre trockenen Fertigpackungen «K-Ration» runterspülen – weshalb der Keller inzwischen auch «Meckenheim Hilton» hiess.

Die Nachricht von Timmermanns Beförderung zum Kompaniechef hatte sich bereits herumgesprochen. Als der Leutnant die Kellertreppe herunterkam, schlugen ihm die Männer auf die Schulter, gratulierten ihm. Sie hatten ihm nicht vergessen, wie er in einer Nacht in den Ardennen – das war noch vor der Schlacht – aus der wettergeschützten Offiziersunterkunft in St. Vith zu ihnen nach vorn kam, mit der Schlafsackrolle unterm Arm, und die Nacht, wie auch alle weiteren, bei ihnen in den eiswassergefüllten Schützenlöchern verbrachte. Auch dass er seine Granatsplitterverwundung – ein paar Eisenpartikel schleppte er noch im linken Arm mit sich – nicht als «Heimatschuss» reklamierte, verschaffte ihm Respekt. Er war einer von ihnen; sie hatten alle zusammen den langen Weg vom Ausbildungslager Fort Riley bis hierher überlebt.

«Timmy!» rief Burrows ihm entgegen. «Ich hab dir hier eine extra prima Flasche Wein aufgehoben. Ganz frisch, vom letzten Jahr, 1944, steht drauf. Zur Feier des Tages!»

Timmermann lächelte gutmütig, setzte die Flasche an den Mund, nahm aber nur einen Schluck. Irgendjemand hatte Kerzen gefunden. Wären nicht in allen Ecken Karabiner, Maschinenpistolen und Stahlhelme abgelegt worden, man hätte sich auf einer Kellerparty in einem New Yorker Vorort glauben können.

«Schade, dass du nichts von den älteren Flaschen hältst», sagte Timmermann.

«Ach, da sind sogar welche, die sind über ein Vierteljahrhundert alt. Weiss der Teufel, warum die ‚Krauts‘ die so lange verwahren. Sind wohl

vergessen worden. Die stell ich mir morgen früh draussen für ein paar Schiessübungen auf.»

Timmermann trat an das Loch in der Wand, leuchtete hinein, sah sich die Etiketten an. Jahrgänge von 1920 bis 1926. Er erinnerte sich an die Fotos in den zerbrochenen Glasrahmen, oben im Parterre, zwischen den zersplitterten Möbeln: zwei junge Männer in Uniform, zwei Mädchen, eins davon noch mit Zöpfen, und vor ihnen, steif auf unbequemen Stühlen, die Eltern; die hatten wohl für jedes Kind eine Flasche des Geburtsjahrgangs hinterlegt. Ob die Jungen eines Tages heimkämen, um ihre Flasche mit den Eltern, mit den Schwestern leeren zu können, an irgendeinem friedlichen Familienfeiertag? Timmermann legte die Flaschen behutsam zurück, in die hinterste Ecke. Dann trat er wieder in den grösseren Raum, unter seine Männer, trank noch einen Schluck von dem jungen Wein, der fruchtig schmeckte.

«Aus deinen Schiessübungen», sagte er zu Burrows über den Stimmenlärm hinweg, «wird nichts. Morgen früh geht's gleich um sechs weiter. Wahrscheinlich zum Rhein, damit wir endlich unsere Urlaubsscheine kriegen. Aber wenn du meinst, dass du erst noch Schiessen lernen musst, schick ich dich zur Nachausbildung nach Fort Riley.»

Alle lachten. Chinchar, der Heckenschützenjäger, schlug sich vor Lachen auf die Schenkel und wischte sich mit seinem Halstuch – diesmal war es ein rotes – die Tränen aus den Augen. Sogar Alex Drabik, der zwei Meter lange, immer stille, schüchterne Metzger aus Ohio, lächelte sich eins. Und DeLisio sagte immer wieder: «Warum haben sie mich nicht an die italienische Front geschickt, wo es anständigen Chianti gibt...!»

Timmermann legte sich auf eins der hölzernen, übereinanderggebauten Luftschutzbetten. Er sah sich seine Männer an. Sie lachten, weil sie bis jetzt überlebt hatten. Fast 2'500 Mann hatte die Division in den Ardennen verloren, und für manchen gefallenen Kameraden, der da noch im tiefen, nun allmählich schmelzenden Schnee lag, gab es nicht einmal ein Kreuz. Sie hatten Tote gesehen, die der Frost in ihrem letzten Aufbäumen gegen den Tod zu bizarren Gebilden hatte erstarren lassen. Das waren Bilder, die man nur im Alkohol vergass, wenn überhaupt.

Er zog Schreibpapier aus dem Tornister und schrieb an seine Frau. «Liebe Vera...» Wie sehr er sich darauf freue, das Kind zu sehen, das nun acht Tage alt war, und dass er nicht wisse, wann er heimkomme. Und dann: «Sag Mutti, dass ich jetzt Kompanieführer bin. Und dass wir morgen am Rhein sind. Irgendwo zwischen Bonn und Koblenz. Sie soll dir das auf der schönen Rheinkarte zeigen, die in Bill Schaefer's Café hängt und auf der man so plastisch die Berge und die Burgen, die Schlösser und die alten Kirchen, die Brücken und die Weinberge sieht. Vielleicht stehe ich morgen am Rolandsbogen und schaue auf das Siebengebirge gegenüber, mit dem berühmten Drachenfels – lauter romantische Sehenswürdigkeiten, von denen sie immer viel erzählt hat. Vielleicht aber bin ich am Deutschen Eck mit dem Kaiser Wilhelm auf dem Pferd in Koblenz und schaue auf die Festung Ehrenbreitstein, von der Daddy so viel berichtet hat, weil er ja nach dem letzten Krieg dort stationiert war. Vom Rolandsbogen und vom Deutschen Eck hängen in Mr. Schaefer's Café sogar besondere Ansichtskarten an der Wand. Aber auf den Ansichtskarten liegt alles unter strahlender Sommersonne. Wir haben noch keine Sonne gesehen, seit wir deutschen Boden betreten haben. Alles ist kalt und grau, feucht und windig, die Häuser liegen in Schutt, die Städte sind zerbombt, Menschen sehen wir selten, aber sie schießen auf uns – und anschliessend hängen sie weisse Tücher vor die Häuser...»

Und am Schluss: «Ach, liebe Vera, im Krieg liegt kein Ruhm. Nur wer nie in einer Schlacht war, kann Glorie und Ruhm darin sehen. Aber das hat er dann wohl eher aus dem Kino oder aus den Comicstrips...»

So schrieb der Mann, der 16 Stunden später Remagen und die Remagener Brücke auf die Kriegslandkarte, in die Schlagzeilen und in die Historienbücher bringen sollte.

Hauptmann Bratge lässt keinen über die Brücke

Bratges Lage hatte sich im Laufe der späten Abendstunden noch verschlechtert. Nach wie vor bestand keinerlei Verbindung zu irgendeiner höheren Kommandostelle. Das Telefon blieb tot, das Funkgerät brachte nur Einheiten herein, die auf dem Marsch waren oder im Raum Bonn im Gefecht lagen. Alle Bitten, für ihn eine Meldung an die Heeresgruppe B abzugeben, blieben bis jetzt ohne Ergebnis. Es war dieses verdammte Gefühl, im Stich gelassen, für unwichtig gehalten zu werden und trotzdem seine Pflicht zu erfüllen, das einfach Notwendige tun zu müssen, das ihm im Magen frass.

Um 20 Uhr hatte er dem Brückenkommandanten mitgeteilt, dass er sich in Anbetracht der herrschenden Lage als Kommandant des Kampfbereichs Remagen nunmehr auch die Pionierkompanie unterstelle. Das hatte Friesenhahn akzeptiert. Auch dass Bratge dann Alarmstufe Zwei befahl. Doch als er daraufhin Friesenhahns Pioniere in die Verteidigungsstellungen auf dem Viktoriaberg schicken wollte, widersetzte sich der Pionierhauptmann. Die Pioniere würden auf der Brücke gebraucht. Es kam zu einem kurzen, scharfen Wortwechsel zwischen den beiden Hauptleuten, an dem die allseits wachsende Nervosität eher schuld war als die latente gegenseitige Abneigung.

Sie einigten sich dann darauf, sowohl aus der Pionierkompanie wie aus der Sicherungstruppe die einsatzfähigsten Leute in die Verteidigungsstellungen zu verlegen und die weniger beweglichen zum Pionierdienst einzuteilen. Auf den Feldwebel Rothe jedoch wollte Bratge nicht verzichten; Rothe war zwar längst noch nicht von seinen Verwundungen genesen, aber als Sohn eines Remagener Hotelbesitzers eben ortskundig. Er musste mit auf den Viktoriaberg.

Kurz vor 21 Uhr unternahm Bratge eine Inspektionsrunde durch die Bereitstellungsplätze, auf denen die noch von den Feldjägern eingeteilten Transportgruppen auf die Öffnung der Brücke warteten. Er radelte auch ein Stück die Zufahrtsstrassen entlang, wo die Rückflutenden ihre

improvisierten Nachtlager aufgeschlagen hatten. Angesichts der nervösen Truppen- und Flüchtlingsmassen, die sich dort angesammelt hatten, und irritiert von der hektischen Stimmung, die überall herrschte, fasste er einen harten Entschluss.

Bei den geringen Kräften, die ihm jetzt noch zur Verfügung standen, konnte er sich einen ordnungsgemässen Brückenübergang bei der herrschenden Dunkelheit und auf der unerprobten Verbohlung nicht ohne Zwischenfälle vorstellen, ein Chaos schien unausbleiblich. Die Brücke musste bis Tagesanbruch gesperrt bleiben, er setzte darauf, dass die tiefe Wolkendecke blieb und die gefürchteten Jagdbomber abhielt.

Kurz vor 22 Uhr traf der Kurier einer höheren Transportleitstelle ein: Acht Güterzüge befänden sich im Anrollen, sie würden im Laufe der Nacht die Remagener Eisenbahnbrücke in östlicher Richtung überqueren. Bratge nickte nur. Da hatte er doch den richtigen Riecher gehabt! Unausdenkbar, welches Durcheinander der sechsmalige Wechsel von Strassen- auf Eisenbahnverkehr verursacht hätte! Und eine unanfechtbare Begründung für die Brückensperre war ihm damit nun auch geliefert worden. Er konnte sich, diesmal wenigstens, auf höhere Order berufen.

Ein General und sein Major

34 Kilometer Luftlinie westsüdwestlich von Remagen, querfeldein durch die Eifel, in der Domäne Falkenberg, befand sich an diesem späten Abend des 6. März 1945 der ranghöchste deutsche Offizier, dem die Brücke von Remagen zum historischen Verhängnis werden sollte: Major Hans Scheller.

Falkenberg bestand ursprünglich nur aus einem Jagdhaus und einigen landwirtschaftlichen Gebäuden. Seit aber hier eine unterirdische «V-2»-Abschussstellung gebaut worden war, hatte man auch noch Arbeitsdienstbaracken dazugestellt. Im Falkenberger Jagdhaus hatte der General der Infanterie Maximilian Hitzfeld das Hauptquartier seines LXVII.

Armee-Korps aufgeschlagen. Major Scheller war einer der Stabsoffiziere des Generals, sein Ila.

Major Scheller war 33 Jahre alt, gross und sportlich, begeisterter Reiter. In seiner Jugend, als die Wehrmacht noch Reitpferde hatte, war er Berufsoffizier geworden, Kavallerist. Er hatte das schmale, scharfgeschnittene Gesicht, das damals so viele deutsche Frontoffiziere prägte, die sich nach anfänglichen Siegen nur noch tapfer von Niederlage zu Niederlage schlugen und dennoch, erbittert-verbittert, nicht ans Aufgeben denken wollten.

Zuerst hatte der Sohn eines Landshuter Oberbaurats Ingenieur werden wollen, doch dann legte ihm seine Liebe zu Pferden einen Kompromiss nahe: Er entschied sich für die Schwere Berittene Artillerie – eine Waffengattung, die schon 1934 als unmodern galt, jedoch gerade wegen ihrer Verbindung von Technisierung und Ritterlichkeit auf junge Männer anziehend wirken konnte. Seine Ausbildung erfuhr Hans Scheller auf der berühmten Offiziersschule Potsdam.

Sein Lehrer dort war der damalige Oberstleutnant Erwin Rommel. Scheller war nicht wenig stolz darauf, dass sein Potsdamer Abschlusszeugnis die Unterschrift des inzwischen zur Legende gewordenen Heerführers trug. Und er hatte seinem Lehrer auch Ehre gemacht. Das bewiesen das. Eiserne Kreuz I. und II. Klasse.

Scheller war vom ersten Kriegstag an bei der kämpfenden Truppe. Blitzkrieg in Polen, Blitzkrieg in Frankreich. Dann eine nur kurze ruhigere Zeit mit einer Sondermission im verbündeten Ungarn, anschliessend wieder beim Vormarsch, diesmal in Russland, bis tief in den Kaukasus, weit in die Kalmückensteppe, und das in den schrecklichen, frostklirrenden Wintern und dem Schlamm-Frühjahr von 1942. Dann, von 1943 an, ging's zurück. Doch als Artillerist blieb er immer im Angriff.

Ende 1944 mit einer Rippenfellentzündung geschlagen, hätte er sich über Weihnachten 1944 bei seiner Frau und seinen beiden kleinen Kindern in Landshut auskurieren können. Doch die Ardennenschlacht war im Gange, er musste vorzeitig zum Fronteinsatz zurück.

Scheller wurde zum Stab des Generals Hitzfeld kommandiert, dessen

LXVII. Armeekorps mit der 6. SS-Panzerdivision von Oberstgruppenführer Sepp Dietrich bei Monschau den Durchbruch zur Maas erzwingen sollte. Auf den Elsenborner Höhen, nördlich von St. Vith, hatten sie ihr Waterloo erlebt, doch Scheller konnte sich sagen, dass sie sich auch auf diesem Rückzug wacker geschlagen hatten; in Luftlinie waren sie seit Ende Dezember nur 40 Kilometer zurückgewichen.

Gewiss, die Schnee- und die Hocheifel mit ihrer wilden, unwirtlichen Landschaft, mit kleinen Dörfern und schmalen, kurvenreichen ungeteerten Strassen – das war Verteidiger-Terrain, da konnte der Gegner kaum seine überlegene Motorisierungs- und Panzerstärke ausspielen. Aber sie hatten doch immerhin teils die Nordflügel von Pattons 3. US-Armee, teils die gefährlichen «Combat Commands» A und B von Hodges' 1. US-Armee gegen sich.

Hans Scheller war vielleicht nicht mehr zuversichtlich – welcher intelligente Offizier konnte es noch sein? –, und auch er wusste, dass man sich selbst in der tapfersten Verteidigung zu Tode kämpfen musste. Das hatte er schon bei Rommel gelernt, und wenn die Gerüchte stimmten, die im Umlauf waren, hatte Rommel es schon längst, nach der Invasion im Juni 1944, befürchtet. Doch Scheller war Offizier, und so war auch für ihn nur eine Niederlage in Ehren denkbar. Um diese Ehre, wenn schon nicht mehr um den Sieg, kämpfte man.

Darüber herrschte stummes Einverständnis zwischen Scheller und seinem Chef. Sie taten, was getan werden musste.

General Otto Maximilian Hitzfeld, ausgezeichnet mit dem Ritterkreuz samt Eichenlaub, dem dritthöchsten Orden der Wehrmacht, mochte den jungen Major. Er mochte Schellers Ernst und seine Professionalität. Es gab vieles, das sie verband, worüber sie gemeinsam reden konnten. War Rommel Schellers Lehrer gewesen, so waren Hitzfeld und Rommel zusammen Adjutanten an der Infanterieschule Dresden gewesen. Auch die Krim kannten Scheller und Hitzfeld beide, wenn auch aus verschiedenen Zeiten. Hitzfeld, 1941 Kommandeur der Infanterie-Division 213, hatte den berühmten Durchbruch durch den Tatarengaben geschafft und kurz darauf das als unbezwingbar geltende Fort «Maxim

Gorki» der Festungsanlagen von Sewastopol geknackt.

In den 30er Jahren hatte Hitzfeld, als Kompaniechef in Tübingen in Garnison, auch zwei Semester – nebenbei, gewiss – Theologie und Geschichte studiert. Und schon zehn Jahre zuvor setzte er sich, wohl als einer von sehr wenigen Reichswehroffizieren, mit dem damals völlig neuartigen Begriff von der Psychologischen Truppenführung auseinander.

Nur über eins sprach General Hitzfeld kaum: über seine Haltung als Chef der Infanterieschule Döberitz am 20. Juli 1944. Die Infanterieschule besetzte am Tag des Attentats auf Hitler plangemäss den Reichsrundfunksender. Bei den nachfolgenden Ermittlungen konnte Hitzfeld allerdings nachweisen, dass er sich am Attentatstag am Sterbebett seiner Mutter in Lörrach befunden hatte.

Scheller drang da nicht tiefer. Das Attentat war fehlgeschlagen, die Akte Hitzfeld geschlossen, der Krieg ging weiter – auch darüber gab es keine Worte mehr zu verlieren.

Im äusseren Erscheinungsbild stellte Hitzfeld durchaus den Bilderbuchtyp des modernen deutschen Armeegenerals dar: fast zwei Meter gross, energisches Kinn, sportlicher Gang, forsches Auftreten. Dass der 47jährige, übrigens auch leidenschaftlicher Reiter und Skifahrer, ein Draufgänger war, zeigten nicht nur seine Orden. Ihn schmückte ausser dem Ritterkreuz mit Eichenlaub, dem Verwundetenabzeichen, den Eisernen Kreuzen, dem «Krim-Schild» und dem Goldenen Verwundetenabzeichen (für fünf Verwundungen) auch eine Seltenheit, der rumänische Orden «Michael der Tapfere» – für sein kriegskameradschaftliches Zusammenwirken mit der rumänischen Armee. Es war ihm ein sehr lieber Orden, denn er berechtigte nicht nur zum Besitz eines Ritterguts und einer alljährlichen Audienz beim König, sondern auch zur lebenslangen Freifahrt auf den rumänischen Eisenbahnen (leider waren diese Privilegien zur Zeit nicht mehr viel wert). Für die in seinen Augen besonders tolle Leistung, nämlich ohne eine vorherige Flugstunde eine JU-52 von Budapest nach Wien geflogen zu haben, gab es natürlich keinen Orden.

In die Schablone eines «Hitler-Generals» passte Hitzfeld indessen kaum. Weshalb er auch von einem Besuch im Führerhauptquartier – Hit-

ler pflegte die Überreichung des Eichenlaubs zum Ritterkreuz höchstselbst vorzunehmen – keinesfalls, wenn überhaupt, mit Verzückung sprach. Zweimal funkte General Hitzfeld auch Kriegsgerichten, die in seinen Einheiten für «Ordnung» sorgen wollten, entschieden dazwischen. Hitzfelds Begriffe von Ordnung in der Truppe stammten eben noch aus dem kaiserlichen Heer und der Reichswehr.

Auch darin waren Hitzfeld und Scheller verwandt. Schellers soldatischer Ehrenkodex war ebenfalls noch von einer Epoche geprägt, in der Generale wie Fritsch, Brauchitsch und Beck das Heer gegen Hitlers parteiideologische Durchsetzungsbemühungen abzuschirmen versuchten (bis 1936 leisteten Soldaten den Fahneid noch auf das Deutsche Reich, nicht auf Hitler persönlich). Diesem Ehrenkodex entsprechend, hatte Scheller einmal die Entfernung eines Vorgesetzten – eines Obersten – aus der Truppe verlangt (und erreicht), der den Verpflegungsnachschub seiner Truppe zu persönlichem Gewinn «abzweigte». Hans Scheller gehörte zu den freilich nicht häufig anzutreffenden Offizieren, die neben soldatischem Mut noch Zivilcourage besaßen. Auch das verband ihn mit seinem General.

Im Niemandsland

In den späten Abendstunden des 6. März machten General Hitzfeld und Major Scheller Stunden durch, die typisch für die Verwirrung und den mangelnden Überblick waren, die jetzt an fast allen Fronten um sich griffen. In dem kleinen, ungeheizten Bauernhaus in Falkenberg, in der kalten Waldlandschaft zwischen Münstereifel und Blankenheim, jagten sich über Funk und Feldtelefon teils widersprüchliche, teils unsinnige Befehle.

General Hitzfelds LXVII. Armeekorps bestand – wie schon in der Ardennen-Offensive – aus der 89. Infanterie-Division und aus der 277. Volksgrenadier-Division. Teile dieser seit dem Rückzug aus den Arden-

nen ohnehin zusammengeschmolzenen Streitmacht verteidigten jetzt noch standhaft einen Bunkerabschnitt des Westwalls östlich von Falkenberg. Andere Teile versuchten, westlich zwischen Ahrweiler und Kalenborn eine Frontlinie aufzubauen, weitere Teile standen nordwestlich zwischen Todendorf und Queckenberg. Doch dies alles bildete keine durchgehende Front, das waren immer nur kurze Linien, gestreckte Inselchen zwischen Niemandsland und amerikanischen Angriffsspitzen. Mit einigen Einheiten hatten Hitzfeld und Scheller bereits seit Stunden keine Verbindung mehr.

Zu Beginn der Ardennen-Offensive war Hitzfelds Armeekorps der 6. SS-Panzerarmee des SS-Obergruppenführer Sepp Dietrich zugeordnet worden. Als aber die Offensive scheiterte, zog der Führer persönlich Dietrich samt Panzern und Armee von der Westfront ab (als ob nicht gerade beim Rückzug jeder Mann und jeder Panzer wichtig gewesen wären), denn nun sollte Dietrich das auch schon bedrohte Ungarn für den Führer retten.

Darauf wurde Hitzfelds Armeekorps zunächst der 5. Panzerarmee zugeschlagen, wenig später (am 26. Februar) der 15. Armee unter General von Zangen.

Kein Zweifel: Im Führerhauptquartier war das Spiel des Fähnchenverschiebens wieder einmal an die Stelle realistischer Strategie-Konzeption getreten.

Wie aber stellte sich nun in der Nacht vom 6. auf den 7. März die Lage (oder was man dafür hielt) für den General von Zangen dar?

General von Zangens Dilemma

In den vier, fünf Wochen nach dem Scheitern der Ardennen-Offensive hatte sich der Mittelbereich von Generalfeldmarschall Model's Heeresgruppe B noch recht und schlecht am Westwall südlich von Aachen festklammern können (Aachen war bereits seit dem 24. Oktober 1944 in General Hodges' Hand).

Am 23. Februar 1945 begann die alliierte Offensive auf das Rheinland. Ziel war für die Engländer, sich auf der Linie Kleve-Neuss die Startposition für ihren grossangelegten Rheinübergang zu schaffen. Wie zwischen Eisenhower und Montgomery verabredet, fielen dabei den US-Truppen folgende Aufgaben zu:

- der 9. US-Armee unter General Simpson dieses Vorrücken der Engländer nach Süden abzudecken und dabei Neuss (gegenüber Düsseldorf) zu erreichen;
- dem VII. US-Armee Korps unter General Collins (dem Eroberer der Bretagne, genannt «Blitz-Collins»), wiederum die Südflanke der 9. US-Armee zu decken und die Linie Köln-Bonn zu besetzen;
- dem III. US-Armee Korps unter General Millikin (mit der 9. Armored Infantry Division) in der allgemeinen Stossrichtung Köln-Bonn mitzufahren, dann ab Bonn-Bad Godesberg das linke Rheinufer in einer schmalen Linie zu besetzen – bis Koblenz, wo man dann auf einen nördlichen Stosskeil der 3. (Patton-)Armee treffen würde.

So sollte die Einkesselung der 15. Armee beginnen, deren allmähliche Aufreißung so lange zu dauern hatte, bis Montgomery im Norden jenseits des Rheins mit seiner Dampfwalze ins Rollen gekommen war.

Auf deutscher Seite, in Generalfeldmarschall Models Hauptquartier in dem Mineralwasserstädtchen Bad Tönisstein nördlich von Koblenz, wurden indessen diese alliierten Absichten nur zum Teil erkannt. Dass es sich um von Norden nach Süden gestaffelte und auch zeitlich versetzte Vorstösse gegen Kleve, Neuss, Köln und Bonn handelte, begriff man; ebenso, dass Patton auf Koblenz zielte. Jedoch gab es für das ab Euskirchen nach Südwesten gerichtete Ausscheren von General Millikins III. US-Armee Korps zunächst keine Anhaltspunkte. Und als sie sich offenbarten, deutete man sie als Versuch, die 15. Armee in der Eifel zu binden, damit sie der vor Köln und Bonn geprügelten 5. Panzer-Armee nicht zu Hilfe kommen könnte.

Aber durch dieses Zurückweichen der 5. Panzer-Armee war nunmehr von Zangens nördliche Flanke auf einer schrägen Linie von etwa 40 Ki-

lometern völlig entblösst. Oder, von unten gesehen: sein Verteidigungsbereich hatte kein Dach mehr.

Hätten nun genügend Truppen, Panzer und Treibstoff zur Verfügung gestanden, so hätte sich eine taktische Lösung des Problems leicht aufgedrängt: mit geballter Kraft ein Durchstoss von Süden nach Norden, etwa in Richtung Euskirchen-Düren, und mitten hinein in den Rücken der amerikanischen rheinwärts strebenden Verbände, dann Aufrollen der durchgebrochenen Angriffsspitzen von hinten.

Doch was stand General von Zangen tatsächlich zur Verfügung? Nur die Reste von drei Armeekorps. Aber wo General von Zangen nicht einmal mehr 100 Panzer hatte (zum Teil noch ohne Treibstoff), da liess Hodges über 1'000 rollen und feuern. Wo Hodges eine volle Division vorrücken liess, konnte von Zangen ihm kaum noch ein abgekämpftes Bataillon in den Weg stellen.

Trotzdem gab man sich in den Abendstunden des 6. März in den deutschen Befehlsstellen immer noch optimistisch. Denn die schlimmsten Nachrichten hatte man noch gar nicht erhalten. So wurde General Hodges «Combat Command B» immer noch vor oder allenfalls in Euskirchen vermutet. Dabei war es längst in Meckenheim und hatte damit General von Zangens Befürchtungen von einem amerikanischen Vorstoss durch die aufgerissene Naht zwischen der 5. Panzer- und seiner 15. Armee bereits zur Tatsache gemacht.

Aus diesem Informationsrückstand (Luftaufklärung war längst unmöglich, und Spione, falls es sie gab, hatten offenkundig keine Nachrichtenmittel) ergab sich dann, von etwa 19 Uhr an, eine Serie von sinnlosen Befehlen, mit denen sich letztlich General Hitzfeld und sein Major Scheller herumschlagen mussten.

Zunächst hatte General von Zangen, durchaus klarsichtig, von seinem Generalfeldmarschall Model verlangt: Um die aufgerissene Naht zur 5. Panzerarmee zu schliessen, müssten mindestens drei Divisionen vom Westwall abgezogen werden; nur so sei die Rheinlinie Sinzig-Remagen-Bonn aufzubauen.

Model jedoch hielt sich stur an den Führerbefehl, der jedes Zurückweichen auch von kleineren Einheiten ohne ausdrückliche Genehmigung aus dem Führerhauptquartier verbot.

«Wie soll ich also eine solche Rückfallbewegung vor dem OKW rechtfertigen?» fragte Model.

«Damit, dass die offene Naht äusserst gefährlich ist», drängte von Zangen. «Die Amis wären doch blöd, wenn sie den offenen Weg zum Rhein nicht nützen würden. Die haben doch jetzt geradezu einen Freifahrtschein in der Hand!»

«Ja, Herrgott noch mal, dann schliessen Sie doch Ihre verdammte Naht!» tobte Model.

«Ist das Ihr letztes Wort, Herr Generalfeldmarschall?» fragte von Zangen verständnislos.

«Das ist ein Befehl! Ende!»

Die verdammte Naht schliessen – dafür gab es, auf von Zangens Lagekarte, nur eine Möglichkeit: Angriff auf Euskirchen.

Es war Irrsinn, und wahrscheinlich wusste General von Zangen das auch. Aber Befehl war auch für ihn immer noch Befehl. So wiederholte sich abermals das unselige «Schwarzer-Peter»-Spiel entlang der Befehlsstränge, mit dem sich jeder Befehlende gegenüber seinem Nächsthöheren exkulperte, wenn sich wieder eine vorausgeahnte Katastrophe ereignete: Er habe ja schliesslich die notwendigen Befehle erteilt, nur habe sie der Nächstuntere nicht befehlsgemäss ausgeführt. Den letzten bissen dabei die Hunde. Also galt es, niemals der letzte zu sein.

Wie nun aber Euskirchen angreifen? Durch wen angreifen lassen? Womit? Nach der Kartenlage wies alles auf einen: auf General Hitzfeld. So kam es, dass gegen 19 Uhr in Hitzfelds Falkenberger Befehlsstand ein Telefongespräch aus dem Stab der 15. Armee eintraf. Stumm hörte sich General Hitzfeld die ebenso detaillierten wie unrealistischen Weisungen seines Armeechefs an – Weisungen, die Hitzfeld sogleich mit «eigenartig» umschrieb.

Wo ist eigentlich die Front?

«Ich unterstelle Ihnen ab sofort die 272. Infanterie-Division des LXXIV. Armeekorps», begann von Zangen. «Mit dieser und Ihrer eigenen 277. greifen Sie unverzüglich in Richtung Fritzdorf und Gelsdorf an. Morgen treiben Sie den Angriff weiter bis Euskirchen vor!»

Mit anderen Worten: von Zangen schrieb eine Operation vor, die an sich zwingend war – sinnvoll jedoch nur dann, wenn man Divisionen in der Kampfstärke und mit dem Kampfgeist wie zu Beginn des Polenfeldzugs zur Verfügung hatte, und vor sich einen ebenso überraschten Gegner wie damals.

«Meine 277. hat nur noch den Kampfwert von zwei Bataillonen. Meine 89. kaum den von drei Bataillonen. Und die 272., die Sie mir so freundlich antragen wollen, war nach letzten Meldungen ebenso schlecht dran wie meine 89. und wird zur Stunde im Abschnitt Todenfeld-Queckenberg fürchterlich zusammengedroschen», erwiderte Hitzfeld.

Von Zangen ging darauf nicht ein, und General Hitzfeld betrachtete zusammen mit Major Scheller und seinem 1. Stabsoffizier, Oberstleutnant Warning, kopfschüttelnd die Karte. Sie massen die Entfernungen aus, holten Erkundigungen über den Zustand der ohnehin miserablen Eifelstrassen sowie über die noch vorhandenen Treibstoffmengen ein, ferner über den Gefechtswert der betreffenden Einheiten.

Als sie die Daten, soweit verfügbar, verglichen, ergab sich das Bild einer operativen Fata Morgana.

«Wir sollen also, und zwar wohlgemerkt alles in einer Nacht», brauste Hitzfeld auf, «Einheiten ablösen, zum Angriff bereitstellen – und selbstverständlich auch noch angreifen! Das ist undurchführbar!» Wiederholt rief Hitzfeld seinen Armeechef an.

«Wie komme ich dazu, meine Befehle mit Ihnen zu diskutieren!» brüllte von Zangen schliesslich. «Dafür ist nun wirklich nicht die Zeit!»

Tatsache war, dass von Zangen diesen Befehl, der im Grunde auch seinen eigenen operativen Vorstellungen widersprach, nicht erneut mit

Generalfeldmarschall Model diskutieren wollte. Und auch nicht konnte.

Model hatte sich inzwischen nach Köln-Deutz begeben. Dort war er über den Rhein gegangen. Nun lag er mit den letzten noch im Trümmerfeld um den Dom kämpfenden Soldaten mitten im Gefecht. Hoffte er auf einen gnädigen Heldentod an vorderster Front? Mehr als Generalfeldmarschall konnte er nicht mehr werden – nur noch eine soldatische Legendengestalt. War das sein Ziel? Manche seiner Staboffiziere hatten diesen Eindruck.

Unterdessen brachen in Hitzfelds Falkenberger Befehlsstelle die telefonischen und Funkverbindungen mit der eigenen 89. Division ab. Ein Kontakt mit der fremden 272., die er sich unterstellen sollte, kam nicht zustande.

Zunächst schickte Hitzfeld seinen Oberstleutnant Warning auf die Suche nach der 272. Division. Nach Stunden kam Warning zurück. Die Division war im Dreieck Scheuren-Todenfeld-Queckenberg, auf halbem Weg nach Meckenheim, aufgerieben worden (vom «Combat Command A», aber das konnten sie nicht wissen). In dem unübersichtlichen Waldgelände am Südrand des Kottenforsts hatte der Oberstleutnant nur noch ein paar versprengte Landsergrüppchen auflesen können.

Auch auf diese Hiobsbotschaft hin widerrief von Zangen seinen Angriffsbefehl nicht.

Nach seiner 89. suchte General Hitzfeld nun selbst. Bei Mahlberg, halbwegs zwischen Falkenberg und Münstereifel, sollte sie stehen. In dem walddreichen Dreieck zwischen den 500 bis fast 600 Meter hohen Bergen Kopnück, Michelsberg und Knippberg hatten jedoch schon amerikanische Stosstrupps von Münstereifel aus aufgeräumt und zahlreiche, offenbar gar nicht unwillige Gefangene gemacht. Ein paar Offiziere irrten noch durch die Wälder, ohne eine Ahnung, wo ihre Landser abgeblieben sein mochten.

Entnervt von der anstrengenden, deprimierenden Fahrt über stockfinstere Waldstrassen, auf denen sich das Licht aus den schmalen, auf nur zwei mal acht Zentimeter Breite abgedunkelten Scheinwerferschlitzen verlor, fuhr der General nach Falkenberg zurück – tief deprimiert; dem einstmals berühmten Eroberer von Sewastopol standen jetzt so we-

nige Truppen und Gewehre zur Verfügung, dass selbst ein Eifelstädtchen namens Euskirchen ein unerreichbar fernes Kampfziel bleiben musste.

Es ging auf Mitternacht zu. Abermals rief Hitzfeld den General von Zangen an.

Der Chef der 15. Armee zeigte kein Einsehen. «Sie haben ja noch die 277.», sagte er, als ob das eine vollgültige Elitedivision wäre. «Es bleibt dabei. Der Vorstoss auf die Linie Gelsdorf-Fritzdorf muss jetzt in Angriff genommen werden. Zur Vorbereitung bauen Sie mir eine Linie zwischen Ihrer 89. im Raum Münstereifel und Ihrer 277. im Ahrtal auf.»

«Sie wissen, dass das über fünfzig Kilometer sind.»

«Ich kann selbst Karten lesen, Herr General», kam die Antwort.

Nun wurde Hitzfeld formell: «Ich bitte um Entbindung von diesem unmöglichen Auftrag.»

«Das», erklärte von Zangen, «habe ich selbstverständlich überhört. Zumal sich Ihr Auftrag noch um einen wesentlichen Punkt erweitert. Mit sofortiger Wirkung übernimmt Ihr LXVII. Armeekorps zusätzlich den Verteidigungsbereich Remagen. Das liegt am Rhein.»

Hitzfeld glaubte, nicht richtig gehört zu haben. Gab es denn ausser ihm niemanden mehr zwischen Ahr und Euskirchen, zwischen Münstereifel und Rhein? Er schwieg ungläubig. Was konnte da geschehen sein?

Geschehen war in den letzten Stunden viel. In Köln hatte Generalfeldmarschall Model einsehen müssen: Sein früherer Befehl, wonach General Graf von Bothmer von Bonn aus den Rheinabschnitt bis Remagen mitverteidigen musste, war undurchführbar geworden. Südlich Bonn standen die Amerikaner bereits am Rhein, mit Remagen war jede Verbindung abgerissen. Jetzt half nur noch eins: mit Hitzfelds LXVII. Armeekorps eine Linie zwischen Eifel, Ahr und Rhein aufbauen und daher aus in die untere Flanke der amerikanischen Angriffsspitzen stossen. Das aber eröffnete weitere Möglichkeiten. Gelang es, die 11. Panzerdivision, kürzlich erst im Norden bei der Heeresgruppe H ausgeborgt, über die noch bestehende Rheinbrücke von Beuel nach Bonn zu schieben,

dann konnte man Bonn retten, die linke Rheinfront zurückerobern und bei Remagen den Schulterschluss zwischen LXVII. Armeekorps, 5. Panzer- und 15. Armee bewerkstelligen ...

Der Generalfeldmarschall dachte weiter: Verschob man gleichzeitig über die Remagener Brücke Einheiten der 5. Panzer- und 15. Armee aufs Ostufer, so liessen sich daraus neue Bataillone aufstellen, die anschliessend, wieder über die Bonner Brücke, zum Einsatz auf dem Westufer zur Verfügung standen. Ja, so musste es gehen. Das ermutigende Bild einer erfolversprechenden Rheinlandverteidigung nahm Gestalt an. Der Generalfeldmarschall hatte soeben, so schien es, das taktische Perpetuum Mobile erfunden...

Model ordnete auch sogleich die Bildung eines «Sonderstabes General von Kortzfleisch» an – als Gerüst für die auf dem rechten Ufer neu aufzustellenden Einheiten.

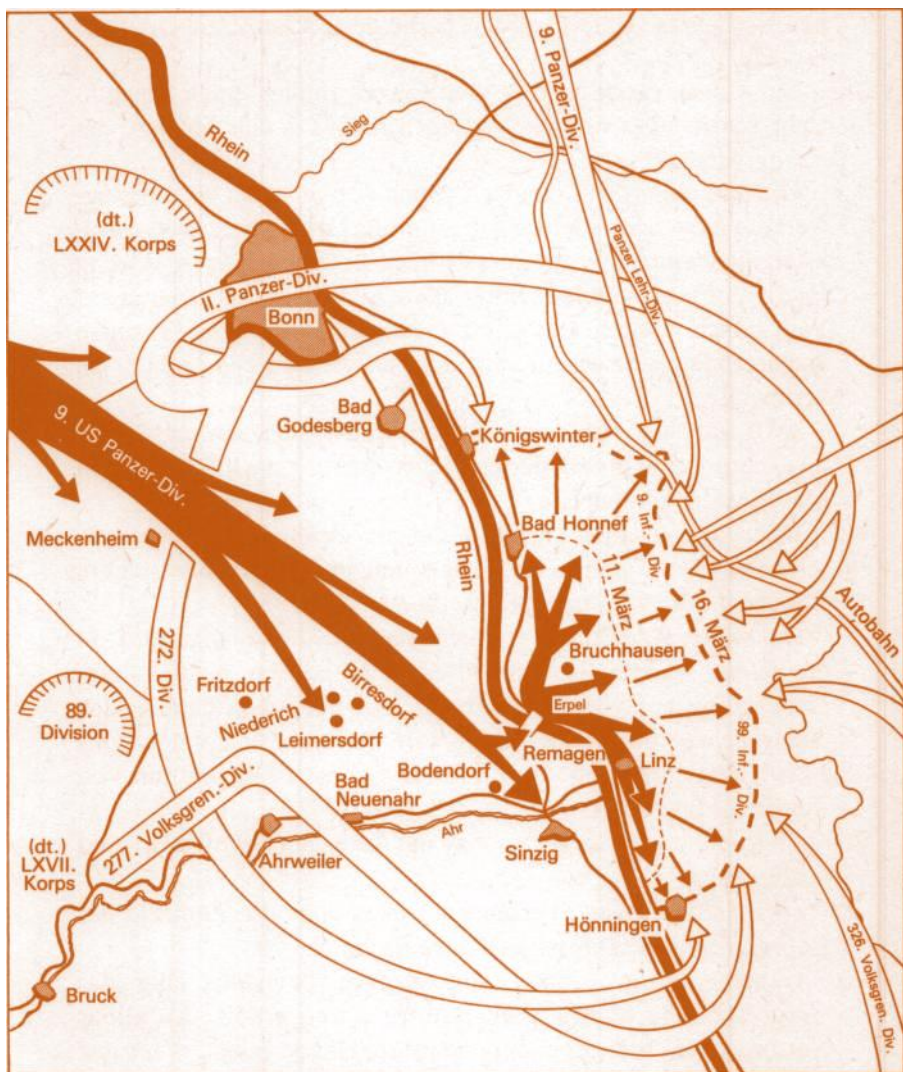
Hitzfeld: ein General ohne Divisionen

«Also Remagen», sagte in Falkenberg General Hitzfeld, den Telefonhörer am Ohr, die Karte vor Augen. «Da empfiehlt sich allerdings, Nägel mit Köpfen zu machen.»

Von Zangen, am anderen Ende der Leitung, war sofort misstrauisch. «Was soll das heissen?»

«Auf Euskirchen verzichten. Stattdessen mit motorisierten Kräften, die ich zusammenkratzen kann, die Schlüsselstellung Remagen schlagkräftig ausbauen.»

Wiederum lehnte von Zangen ab. Den Euskirchen-Befehl hatte Model nicht ausdrücklich aufgehoben, also musste es dabei bleiben. Aber dann wirkten Hitzfelds beharrliche Proteste letztlich doch. Von Zangen liess erkennen, er würde nichts einwenden, wenn Hitzfeld mit dem Vorstoss auf Euskirchen seine Front derart «zurückklappte», dass sie «an



Amerikanische und deutsche Truppenbewegungen beim Kampf um die Brücke von Remagen:

Am 11. März steht der Brückenkopf auf dem rechten Rheinufer.

Remagen wie an einem Scharnier befestigt» hing. Damit würden ja die gesteckten Ziele ebenfalls erreicht.

Mit dieser Variation ging von Zangen freilich einen beachtlichen Schritt über Models Vorgaben hinaus – falls Hitzfeld ihn richtig verstand.

Hitzfeld atmete auf. Endlich schien sich aus dem Befehlswirrwarr der letzten Stunden eine vernünftige Lösung herauszukristallisieren. Warum konnte man bloss nicht Krieg führen – wenn überhaupt noch –, wie es unter allen intelligenten Offizieren der Welt üblich war, mit der selbstverständlichen Freiheit, Truppen eigenständig zu bewegen, auch mal rückwärts, wenn es die Lage verlangte?

«Mir wäre wohler», stiess Hitzfeld sofort nach, «wenn ich nun doch sofort eine motorisierte Vorausabteilung nach Remagen in Marsch setzen könnte.»

Doch da verschloss sich von Zangen gleich wieder. «Ausgeschlossen! Dafür gibt es keine Genehmigung. Ausserdem steht in Remagen schon ein ganzes Bataillon.»

Das wusste von Zangen von seinem Generalfeldmarschall. Und der bildete es sich so ein, weil er es irgendwann einmal – auf General Botchs Vorschlag – so befohlen hatte. Nur hatte er sich leider nicht weiter darum gekümmert, ob es überhaupt noch eins zum Hinbefehlen gab. Nun aber verliess sich Hitzfeld auf von Zangens Mitteilung.

«Wie bekomme ich Verbindung mit Remagen?» wollte Hitzfeld noch wissen.

«Wir haben keine. Versuchen Sie es über die Zentrale der Heeresgruppe B. Das ist jetzt Ihre Sache.»

General Gustav Adolf von Zangen beendete eilig das Gespräch. Alle notwendigen Befehle waren erteilt. An seiner Nordwestfront hatte er alles in bewährte Hände gelegt. Was sonst konnte er tun?

Nach vergeblichen Versuchen, über den Stab der Heeresgruppe B Kontakt mit dem Kommandanten des Festungsbereichs Remagen herzustellen, ging General Hitzfeld schliesslich daran, die notwendigen Befehle an einen Nächstunteren weiterzuerteilen.

«Major Scheller!» rief er. «Sonderauftrag für Sie!»

Es war Mitternacht geworden. Auf drei Landkarten, im Stab der Heeresgruppe B, im Stab der 15. Armee und in Hitzfelds Quartier in Falkenberg, stach nun endlich der Name Remagen hervor.

Drei Generale hatten ihre blauen Kreise daherum gemalt.

In Berlin diktierte ein kleiner, schmaler Mann mit hoher Stirn und stehenden Augen seine Tagebucheintragungen, wie er es nach jedem Tag tat.

Propagandaminister und Reichsverteidigungskommissar Dr. Joseph Goebbels notierte für diesen 6. März 1945:

«Überall hat der Feind in den heftigen Kämpfen starke Material- und Menschenverluste davongetragen, bis es schliesslich seiner Übermacht gelang, uns bis an den Rhein zurückzudrücken. Auch die Verluste auf eigener Seite waren schwer...

Die Lage im Raum Euskirchen gestaltet sich im Augenblick etwas stabiler...

Die amerikanischen Militärexperten... erklären..., dass eine neue Invasion notwendig sein würde, da der Rhein ein ähnliches Hindernis für militärische Operationen darstelle wie seinerzeit der Kanal...

Vor dem Rhein hat man eine ausgesprochene Angst. Die Engländer und Amerikaner sind sich natürlich im Klaren darüber, dass sie mitten im deutschen Land eine Invasion wie im vergangenen Sommer nicht durchführen können...

Es wird vermutlich im Westen eine Zeit des Wartens einsetzen, denn die Engländer und Amerikaner machen ja bekanntlich keine gewagten Sachen und werden sich deshalb hüten, ohne ihre Nachschublinien gesichert und den Übergang über den Rhein planmässig vorbereitet zu haben, diesen zu wagen...»

Der Reichspropagandaminister und der Beauftragte des Führers für den totalen Kriegseinsatz Joseph Goebbels hat das offenbar wirklich geglaubt – oder zumindest so getan.

Zweites Buch

Der Übergang

7. März 1945

Mitternacht in Remagen

Für einige Menschen, deren Schicksal sich mit der Brücke von Remagen verknüpfen sollte, gab es in der Nacht zum historischen 7. März 1945 keinen Schlaf.

Schwarz spannte sich unter tiefen Wolken der stählerne Bogen der Brücke über den Strom. Im Norden und Süden färbte der Widerschein brennender Städte den Himmel rötlich. Doch das war kein Leuchten wie bei Abend- oder Morgenrot, das Konturen und Schatten lebendig macht. Es war eine schmutzige Farbe. Die Steilwand der Erpeler Ley ragte dunkel in die mond- und sternenlose Nacht. Häuser, Kirchen, Ruinen in Remagen und Erpel lagen wie tot da. Nur ab und zu irrlichterten, eine kurze Spanne lang, dünne Lichtschlitze aus abgeschirmten Taschenlampen zwischen den Streben der Brücke auf, mal auf der Rampe vor Remagen, mal auf der Erpeler Seite, wo die Schwärze der Brücke sich in das finstere Loch des Tunnels schob. Dann konnte man auch hören, wie schwere Stiefel über die lose verlegten Planken marschierten.

Nur diese Irrlichter und die Schritte von Stiefeln markierten, was die Nacht zwischen Strom, Stadt und Brücke ahnen liess: die Nervosität und Angst Tausender von Menschen. Sie sassen und lagen in und neben ihren Fahrzeugen, ihren Gespannen, ihren Karren. Sie lagen in langen Reihen auf dem nackten Strassenpflaster der Stadt, hockten in stummen Gruppen zwischen den Ruinenmauern. Auf dem Marktplatz, umringt von den Schatten der Fassaden, hinter denen nichts mehr war, bildeten

sie sich eine Geborgenheit ein, die es nicht länger gab. Sie kauerten an den Rändern der mit Fahrzeugen und Fuhrwerken verstopften Wege, die am Rheinufer stromaufwärts von Kripp und vom Ahrtal herführten, stromabwärts von Rolandseck, landeinwärts von Birresdorf und Bodendorf.

In den Wäldern an den Rheinhängen lagerten Hunderte von Remagener Familien, eng aneinandergedkauert in der kalten Märznacht, neben sich das Köfferchen mit den kleinen Wertsachen und den wichtigsten Papieren, vielleicht ein oder zwei Töpfe, ein Pfännchen, ein Eimer Wasser, Kartoffeln, ein Brot. Auch diese Menschen, die hier zu Hause waren, sah man im Dunkeln nicht.

Aber sie alle hörten dann das stählerne Rumpeln auf den Gleisen und Schwellen: über die Brücke, die Herrin der Stadt, fuhr der Zug. Auch der Zug blieb unsichtbar, bis auf die stiebenden Funken, die er auf den Schienen erzeugte.

Es war Mitternacht in Remagen, null Uhr am 7. März 1945.

Hauptmann Bratge hatte auf dem Weg von der Brücke zu seinem Befehlsstand im Sankt-Anna-Kloster wenig Zeit, den in der Nachtluft liegenden Ängsten nachzuspüren. Natürlich empfand auch er das Deprimierende, die Furcht und den stummen Groll, die von den Schattengestalten ausgingen, die an seinem Weg kauerten. Sogar die Pferde, die vor den Gespannen im Stehen schliefen, schienen davon angesteckt. Er hörte aus Lkws und von den Fuhrwerken das Wimmern und Stöhnen der Verwundeten, für die es keine Medikamente, keine Narkosemittel gab; Verwundete, die wider alle Hoffnung von ihren Kameraden mitgeschleppt wurden, weil die Kameradschaft derer, die gemeinsam im Feuer gelegen hatten, so ziemlich das einzige war, was diese Männer noch zusammenhielt.

Unter all diesen Menschen hatte sich schnell herumgesprochen, wer der Kampfkommandant von Remagen war, und dass der stämmige Hauptmann mit dem schweren Schritt (oder auf dem Damenfahrrad) Befehl gegeben hatte, die Brückenzufahrt gesperrt zu halten. Und das, obwohl, wie längst jeder wusste, die Holzplanken zwischen und neben dem

einzigsten noch befahrbaren Eisenbahngleise bereits seit 21 Uhr fertig verlegt waren – eine Stunde früher als vorgesehen.

Als Hauptmann Bratge den Befehlsstand betrat, wollte Leutnant Siegel wie üblich Meldung machen, aber Bratge winkte ab. «Lassen Sie mal, wir sind ja nun alle schon achtzehn Stunden auf den Beinen, und wer weiss, wie lange noch...»

Er blickte über Siegels Schulter in das Wachbuch. War dieses müde Abwinken jetzt schon bei ihm ein Nachlassen der Disziplin? Was sollte werden, wenn selbst die führenden Offiziere keinen Wert mehr auf Haltung legten...?

Siegel hatte eine neue Seite im Wachbuch aufgeschlagen. Ein neues Datum. Mittwoch, 7. März 1945. Bratge las die ersten Eintragungen. Nichts Erfreuliches. Wenn es so weiterging an diesem kommenden Tag...

«An besonderen Vorkommnissen ist Folgendes zu melden», begann der Leutnant. Dann zählte er die wichtigsten neuesten Auflösungserscheinungen im Festungsbereich Remagen auf:

«Erstens: Die 150 Jungen des Wehrrüchtigungslagers der Hitler-Jugend haben von der HJ-Führung beim Gauleiter Befehl erhalten, einen neuen Standort auf dem rechten Rheinufer zu beziehen. Der Lagerführer hat das ausgeliehene leichte Maschinengewehr – es war die einzige Waffe des Lagers – ordnungsgemäss an die Brückensicherungskompanie zurückerstattet. Übergabebescheinigung anbei.

Zweitens: Die Propagandakompanie in Kripp übernimmt ebenfalls neue Aufgaben rechtsrheinisch.»

Leutnant Siegel hätte einen dritten Punkt hinzufügen können: Auch die (linksrheinischen) Flakbatterien in und um Remagen hatten von ihrem (im fernen Wetzlar sitzenden) Kommandeur des III. Flak-Korps, Generalleutnant Pickert, den Befehl zum Bezug neuer Stellungen auf der rechten Rheinseite bekommen. Nur hatte niemand für nötig befunden, das mitzuteilen.

«Danke, das reicht wohl fürs erste», sagte Bratge. «Hitlerjugend und Propagandakompanie habe ich auf der Brücke gesehen. Ich frage mich nur, wieso alle Welt gottweisswasalles für Befehle erhält – bloss wir nicht.»

«Die Befehlsübermittlung erfolgt über Kurier», sagte Siegel. «Die Marschbefehle sind von den jeweils zuständigen Dienststellen ordnungsgemäss ausgefertigt.»

«Warum schickt uns nicht mal jemand einen Kurier?»

«Vielleicht», der Leutnant suchte nach einem aufmunternden Wort, «weil man ‚oben‘ überzeugt ist, dass Herr Hauptmann sowieso immer das Richtige tun.»

Bratge ging auf den Ton nicht ein. «Und das da?» Er zeigte auf das Funkgerät, das eingeschaltet war, aber nur knackte und krächzte. Leutnant Siegel schüttelte nur den Kopf.

Vor der Tür wurden Fahrräder abgestellt. Die beiden Volkssturmmänner traten ein, die Bratge nach Bonn befohlen hatte: Schuhe und Hosenbeine schlammbespritzt, die Regenmäntel verdreckt. Die beiden alten Männer hoben die linke Hand militärisch an die Sportmützen.

«Herr Hauptmann, wir sin da nit durchjekommen», sagte der eine sofort.

«Nicht mal die paar Kilometer bis Bonn...» murmelte Bratge nur.

Schon der Weg nach Rolandseck sei wegen des Rückstaus von Remagen her zeitraubend gewesen. Nach etwas freier Fahrt bis kurz vor Mehlem seien sie vor den in ganzer Strassenbreite aus dem Kampfgebiet Rückflutenden auf Nebenwege ausgewichen, die sie als Ortsansässige ja zu kennen glaubten. In der Dunkelheit jedoch, auf schlammigen Feldwegen verirrt, liefen sie zuletzt einer Patrouille in die Hände. «Un die haben jeschimpft, da vorn wär alles vermint, weil de amerikanischen Panzer am Kommen wären, un wir sollten bloss schleunigst...»

«Der eine wollt uns sojar andauernd die Räder abnehmen. Beschlagnahmen, hat er jesagt, aber da hab ich jesagt, die sin schon beschlagnahmt, und da hat der jesagt...»

Wieder ging die Tür auf. Der Gefreite der Sicherungskompanie, den Bratge mit den Hitlerjungen nach Birresdorf geschickt hatte, trat ein und machte Meldung. Die Jungen, 14- und 15jährige, standen hinter ihm stramm...

«Bringen wenigstens Sie brauchbare Nachrichten mit?» fragte Bratge den Gefreiten.

«Zu Befehl, Herr Hauptmann! Bis Birresdorf alles feindfrei. Kirchaun, Nierendorf, Leimersdorf – keine besonderen Vorkommnisse.»

«Und hinter Birresdorf?»

«Da sind wir nur noch bis Oeverich. Dortselbst Schüsse unbekannter Herkunft. Da habe ich es vorgezogen, mit den Jungen umzukehren.»

«Der Heinz ist mit seinem Fahrrad über ein totes Pferd gefallen, und da musste er kotzen», sagte ein Junge.

«Es hat so gestunken», entschuldigte sich sein Kamerad, der Heinz hiess und sich schämte.

«Tote Pferde lagen überall. Ich hab bloss nichts gesagt, damit sich keiner in die Hosen macht», sagte ein anderer. «Tote Männer übrigens auch.» Er war ziemlich stolz.

«Waren die Panzersperren besetzt?»

«Nein, Herr Hauptmann. Nirgendwo. Auch in den Dörfern selbst keinerlei erkennbare Bewegung. Kein Licht, keine Geräusche, keinerlei Lebenszeichen.»

«Es war richtig unheimlich», meinte ein Junge.

«Es war ganz doll spannend», sagte ein anderer.

«Na schön», sagte Hauptmann Bratge zu den Hitlerjungen. «Dann marschier jetzt über die Brücke. Euer Fähnlein ist schon drüben. In Erpel wartet ein Jungzugführer als Verbindungsmann. Das habt ihr alles sehr gut gemacht.» Er sah, dass die Jungen wieder strammstanden. «Rührt euch!» kommandierte er. «Ohne Tritt, marsch! Findet ihr allein über die Brücke?»

«Wir haben ja unsere Fahrtenmesser, da soll nur mal einer kommen!» sagte einer der Jungen stolz. «Aber, Herr Hauptmann, wenn es ernst wird, dann kriegen wir doch auch richtige Gewehre?»

«Ich will 'ne Panzerfaust!» krächte einer, der im Stimmbruch war.

«Sie können auch gehen», sagte Bratge zu den beiden Volkssturmmännern, die zugehört und sich nur manchmal wortlos angeschaut hatten. «Vielen Dank!»

Die beiden Alten tranken ihren Zichorienkaffee aus, setzten sich ihre Sportmützen auf und verschwanden schnell. Bratge schwang sich auf

sein Damenfahrrad und radelte eilig auf den Kontrollpunkt am Bahnübergang zu. Wieder sah er Hunderte von Soldaten, die in Decken gehüllt auf der Strasse schliefen, Fahrzeuge, die zu zweit nebeneinander die ohnehin engen Strassen versperrten. Und alles mit gültigen, echten Marschbefehlen? In der Frühe würde er vor der Brücke noch einmal scharf kontrollieren lassen. Da bekam er bestimmt sein Bataillon zusammen!

Bratge hörte Keilhöfers Stimme schon von weitem. Ein Haufen schwarzer Schatten umringte Keilhöfer; der fauchte einen Feldwebel an, der einen Kopf grösser war, aber Keilhöfer hatte das stärkere Organ.

«Was geht hier vor?» Bratge brachte seine Stimme auf beinahe «Keilhöfersche» Lautstärke.

«Herr Hauptmann», meldete Keilhöfer, «Versprengte des 3. Fallschirmjäger-Regiments unter einem Feldwebel! Angeblich auf dem Marsch zu einem ‚Sonderstab General von Kortzfleisch‘ in Bensberg. Ohne ausreichenden Marschbefehl!»

«Bitte widersprechen zu dürfen, Herr Hauptmann!» schaltete sich der Feldwebel sofort ein. «Hier ist der Marschbefehl!» Er zeigte auf ein Papier, das Keilhöfer in der Hand hielt.

«Den hat der Herr Feldwebel selbst ausgefertigt», erklärte Keilhöfer. «Ein Notbehelf, Herr Hauptmann. Der Befehl kam über Funk, und da...»

«Wo ist Ihr Funkgerät?» fragte Bratge schnell.

«Wurde kurz darauf zerstört. Granatwerfer. Volltreffer. Auch der Funker ist...»

Bratge sagte: «Ihre von Ihnen selbst unterschriebene Marschorder erkenne ich nicht an. Kraft meiner Befugnisse als Kampfkommandant von Remagen teile ich Sie mit Ihren Leuten hiermit zum Verteidigungsbereich Remagen ein. Sie unterstehen ab sofort meinem Kommando.»

«Aber, Herr Hauptmann...»

«.. ab sofort meinem Kommando!» wiederholte Bratge einen Ton höher. «Melden Sie sich bei meinem Adjutanten in meiner Befehlsstelle. Leutnant Siegel wird Ihnen Ruheplätze für die Nachtstunden anweisen.

Morgen früh, fünf Uhr, Meldung bei mir. Sie übernehmen dann den Verteidigungsabschnitt Reisberg, Richtung Bodendorf. Noch Fragen?»

«Nein, Herr Hauptmann», sagte der Feldwebel. Und: «Zu Befehl, Herr Hauptmann.» Es klang nicht sehr überzeugt.

Während der Feldwebel seinen Männern die neue Lage erklärte, rief Bratge seinen Unteroffizier zu sich. «Gut so, Keilhöfer!» sagte er. «Weitermachen!»

«Danke, Herr Hauptmann!»

Bratge radelte in Richtung Sankt-Anna-Kloster davon. Im Augenblick fühlte er sich gar nicht so übel als Alleinherrscher auf seiner Insel Remagen. Er konnte natürlich nicht ahnen, dass seit seinem letzten Kontakt mit General Botsch die höhere Befehlsgewalt über Remagen schon zweimal gewechselt hatte. Dass er vier Stunden lang dem Befehlsbereich des Bonner Generals von Bothmer unterstellt gewesen war, hatte er nie erfahren, da dessen Beauftragter nun schon seit einigen Stunden als Kriegsgefangener von amerikanischen Nachrichten-Spezialisten verhört wurde. Und von seiner nunmehrigen Zugehörigkeit zum LXVII. Armeekorps (15. Armee) des Generals Hitzfeld – seit gut anderthalb Stunden – wusste er ebenfalls nichts.

Aber vielleicht war das auch gut so.

Welcher pflicht- und gesetzestreue Offizier kann schon so viel Führungschaos ertragen, ohne in Zweifel an der Weisheit seiner Oberbefehlshaber zu geraten...

1.00 Uhr. «Himmelfahrtskommando» für Scheller

Im Jagdhaus von Falkenberg gingen die Offiziere vom Stab des LXVII. Armeekorps methodisch daran, der Brücke von Remagen ihren Platz in der Weltkriegsgeschichte zu verschaffen.

General Hitzfeld, sein Stabschef Oberstleutnant Warning und sein Adjutant Major Scheller beugten sich über die auf dem Küchentisch des Bauernhauses ausgebreitete Karte.

«Wäre ich jetzt Lehrer an meiner alten Infanterieschule Döberitz», begann Hitzfeld, «würde ich angesichts von Lage und Auftrag sagen: Hier sehen wir vor uns eine Situation, zu der es qualifizierte Heerführer erst gar nicht kommen lassen dürfen.» Die Herren blickten sich an; sie waren sich einig. «Sie dennoch zu lösen, macht ihren Reiz aus.»

Die Herren nickten. Hitzfeld hatte mal wieder, im Stil der Zeit, die einlenkende Formel gefunden, welche die vorangestellte Kritik an der Führung neutralisierte. Man wusste ja nie, wessen Ohren hinter den Wänden lauschten, wessen Mund die Worte weitertrug, wessen Hände daraus einen Strick drehten. Auch General Hitzfeld hatte da Erfahrungen gemacht.

«Zur Sache», mahnte der General. «Die mir von der 15. Armee erteilten Weisungen laufen auf eine Doppelaufgabe hinaus, wobei ich jedoch die mir zur Verfügung stehenden Mittel nur für eine Aufgabe einsetzen darf. Von dem befohlenen Angriff Richtung Euskirchen wissen Sie bereits. Für den uns neuerdings zugeteilten Abschnitt Remagen ist es uns jedoch nicht gestattet, irgendwelche Einheiten aus dem erstgenannten Unternehmen abzuziehen. Wie also lösen wir das?» fragte Hitzfeld, als handele es sich um ein Examen beim Manöverspiel am grünen Tisch. «Major Scheller?»

«Ich würde eben doch Leute herausziehen. Eine kleine, aber kampferfahrene Truppe. Und niemandem davon sagen.»

«Das wäre Zuwiderhandeln gegen einen ausdrücklichen Befehl», warnte Warning.

«Bei Erfolg kräht kein Hahn mehr danach. Da heisst es dann nur im Wehrmachtsbericht: beispielhafte Eigeninitiative. Wie beim Prinzen von Homburg.»

«Der spielt auf der Bühne und nicht im Führerhauptquartier», sagte Warning trocken.

«Was steht denn an Truppen in Remagen selbst zur Verfügung?» fragte Scheller weiter.

«Nach letzten Meldungen mindestens ein ganzes Bataillon, verstärkt durch eine Reihe Flak-Einheiten, Brückenschutz und so weiter», erklärte Warning, der sich seit Mitternacht beim Stab der Heeresgruppe B um Auskünfte bemüht hatte. «Allerdings sind die Nachrichtenverbin-

dungen mit Remagen seit gestern Abend abgebrochen. Technische Gründe. Nicht durch direkte Feindeinwirkung.»

«Aber, Herr General», sagte Scheller, «wenn da schon ein ganzes Bataillon steht...»

«Vorsicht», mahnte Hitzfeld, «Sie wissen, was von der Kampfstärke unserer Bataillone heutzutage zu halten ist.»

«Trotzdem», meinte Scheller, «bei intelligenter, entschlossener Führung...»

«Herr Major», sagte Hitzfeld, «Sie brauchen sich gar nicht so heftig um das Kommando zu bewerben. Sie haben es längst. Was meinen Sie, warum ich Sie hergebeten habe?»

Scheller sah seinen General gross an. Überraschung, aber auch Erwartung stand in seinen Augen.

«Major Scheller, ich habe *Sie* als Lösung unseres operativen Problems vorgesehen. Wohlgemerkt: nicht ‚zur‘, sondern ‚als‘. Da ich keine Einheit abkommandieren darf, schicke ich einen Offizier, der eine ganze kampferprobte Einheit aufwiegt. Das widerspricht schon mal nicht der mir erteilten Weisung. Sie bekommen selbstverständlich Ihren Fahrer mit. Ausserdem eine verstärkte mobile Funkstelle, sagen wir acht, neun Leute. Das widerspricht auch noch keinem Befehl. Aber es erinnert schon an die klassische Formel von der entschlossenen Elite-Einheit, der nichts unmöglich ist: ‚Ein Leutnant und zehn Mann!‘ Ihr Auftrag: die Brücke von Remagen offenhalten so lange wie möglich...»

Hitzfeld erläuterte ihm auf der Karte seinen Plan, Remagen zunächst als Angelpunkt für den Aufbau einer neuen, südwestlich zwischen Rhein und Ahr verlaufenden Front zu benutzen, um im Notfall bei hinhaltenem Widerstand das gesamte Armeekorps geordnet über die Brücke aufs Ostufer zurückführen zu können. «... und Sprengung wirklich nur im allerletzten Augenblick, wenn Sie wirklich nichts von mir gehört haben sollten. Selbst wenn der Feind auf der Rampe steht und ich ihm im Nacken sitze, können wir immer noch Hammer und Amboss spielen. Verstehen Sie?»

Scheller nickte: er der Amboss, sein General der Hammer, dazwischen die Amerikaner – dieses Bild gefiel ihm. Er vertiefte sich in die Karte, nahm jedes geographische Detail auf.

«Wenn», sagte Hitzfeld, «alles so klappt, wie ich es mir ausrechne, müsste der rechte Flügel meiner neu aufzubauenden Linie am späten Nachmittag an Ihrem Brückenkopf Remagen anschliessen, ab 16 Uhr etwa...»

Sie diskutierten weitere Einzelheiten, von denen der Treibstoff für den Funkwagen und für Schellers Kübelwagen nicht die geringste war. Die langwierigen, vergeblichen Fahrten Warnings und Hitzfelds zu den Divisionsbefehlsstellen am vorangegangenen Abend hatten die in Falkenberg vorhandenen Reserven des Armeekommandos stark geschmälert.

«Wir brauchen hier jeden Tropfen für unsere eigenen Operationen», bedauerte Oberstleutnant Warning. «Die mobile Funkstelle muss sich leider unterwegs noch einmal Sprit beschaffen.»

Während Warning ging, um die notwendigen Papiere für Scheller ausschreiben zu lassen – Armeekorpsbefehl, Legitimation als Kampfkommandant des Verteidigungsbereichs Remagen, Marschorder –, stand Scheller mit dem General vor der Tür des Jagdhauses. Sie atmeten die frische, kalte Nachtluft ein, lauschten dem fernen Grollen der Kanonaden.

«Ist Ihre Frau noch in Köln?» fragte Hitzfeld.

«Nein», sagte Scheller. «Nachdem das Haus durch Bomben zerstört wurde, ist sie zu meinen Eltern nach Landshut übergesiedelt, für die nächsten Monate. Wir erwarten das dritte Kind. Im Juli, vielleicht.»

«Im Juli...» sagte der General langsam. «Landshut ist jedenfalls im Augenblick sicherer.»

«Ja», sagte Scheller, «im Augenblick.»

Schellers Kübelwagen fuhr mit abgeschirmten Scheinwerfern vor. Der Fahrer hatte auch Schellers Papiere im Stabsbüro abgeholt. Scheller überflog sie.

«Alles in Ordnung?» fragte Hitzfeld.

«Jawohl, Herr General!» sagte Scheller. Er wirkte frisch; nicht so, als sei er schon seit fünf Uhr früh auf den Beinen.

Hitzfeld hielt ihn noch einen Augenblick zurück. «Die Brücke ist wichtig», sagte er noch einmal. «Mein ganzer Plan baut darauf auf. Und ein paar zehntausend Leute wollen aufs Ostufer! Wir verlassen uns alle auf Sie!»

Scheller sah ihn voll an. «Ich weiss es, Herr General. Deshalb nehme ich den Auftrag an.»

Hitzfeld sah, wie Schellers Blick kurz das Ritterkreuz mit dem Eichenlaub streifte, Hitzfelds «Souvenir» von Sewastopol.

Scheller sagte: «Das ist doch das, was man sich unter einem Ritterkreuz-Auftrag vorstellt, falls es nicht ein Himmelfahrtskommando ist – nicht wahr, Herr General?» Dann machte er kehrt und stieg in den Wagen.

Hitzfeld sah ihm lange nach, wie er über den schmalen Feldweg davonfuhr. 33 Jahre ist er, sinnierte Hitzfeld, in dem Alter denkt man wohl so.

Dass es immer noch solche Offiziere gab...

Es war 2 Uhr 45.

3.00 Uhr. «Colonel, gibt's da nicht eine Brücke?»

Wo immer in dieser Nacht die neuesten Frontverläufe auf Landkarten mit Fähnchen oder Nadeln und Fäden abgesteckt wurden, ergab sich für die Betrachter das Bild des absehbaren Kriegsendes. Im Norden und Süden verliefen die Linien zwar noch weit vor den Reichsgrenzen. Doch an seinen Ost- und Westseiten franste das Reich gewissermassen aus, der Feind frass sich hinein.

Wo die amerikanischen Truppen den Rhein noch nicht erreicht hatten, war er jetzt jedenfalls für sie in greifbarer Nähe. Generalmajor John Milikin, Chef des III. US-Army-Corps, für den es ebenfalls in dieser Nacht keinen Schlaf gab, stand nachdenklich vor der Karte, die er sich in seinem Hauptquartier in Zulpich an die Wand gehängt hatte. Der Anruf, den er kurz nach zwei Uhr aus Spa, vom Stab der 1. US-Army erhalten hatte, wurmte ihn. Seine Mithilfe bei der Einnahme von Bonn und Bad Godesberg war nicht mehr gefragt, von einigen Ausleih-Einheiten abgesehen. Das lief jetzt alles glatt, von allein, «wie auf einer Barbecue-Party das Steakbraten auf dem Grill». Folglich möge er nunmehr seinen

Einheiten einen Südostkurs anweisen. Und zwar fächerartig: über den Rest der Eifel zum Rhein und zur Ahr – und dann bei Koblenz den Anschluss zu Patton herstellen. Okay, das war Kleinarbeit, Beinarbeit, aber viel Ruhm war damit nicht zu gewinnen. Vielleicht wollten seine Jungs das auch nach den Strapazen der letzten Wochen gar nicht. Dass es nach der Einnahme des linken Rheinufer jede Menge Urlaubsscheine geben würde, hatte sich längst in der ganzen Truppe rumgesprochen. Sie lagen schon stapelweise bereit. «High life» in Paris, bevor es dann irgendwann im April zum grossen Invasionsprung über den Fluss kam; das war das beherrschende Thema bei der Truppe. Generalmajor Millikin machte sich mit seinem Stab an die Arbeit. Früh um sechs mussten die abgeänderten Marschbefehle für die Tagesziele bei den Einheiten vorliegen.

Die Nacht war voller Stimmen. Über das amerikanische Feldtelefon-system, das sich unter den Händen Hunderter Techniker, die keinen Materialmangel kannten, täglich ausbreitete, und über die hochkarätigen stationären und mobilen Funkanlagen schwirrten und summten die neuen Parolen.

Den Anruf bei General Leonard, Kommandeur der 9. Armored Division, übernahm Millikin selbst. Mit dem alten Weltkriegskameraden sprach er immer gern auch ein paar persönliche Worte.

«Was den Jungs die Laune verdirbt», sagte Leonard, «ist die fast völlige Abwesenheit unserer Luftwaffe. Nicht, dass es taktisch nötig wäre. Bei diesem Wetter sind ja auch die ‚Krauts‘ froh, dass sie ihre paar Eierkisten nicht erst aus dem Hangar ziehen müssen. Und seit wir die ‚Pershings‘ haben, fürchtet sich auch niemand mehr vor den ‚Tiger‘-Panzern. Aber moralisch würde es ihnen gut tun.»

«Keine Chance», sagte Millikin. «Die Wetterberichte bleiben grau. Ein Atlantiktief über ganz Europa. Tiefe Wolkendecke auch die nächsten Tage. Sag ihnen, wenn sie das Rheinufer haben, dürfen sie nach Paris und mit Stewardessen flirten. Heute ist Mittwoch. Am Wochenende kann die erste Quote schon Urlaub machen.»

«Den Rhein schaffen wir morgen leicht.» General Leonard klemmte sich den Hörer zwischen Ohr und Schulter, um Millikins Anweisungen

auf einem Transparentblatt über seiner Karte zu skizzieren. «Mein Vorschlag sieht so aus: Ich nehme ‚Combat Command A‘, das steht in Flerzheim, und ich schicke es nach Neuenahr-Ahrweiler, in dieses Ahrtal dort. Da müssen sie zwar durch die ganze Eifel, aber nach den Gefangenaussagen, die ich von unserer Vernehmungsabteilung habe, halten in der Gegend nur noch einige demoralisierte deutsche Haufen ein paar schlappe Positionen. Keine Probleme also, auch nicht bei mangelnder Unterstützung aus der Luft.»

«Einverstanden.»

«Aus dem ‚Combat Command B‘, das liegt in Meckenheim, mache ich zwei Speerspitzen. Die eine soll bei Remagen auf den Rhein treffen und von dort bis Sinzig Stellung beziehen. Die andere soll bei Sinzig auf den Rhein treffen und dann zusammen mit dem aus dem Ahrtal kommenden ‚Combat Command A‘ bis Koblenz aufschliessen. Ist das recht so?»

«Und mit der ‚Combat Command Reserve* machst du nichts?»

«Die brauche ich anschliessend zum punktweisen Auffüllen, wenn aus ‚A‘ und ‚B‘ die Urlauber abfahren.»

«Gute Idee», fand Millikin.

«Sag mal, John, siehst du da auf deiner Karte den Strich quer über den Rhein? Bei Remagen? Das ist doch eine Brücke. Habt ihr damit nichts vor? Eine kleine Fallschirmjäger-Übung oder so?»

«Bei diesem Wetter? Und glaubst du, die ‚Krauts‘ schenken uns eine Brücke über den Rhein? Die sprengen doch alles in die Luft. Nein, die Brücke kannst du vergessen. Und schau dir die andere Rheinseite an. Berge und winzige Strassen mit tausend Kurven. Überhaupt keine Panzerlandschaft.»

«War ja nur mal eine Frage, John.»

«Well, good night, Major-General!»

«Good night, General...»

Aber es war noch nicht «gute Nacht» für General Leonard. Er kurbelte jetzt über sein Feldtelefon Brigadegeneral Hoge in Meckenheim an, um ihm die Marschbefehle für den frühen Morgen durchzugeben. Auch der

war noch nicht zum Schlafen gekommen. Er studierte mit dem Kommandeur des 14. Tank-Bataillon die Konstruktionspläne, die mit den neuen Pershing-Panzern gekommen waren. Sie wollten unbedingt dahinterkommen, ob dieses Modell gegenüber dem «Tiger» nicht doch noch verwundbar war. Bei ihnen sass Major Murray Deevers, Chef des 27. Armored Infantry Bataillon. Er nahm das Gespräch an, liess den verschlüsselten Befehl dechiffrieren und reichte ihn dem General. Engeman las ihn mit. Während General Hoge mit General Leonard die geplante Truppenaufteilung diskutierte und dabei Rückfragen an Engeman stellte, verglich Deevers die Anweisungen mit seiner Karte. Auch ihm fiel der schmale Strich quer über den Rhein auf. Er schrieb auf einen Zettel: «Lieutenant-Colonel, gibt's da nicht eine Brücke?» Er reichte ihn Engeman, der damit gleich General Hoge vor den Augen wedelte.

Prompt gab Hoge die Frage am Telefon weiter. Er hörte sich Leonards Antwort an, und während er zum nächsten Fragepunkt weiterging, winkte er zu Engeman und Deevers hin ab. Deevers zündete sich eine Zigarette an und verbrannte mit der Flamme auch seinen Zettel.

Die Brücke war kein Thema.

3.00 Uhr. Bratge regelt Verkehr mit Pistole

15 Kilometer entfernt von den amerikanischen Kommandeuren schreckte der Kampfkommandant des Festungsbereichs Remagen von dem Feldbett in seinem Büro im Sankt-Anna-Kloster hoch. Motorengeräusche, schrille Rufe in der Stadt – was hatte das zu bedeuten?

Hauptmann Bratge wurde schnell wach. Um zwei Uhr hatte er geglaubt, sich ein paar Stunden aufs Ohr legen zu können.

War es denn jetzt schon fünf Uhr? Bratge knipste seine Taschenlampe an. Sein Zifferblatt zeigte drei Uhr. Aber er hatte doch ausdrücklichen

Befehl gegeben: vor fünf kein Fahrzeug über die Brücke!

In Windeseile warf Bratge seine Uniform über, schnallte Koppel und Pistole um. Er rannte auf die Strasse. Da kam ihm auch schon der Lkw entgegen. Rufe wurden laut. Menschen sprangen auf, stürzten sich auf Fahrzeuge, Motoren wurden angelassen. Nur Sekunden noch, und die Hölle war los. Panik drohte.

Hauptmann Bratge rannte auf den Laster zu, der sich brutal zwischen abgestellten Wagen hindurchzwängte, Blech knirschte auf Blech. Bratge stellte sich dem riesigen Diesel in den Weg. Der Fahrer hielt nicht. Bratge sah die Lichtschlitze zweier weiterer Laster herankommen. Und von weiter hinten hörte er aus den aufgeregten Rufen auch Keilhöfers Stimme heraus. «Saubande! Ich schiess euch zum Krüppel! Das ist Befehlsverweigerung!»

Nun wusste Bratge Bescheid. Die Hunde hatten Keilhöfers Sperre durchbrochen. «Stehenbleiben!» schrie Bratge. «Hier spricht der Kampfkommandant!» Er fuchtelte wild mit den Armen. Konnten sie es durch den Motorenlärm nicht hören? Der Lkw rollte weiter.

Hauptmann Bratge riss die Pistole vom Koppel. Breitbeinig und mit vorgestreckten Händen die Waffe richtend, wie auf dem Exerzierplatz, feuerte er dem Lkw in die Reifen. Mit jedem Schuss entlud sich die aufgestaute, unterdrückte Wut der letzten Tage.

Das Ungetüm rollte noch ein paar Meter, verlor Gummifladen, knirschte auf den Felgen, blieb stehen. Japsend und fluchend kam Unteroffizier Keilhöfer angerannt.

«Herr Hauptmann!» meldete er ausser Atem, «habe befehlgemäss darauf verwiesen, dass jede Zufahrt zur Brücke bis fünf Uhr gesperrt bleibt, aber die Lkws sind einfach durch die Sperre gedonnert... die spanischen Reiter auf den Kühler genommen ... die Schranken durchbrochen...»

Aus dem Führerhaus kletterte lässig ein Oberleutnant in der schwarzen Uniform der Panzertruppen, Eisernes Kreuz und Deutsches Kreuz in Gold auf der Brust, Nahkampfspange, kaum über 20 Jahre alt.

«Wo kommen wir denn hin, wenn wir schon von Verwaltungs-Unteroffizieren Befehle annehmen müssen?» Er schob seine Hand in die

Brusttasche, zog sich eine Packung amerikanischer Zigaretten heraus, wollte sich mit betonter Lässigkeit eine anstecken. «Lucky Strike», sagte er, «eigenhändig aus meinem letzten geknackten Panzer gefischt. Sherman. Brannte noch. Rauchen Sie, Herr Hauptmann?»

«Name!» schrie Bratge. «Dienstgrad? Truppenteil?»

«Det sehn Se doch. Dafür jibt et doch Uniformen. Wie heisst denn det Nest hier?»

«Herr Leutnant!» sagte Bratge, ganz kalt, ganz gefasst, ganz leise. «Würden Sie gefälligst Haltung annehmen, wenn Sie mit einem ranghöheren Offizier sprechen!»

«Ick will ja jar nich sprechen. Ick will ja nur auf die andere Seite von Bonn. Da steht nämlich mein ‚Tiger‘ und wartet uff de Ersatzteile. Und wenn Se mir nich üba die Brücke lassen, steht er noch lange, und die Amis nehmen ihn mit für ’t Museum, weil dann nämlich schon längst ’n neut Modell raus is. Is ’ne schnelllebige Zeit heutzutage, Herr Hauptmann.»

Aber er traute sich denn doch nicht, die angezündete Zigarette in den Mund zu stecken. «Panzerlehrdivision, General Bayerlein», gab er immerhin bekannt, während er in seiner Innentasche Papiere suchte, die er dann Bratge hinhielt.

Innerlich bebte Hauptmann Bratge vor Zorn. Gewiss, die Zeit brauchte Helden. Und der Frechling da vor ihm war gewiss einer. Das Deutsche Kreuz in Gold, das es für fünf EK-I-Heldentaten gab, bewies das. Aber eine Armee, der die Offiziere nicht aus der Disziplin der Schulen oder des Aufstiegs aus dem Mannschaftsstand erwachsen – wie sollte die sich festigen, konsolidiert bleiben? Die Papiere waren in Ordnung. Vorschriftsgemäss gestempelt und unterschrieben. Dagegen war nichts einzuwenden.

«Die Brücke ist bis fünf Uhr gesperrt. Wegen Zugverkehr», sagte Bratge. «Aber nun wird es ja für Sie ohnehin länger dauern – bis Sie neue Reifen finden. Ihre Schuld. Ein Lkw ist kein Panzer.»

«Tja», grinste der Panzerknacker, «an die Umstellung werd ick mir nie jewöhnen. Deshalb heisst et ja ooch ‚jeniesset den Krieg, der Friede wird fürchterliche Und wegen die Reifen machen Se sich mal keine Sorgen, Herr Hauptmann, die organisier ick mir schon. Bitte jehorsamst,

wegtreten zu dürfen.» Er tippte mit der Hand an seine Baskenmütze, drückte Unteroffizier Keilhöfer die Packung Amizigaretten zwischen die Jackenknöpfe und kletterte wieder in sein Führerhaus.

«Noch mehr Panzerknacker können wir hier aber nicht gebrauchen», sagte Bratge zu Keilhöfer und ging mit ihm zum Kontrollpunkt.

«Zu Befehl, Herr Hauptmann», sagte Keilhöfer und schnüffelte an den Zigaretten.

«Ich übernehme den Kontrollpunkt vorläufig selbst», sagte Bratge. «Hauen Sie sich zwei Stunden aufs Ohr. Wir kriegen einen harten Tag.»

Keilhöfer schlurfte dankbar und übermüdet davon. So regelte der Kampfkommandant des Festungsbereichs Remagen für den Rest der Nacht den Verkehr, als ob es nichts Dringlicheres zu tun gäbe. Aber Ordnung zu halten vor der Brückenzufahrt war dringend, und andere Dinge konnte er ohnehin nicht ändern. Auch nicht die Tatsache, dass etwa um die gleiche Zeit die versprengte Fallschirmjäger-Einheit, die er um Mitternacht unter seinen Befehl genommen und für den Morgen als Vorposten auf dem Reisberg eingeteilt hatte, einen langsam über die Rampe auf die Brücke zufahrenden Güterzug enterte und auf Nimmerwiedersehen verschwand.

Mit dem nächsten Lazarettzug rollten ein Dutzend Soldaten von den im Gleisdreieck stehenden Flakgeschützen, auf den Kupplungen zwischen den Waggonen stehend, davon.

Vom Rhein her zog Nebel auf.

5.00 Uhr. Hauptmann Bratge öffnet die Brücke

Schon lange vor fünf Uhr ergriff Unruhe die Soldaten, die auf den Strassen in und um Remagen lagerten. Selbst weit oben auf den Zufahrtsstrassen, wo man noch mit mindestens anderthalb Stunden Wartezeit rechnen musste, schüttelten sich die Männer den Schlaf aus den Knochen. Der Artillerielärm von Bonn her klang immer bedrohlicher. «Wenn die Amis da oben fertig sind, nehmen sie uns als nächstes hoch!» lief als Parole um.

Hier zeigte sich freilich, dass das Gros der Wartenden aus Versorgungs- und Verwaltungstruppen bestand. Die erfahrenen «Frontschweine» liessen sich noch lange nicht von der umgreifenden Nervosität anstecken. Sie hatten gelernt, jede «Mütze voll Schlaf» wahrzunehmen, die sich bot, selbst unter Beschuss, selbst im Stehen.

Auf der Brückenzufahrt versuchte Hauptmann Bratge immer wieder durch Kontrollen, Versprengte ohne Marschbefehl auch aus den Kolonnen der über den Fussgängersteig Marschierenden herauszuziehen. Doch dabei hatte er kein Glück. Scharf hielt er Ausschau nach den Fallschirmjägern, die er für fünf Uhr herbefohlen hatte. Zu spät dämmerte ihm, dass er in der Nacht versäumt hatte, die passierenden Eisenbahnzüge kontrollieren zu lassen. Aber womit auch? Seine Sicherungskompanie lag mit einem Teil der Pioniere in den Vorpostenstellungen auf dem Viktoriaberg. Der Rest der Pioniere war gestern Abend, nach der Arbeit der letzten Tage und Nächte todmüde, zum Schlafen in den Tunnel gegangen. Er hatte ja nicht mal Männer, um den Apollinarisberg in Richtung Birresdorf und den Reisberg in Richtung Bodendorf zu sichern.

Eine erste Stockung trat ein, als ein Panzer die Rampe hochkletterte und auf dem lockeren Boden halb von der Bahn rutschte. Bratge knöpfte sich sofort den Panzerkommandanten vor, in der Hoffnung, ihn rekrutieren zu können. Vergeblich. Ausserdem hatte der Panzer keinen Schuss Munition. Auch zwei weitere Panzer, die wenig später mit Hän-

gen und Würgen über die unbefestigte Aushöhlung rollten und dabei eine Reihe von Planken verschoben, waren leider mit ordentlichen Papieren versehen. Die «Tiger» waren schwer beschädigt, kaum einsatzfähig. Bratge hätte sie gern wenigstens als Sperre in sein improvisiertes Verteidigungssystem eingebaut.

Unterdessen traten auf dem Sportplatz neben der Brücke tatsächlich rund 100 alte Herren von Möllerings Volkssturm an. 100 – das war weit entfernt von dem Soll, das Remagen und die Nachbargemeinde Kripp aufzubringen hatten. Die Alten standen in der Kälte des März Morgens und zitterten. Es wurden nicht mehr. Nach einer Weile kam Scharführer Möllering zu Bratge und fragte, ob etwa beim Kampfkommandanten die von der Gauleitung zugesagten Waffen für den Volkssturm abgeliefert worden seien.

«Kein Stück», brummte Bratge. «Was sollte das denn sein?» «Panzerfäuste natürlich, und leichte Maschinengewehre.» «Wenn *ich* schon nicht mal Waffen kriege, woher soll dann Ihr Gauleiter sie haben?»

«Aber es wurde fest zugesagt!» Möllering heulte fast. Nur die weisen Armbinden mit dem Hakenkreuzstempel als Ersatz für die nicht vorhandenen Uniformen – die seien doppelt geliefert worden.

«Wenn Sie wüssten, was mir schon alles zugesagt worden ist!» schimpfte Bratge. «Ein paar kräftige Leute, die nicht gleich Umfallen, schicken Sie mir herauf zur Brücken- und Tunnelkontrolle. Die anderen lassen Sie wegtreten – aber abrufbereit, falls wir doch noch ein paar Schiessprügel für Ihre Alte-Herren-Riege finden.»

Von den Volksstürmlern, die sich bei Bratge zum Dienst auf der Brücke meldeten, trugen einige ihre Uniformstücke aus dem Ersten Weltkrieg, zwei hatten ihre langen Säbel aus dem kaiserlichen Heer umgeschnallt. Bratge traute sich nicht, ihnen zu sagen, dass die Dinger eher hinderlich sein würden. Dieses letzte Glimmen von Einsatzwillen, das er an diesem grauen, dunstigen Morgen entdeckte, durfte man wirklich nicht löschen.

Die ersten Pferdefuhrwerke, offenbar von erfahrenen Leuten geführt, kamen gut über die Brücke. Kurz vor sechs kam jedoch ein Trupp, der

sich Pferde vor seine Lastwagen, für die es kein Benzin gab, gespannt hatte. Eins der Pferde betrat die Bohlenspur mit den kurzen Planken zwischen den Schienen. Prompt schnellten Bohlenenden wie Wippen hoch, schlugen dem Pferd zwischen die Beine; es scheute, bäumte sich auf, ging durch und traf dabei zwei Männer schwer mit den Hufen. Da es immer noch kaum Licht gab, erzeugten die Schreie und der Lärm schnell ein Chaos. Ein Unbeherrschter wollte das Pferd erschiessen, ein anderer fiel dem Mann in den Arm, doch zwei oder drei Schüsse lösten sich. «Auf der Brücke wird schon geschossen!» pflanzte sich der Alarmruf die Anmarschkolonnen entlang fort. Fahrzeuge versuchten zu drehen oder auszuscheren.

In solchen Augenblicken brechen Erinnerungen auf.

Auch damals ging es über eine Brücke, als sie Posen verlassen mussten; ein scheuendes Pferd vor dem Fuhrwerk, das den kläglichen Rest des Familienbesitzes davontrug. Auf der Brücke von der Dominsel zur Neustadt war es. Der kleine Bratge sass mit der Mutter vorn auf Kisten, Vater führte das Pferd am Zügel, ein Fuhrwerk nur in der langen Reihe von Hunderten, Tausenden. Wie jämmerlich sah das aus, was sie mit in die ungewisse Zukunft im Reich nahmen, und es waren doch alles mal schöne Sachen gewesen, Möbelchen und Vorhänge und was noch alles, und es hatte alles seinen Platz gehabt in der Wohnung, wo es wirken konnte und schmücken, das Leben geborgen machte und gemütlich. Aber so, wie es auf den Wagen gepackt war, in Koffern und Kisten und Kartons, war es nur noch Krimskrams, kunterbunt und schäbig, Zusammengekratztes eines Altwarenhändlers. Dabei hätte Vater von jedem Stück erzählen können, woher es kam und wie er es erworben hatte, von wem geerbt oder zu welchem Festtag von der eigenen Hände Arbeit gekauft. Am Brückengeländer standen die Polen und glotzten, als ob das ein Schauspiel wäre, wie Leute da plötzlich wegen eines Vertrages im fernen Versailles über Nacht ihr Dach überm Kopf verlieren. Vielleicht war es tatsächlich ein Schauspiel, aber doch nichts zum Lachen. Ihm jedenfalls, dem 15jährigen Wilhelm war's nicht zum Lachen zumute, und der Mutter auch nicht, ihr liefen die Tränen übers Gesicht. Und die

an der Brückenmauer, die lachten. Was im Vater vorging, konnte er nicht sehen. Aber da geriet von der Brückenmauer her auf einmal etwas in Bewegung, weiter vorn, und schon gab es eine Schlägerei. Ehe die wenigen Polizisten sich rührten, gingen die Pferde hoch, erst eins, dann noch eins, dann andere, bis Wagen und Menschen und Kisten und Möbel ein Knäuel waren. Und immer noch sah der Junge die grinsenden Gesichter. Das war wohl der Augenblick, wo der Hass in ihm entstand, der ihn wenig später zu den «Schutztruppen» trieb, die es den Polen heimzahlten, obwohl er eigentlich noch zu jung war für diese Verbände; aber die drückten ein Auge zu, denn Leute konnten die immer gebrauchen, und so junge Begeisterte erst recht. Die Eltern jedenfalls waren stolz auf ihn...

Die da jetzt mit den Gespannen über die Remagener Brücke zogen, waren keine Zivilisten, es gab fast überhaupt keine Zivilisten in diesem Treck. Die wenigen Familien darunter, in bis zum Achsbruch gepackten Autos – und Hauptmann Bratge hatte natürlich ihre Papiere überprüft, um etwaige Deserteure zu stellen –, das waren Familien hoher Parteifunktionäre. Er hatte ja vielleicht zuerst nicht wahrhaben wollen, was er anhand der Ausweise sah, aber nun wurde es immer deutlicher: Was da flüchtete, waren die Bonzen, die «Goldfasane», wie man sie wegen ihrer Uniformen in dem veredelten Braunton nannte. Seltsam, da stand der Feind vor der Tür, und nur die Bonzen hauten ab, die einfachen Leute aber blieben, als warteten sie nur darauf, dass endlich die Amerikaner kämen und damit Ruhe im Land und Frieden. Das war eben doch anders als damals in Posen. Von wegen Heimat verteidigen! Das hatte man doch schon längst beobachten können, aus Gesten, Anspielungen und Bemerkungen, dass für etliche in Remagen die Amerikaner gar nicht schnell genug kommen konnten. Nun ja, die Amerikaner, das war vielleicht doch etwas anderes als die Polen und die Russen, in seiner verlorenen Heimat...

Die Pferde auf der Brücke hatten sich beruhigt. Der Verkehr rollte wieder. Bratge wunderte sich dennoch, dass er – anders als in der Nacht – inmitten des Trubels völlig beherrscht blieb. War er soweit, dass ihn

nichts mehr erschütterte? War das ein gutes Zeichen? Oder hatte er innerlich schon mit allem abgeschlossen?

Dass im Osten, wohin die Laster und die Gespanne rollten, der Himmel fahler wurde, konnte man wegen des dichten Dunstschleiers überm Rhein nicht sehen. Aber die Brückenbogen nahmen wieder Konturen an.

6.00 Uhr. Timmermanns Marschziel – Remagen

Die GIs im Luftschutzkeller des zerstörten Meckenheimer Kolonialwarenladens schliefen noch, als Leutnant Timmermann sich lautlos seine Kampfstiefel anzog. So lange wie in dieser Nacht, fast fünfeneinhalb Stunden, hatte er lang nicht mehr schlafen können. Den Kameraden gönnte er die zusätzliche halbe oder dreiviertel Stunde. Wer wusste schon, wann es wieder einmal eine ruhige Nacht geben würde.

Timmermann packte Stahlhelm, Tornister und Gewehr und schlich durch den Raum. Dann konnte er nicht widerstehen: Er musste noch einmal in das Fass Sauerkraut hineinlangen. Nicht, dass es ihm besonders geschmeckt hätte, so Saures am frühen Morgen. Es war eigentlich mehr die Geste eines Grusses an seine deutsche Mutter, die um diese Zeit wohl im fernen West Point, Nebraska, in Bill Schaefer's Café-Restaurant die Servierschürze abnahm, Gasträum und Theke putzte und ihr Trinkgeld zusammenzählte. Irgendwann, dachte er, muss ich mal nach Frankfurt, wo sie geboren wurde, aufwuchs und mit Vater gelebt hatte. Und wo schliesslich ich zur Welt gekommen bin. Es ging ihm immer nur schwer in den Kopf, dass er in diesem Land, das keine Sonne zu kennen schien, das ihm mit Maschinengewehrsalven und Granaten nach dem Leben trachtete, in dessen hartem Boden er so viele Kameraden begraben hatte, dass er hier die ersten Jahre seiner Kindheit verbracht haben sollte.

Er stapfte in der Frühnebelkälte über den Platz, auf dem immer noch

die beiden Panzer standen. An den Elektrogenerator vor dem Befehlsstand des Bataillonskommandeurs hatten bereits die Jungs von der Küchenkompanie ihre Geräte angeschlossen. Kentucky Drake, der Küchenfeldwebel, nutzte die Rast in Meckenheim, um nach langer Zeit mal wieder sein Handwerk vorführen zu können: Die Küchenbullen waren früh aufgestanden, um Pfannkuchen zu backen. Endlich eine Abwechslung nach den ewigen K-Rationen und den Dosen mit «Spam», dieser gewiss nahrhaften, aber doch entsetzlichen Paste aus Speck, Schweinefleisch und was-sonst-noch.

«Frische heiße Pfannkuchen für den frischgebackenen Kompanieführer!» schrie Kentucky Drake ihm entgegen.

«Du weisst es also auch schon», lachte Timmermann, als er sich die Kuchen von der heißen Platte klaubte.

«Die aufregendste Nachricht seit der Eroberung von Paris!» lachte Kentucky. «Ich habe sofort gesagt: clever. Die hohen Tiere, habe ich gesagt, können sich eben nur vor den Knieschüssen des rebellischen Mr. Timmermann retten, indem sie ihn selber zum hohen Tier machen. Mann, wenn ich an die von Schüssen durchlöchernte Uniform unseres Captain Kidd in Fort Riley denke...!»

Als im Ausbildungscamp das erste Manöver unter scharfem Beschuss stattfand, liess Captain Kidd das MG-Feuer so tief über die robenden Infanteristen legen, dass es einigen die Tornister wegsetzte. Am nächsten Morgen fand der Captain in seiner im Büro hängenden Uniformjacke zwei Dutzend Einschusslöcher vor.

«Wer sagt denn, dass ich das war?» Timmermann bückte sich nach dem Kanister mit Ahornsirup, um den Pfannkuchen den richtigen amerikanischen Frühstücksgeschmack zu geben.

«Weil kein anderer Rekrut im ganzen Bataillon den Nerv dazu gehabt hätte!»

«Ein Glück, dass deine Pfannkuchen besser sind als deine Logik», grinste der Leutnant.

Timmermann stieg die Stufen zu dem Keller hinab, wo die Chefs des «Combat Command B» ihren Befehlsstand aufgeschlagen hatten. General Hoge war schon abgefahren. Da das Kampfkommando aufgeteilt worden war, wie von den Generalen Millikin und Leonard befohlen,

wollte Hoge selbst die Truppe des Panzer-Captain Prince führen, die südlich bei Sinzig den Zusammenfluss von Ahr und Rhein besetzen sollte.

Hier in Meckenheim gab deshalb Oberstleutnant Engeman die Tagesbefehle aus.

«Unser Angriffsziel ist eine Stadt namens Remagen», sagte der Chef des 14. Tank-Bataillons. «Das liegt am Rhein und ist nur fünfzehn Kilometer entfernt. Und das muss heute geschafft werden. Klar?»

Die Kompanieführer des 27. Infantry Bataillon und des 14. Tank Bataillon gaben alle ihr «Yes, Sir!» von sich.

«Timmermann, Sie übernehmen die Vorhut. Sie setzen Ihre Kompanie auf die Schützenpanzer, und ab geht die Post!»

«Yessir! Abmarschzeit?» Timmermann freute sich, dass kein besonderes Wort über seine neue Kompanieführerrolle verloren wurde; dass er mit einbezogen war, als wäre er nie etwas anderes gewesen.

«Moment!» bremste der Oberstleutnant. «Sie wollen doch nicht den Krieg ganz alleine gewinnen. Sie bekommen die Panzerabteilung von Leutnant Grimball zur Verstärkung. Leutnant Grimball?»

«Hier!»

«Sind Ihre Pershing-Panzer startklar?»

«Yessir! Aber wenn wir wieder so viele kleine und schmale Bachbrücken auf der Strecke haben wie in den letzten Tagen, sehe ich Schwierigkeiten. Unsere neuen Kästen sind verdammt schwer und breit für die Trampelpfade hierzulande.»

Grimballs Vorgesetzter, Captain Soumas, genannt «der Grieche», Chef der A-Kompanie des 14. Tank Bataillon, studierte bereits die Karten. «Soviel ich sehe, haben die in Frage kommenden Strassen festen Belag und sind streckenweise sogar geteert. Wasserläufe sind zumindest nicht eingezeichnet. Wir müssten ziemlich glatt vorankommen, wenn wir nicht durch Feindwiderstand von der direkten Route abgedrängt werden.»

«Die Spähtrupps von der Aufklärungsabteilung haben diese Nacht ein paar Strassen in Richtung Rhein abgefahren», teilte Oberstleutnant Engeman mit. «Da herrschte das grosse Schweigen im Walde. Das kann

sich inzwischen geändert haben. Aber eins wird hiermit ausdrücklich befohlen: lasst euch nicht auf Kleinkrieg ein, Jungs! Bei Widerstand: entweder drauf und durch, oder, wenn's zu dick kommt, aussen rum und weiter. Wir müssen heute unsere Rheinlinie besetzen. Der Alte hat von dem Kleckerkram in dieser Scheisshügellandschaft die Schnauze voll, und ich schätze, da sind wir ausnahmsweise mal alle seiner Meinung.»

«Es wär ganz schön, wenn wir eine Operationslinie mal ein paar Stunden vor General Patton erreichten», warf der Kommandeur des 27. Infantry Bataillon, Major Deevers, ein. «Wie ich höre, verkündet er, er hätte sein Ticket für Koblenz schon in der Tasche.»

«Wir wollen uns natürlich nicht unser Tun und Treiben von Mr. Patton vorschreiben lassen», der Oberstleutnant verzog etwas den Mund, «unser Hauptgegner ist immer noch Mr. Rundstedt. Aber ein gelegentlicher Hinweis an die Mannschaften durch die Herren Kompanieführer, dass es gleich am Rhein die feinen Urlaubsscheine gibt, könnte nützlich sein. So wie im Radio: ein paar Werbespots beleben jedes Programm.»

Leutnant Timmermann sagte: «Sie könnten mir für meine Jungs ja schon mal ein Paket Urlaubsscheine mitgeben, Sir.»

Die Kommandeure sahen sich an, grinsten sich eins, und Major Deevers sagte: «Mal wieder typisch Leutnant Timmermann!»

«Der gemütliche Teil hat noch nicht begonnen, Leutnant Timmermann!» sagte der Oberstleutnant dann aber doch scharf. «Die Befehlsausgabe ist noch nicht beendet! Zur Sache: Flankensicherung nach Norden übernimmt bei Ihrem Vormarsch, Leutnant Timmermann, die Aufklärungsabteilung. Flankensicherung nach rechts erfolgt durch die andere Hälfte des ‚Combat Command B‘, welches ja fast parallel zu Ihnen auf Sinzig vorstösst, unter Captain Prince und General Hoge. Und weiter rechts davon, Richtung Ahrweiler-Bad Neuenahr, ist bereits, von Flerzheim aus, das ‚Combat Command A‘ unterwegs. Sie sind also nicht allein auf der Welt, meine Herren, bei Schwierigkeiten ist Unterstützung niemals weit.»

«Stichwort Unterstützung», sagte Timmermann. «Können wir mit Unterstützung aus der Luft rechnen?»

«Ausgeschlossen bei der herrschenden Wetterlage.»

«Also Krieg wie zur Indianerzeit», sagte Timmermann.

«So ist es, Herr Leutnant. Und nun zeigen Sie mal in Ihrer neuen Eigenschaft als Kompanieführer, ob Sie bei der Infanterie-Ausbildung in Fort Riley so viel gelernt haben, dass Sie uns auch mal die durchlöchernte Uniformjacke eines deutschen Captains als Trophäe an die Wand hängen können. Abmarschzeit sieben Uhr. Noch Fragen? Dann wünsche ich den Herren ein angenehmes Reisen. See you on the Rhine!»

Timmermann kassierte Engemans Seitenhieb ohne Wimpernzucken. Das waren alte Geschichten, die nun schon zur Bataillonslegende gehörten, und er hatte ein dickes Fell. Irgendwann musste er für eine neue Story sorgen.

Als er die Kellertreppe hoch und auf den Platz kam, zog eben die Morgendämmerung fahl und grau herauf. Die Mannschaftswagen rollten heran, auch die Pershings liefen schon warm. Die Züge seiner Kompanie füllten sich zum Abmarsch auf.

Nur eine Viertelstunde noch bis sieben Uhr.

7.00 Uhr. Scheitert Schellers Auftrag am Benzin?

Als die Nacht dem Frühnebel wich, steckten Major Scheller und sein Fahrer immer noch im Ahrtal. Die pechschwarze Nacht auf den engen und kurvenreichen Eifelwaldwegen, die Staus vor den zahlreichen Strassensperren, wo die Feldgendarmarie nach Versprengten und Deserteuren fahndete, hatten sie Stunden gekostet.

Auf dem ersten Wegstück bis Altenahr hatte der Funkwagen wegen der vielen Windungen, Steigungen und Gefällstrecken schon beängstigend viel Treibstoff verbraucht. Zwar liess der Fahrer, wo immer es ging, den Wagen im Leerlauf rollen, doch viel schien das nicht zu bewirken. Die Hoffnung auf Nachtanken bei Heeresdienststellen in den grösseren Orten des Ahrtals, in Altenahr, Mayschoss oder Dernau, ver-

flog von Nachfrage zu Nachfrage. Wer noch ein paar Liter in Reserve hatte, hütete sie eifersüchtig wie ein Überlebenselixir, was es auch war. Wo immer sie in dieser Nacht Treibstoff anforderten, sprach man von der bevorstehenden Verlegung auf die andere Rheinseite.

Major Scheller liess seinen Fahrer anhalten, stoppte auch den Funkwagen. Er liess sich mit einem Staboffizier der Heeresgruppe B verbinden, die noch in Bad Tönisstein, bei Andernach am Rhein, residierte. Mit der richtigen Mischung von Barschheit, Appell an Kameradschaft und die höheren Kriegsziele sowie unter Hinweis auf seinen Sonderauftrag, bekam er den Staboffizier mürbe.

«Die sitzen auf ihrem Scheiss-Sprit, als hätten sie ihn von der eigenen Oma geerbt», kommentierte der Funkfeldwebel den Dialog.

Scheller bekam endlich den Tip: eine Armeeoberkommando-Reserve in Dedenbach.

Sie suchten den Ort lange auf der Karte, weil sie nicht dachten, er könnte so weit abseits liegen. Aber er lag ziemlich ab. Das würde bedeuten: Sie mussten wieder hinauf in die Hügel, diesmal in der Voreifel, 400, 500 Meter hoch, Richtung Laacher See. Und es war immer noch nicht richtig hell, die Strassen offenbar nicht besser als zuvor.

Major Scheller diskutierte mit dem Fahrer und dem Funkfeldwebel kurz die Alternativen. Den Kübelwagen stehen lassen und im Funkwagen mitfahren? Das war ein Risiko: Passierte ihnen mit nur noch einem Fahrzeug unterwegs etwas Unvorhergesehenes, dann musste das ganze Unternehmen scheitern. Ausserdem kostete es noch mehr Zeit. Getrennte Wege waren auf jeden Fall sicherer.

«Sie fahren also mit der Funkstelle nach Dedenbach, danach bis Sinzig und den Rhein hinunter nach Remagen. Klar?»

«Klar, Herr Major.»

«Sollten Sie mich bis dahin nicht eingeholt haben, melden Sie sich dort beim Kampfkommandanten und verbinden ihn unverzüglich mit General Hitzfeld. Ist das klar? Wiederholen Sie den Auftrag!»

Es war nicht Major Schellers Art, erfahrene Männer wie Schwach-

köpfe zu behandeln. Aber hier stand ihm zu viel auf dem Spiel. Der Feldwebel repetierte, man hörte ihm an, dass er den Ernst der Lage selbstverständlich begriff.

«Sollte aus irgendeinem Grund der Kontakt zwischen dem Kampfkommandanten und unserem Chef nicht Zustandekommen», schärfte Scheller dem Funker weiter ein, «dann müssen Sie unbedingt dem Kampfkommandanten von Remagen klarmachen, dass er seine Brücke so lange wie möglich für General Hitzfeld offenhalten soll. Der General hat von sechzehn Uhr als äusserstem Termin gesprochen. Trauen Sie sich zu, dies dem Kampfkommandanten deutlich zu machen, Herr Feldwebel?»

«Herr Major können sich felsenfest auf mich verlassen.»

«Gut. Dann hauen Sie sich jetzt hinten in Ihrem Wagen aufs Ohr, lassen Sie die Leute sich beim Fahren ablösen. Damit Sie mir alle in Form sind in Remagen.»

«Jawohl, Herr Major. Und gute Fahrt, Herr Major.»

Die Nacht löste sich auf, aber der graue Frühdunst, der über der Strasse lag und nicht einmal die Baumkronen erkennen liess, machte das Fahren nicht leichter.

Es war, bei allen Widrigkeiten, längst nicht die schlimmste Nacht in Major Schellers Offizierslaufbahn. Aber es hatte auch schon angenehmere gegeben. Nächte ohne Nebel. Nächte, in denen der Himmel hoch war und der Blick bis weit hinauf zu den Sternen reichte – Nächte in der Kalmückensteppe, tief unten im südöstlichen Russland, am Kaukasus. Nächte, in denen es eine Lust war, auf einem schnellen Pferd dahinzujagen – in ein, zwei Stunden vielleicht weiter, als er in dieser verdammten Nacht mit dem Wagen gekommen war. Das waren Nächte zum Träumen. Davon zu träumen, wie man als kleiner Junge davon geträumt hatte, Soldat zu werden, um auf wilden Pferden durch die Kalmückensteppe zu reiten...

War es nicht das, was den Zwiespalt zwischen Soldatwerden und Soldatsein ausmachte? Solange der Soldatenberuf die Erfüllung des kindlichen Soldatspielens ermöglichte, akzeptierten sie ihn alle. Da konnten sie grosse Jungen bleiben. Nur wenn dann aus dem Soldat-«Spielen» blutiger Ernst wurde, wenn man vom Feind Prügel bezog, wenn der

Feind sozusagen als ein strafender Erwachsener einschritt, der das Soldat spielende grosse Kind aus dem unrechtmässig betretenen Eigentum brutal vertrieb, dann, nicht wahr, nannte man das eine Katastrophe...

Ein paarmal hatte er versucht, seiner jungen Frau zu erklären, was ihn so sehr an seinem Offiziersberuf faszinierte. Es war ihm jedesmal misslungen. Die begeisterten Erinnerungen von Ritten durch die Steppe, durch Ungarns Pussta, den Strand der Normandie entlang – das alles verfiel nicht bei ihr. Das könne man als Ferienreisender schliesslich auch haben, meinte sie da, dafür brauche man nicht eigens einen Krieg. Das Merkwürdige an Lisel war – und das hatte ihn wohl vom ersten Augenblick an zu ihr hingezogen –, dass seine Argumente keineswegs deshalb bei ihr scheiterten, weil sie die Dinge zu ernst betrachtete, sondern weil Lisel vielmehr diese tiefsondierende Ironie hatte, die man häufig bei den Menschen in den alten Städten des Rheinlandes so ausgeprägt antraf.

Lisel, Tochter einer alten Kölner Arztfamilie, war 15 Jahre alt gewesen, als er sie zum erstenmal sah. Es war am Ammersee, in Bayern, zur Ferienzeit; sie war mit ihren Eltern dort, in einem Hotel, und er mit einem Kameraden von der Offiziersschule in einer Pension. Es war ihm nie ganz klar geworden, was an ihm die Aufmerksamkeit dieses hübschen, heiteren, immer gutgelaunten Mädchens auf ihn gelenkt haben konnte. Er kannte seine Stärken und Schwächen, glaubte sie zu kennen, und der Umgang mit unbeschwert fröhlichen Mädchen war bestimmt nicht seine stärkste Seite.

Gewiss, er hatte seine strenge, korrekte Erziehung, eine gute Kinderstube (sein Vater war Oberbaurat), er hatte seine hervorragenden Abiturnoten auf Münchens strengem «Ludwigsgymnasium» erworben. Aber beeindruckte man damit junge Mädchen?

Es war auch typisch für den Ernst, mit dem er stets den Grund der Dinge zu ergrübeln suchte, dass er nie Ruhe gab, um die Antwort auf dieses «Warum?» zu finden. Lisel dagegen fand, es sei doch Grund genug, wenn ihr Gefühl ihr sage, dass er nun mal ihre grosse Liebe sei; da müsse man doch nicht auch noch das Gefühl befragen, warum es dieses Gefühl empfinde. Und schliesslich – das war beim letzten Urlaub gewe-

sen – hätte sie ihm ja nun schon zwei Kinder geschenkt. Da müsse er doch wirklich endlich einmal aufgeben zu fragen «Warum?» Nun war das dritte unterwegs, und er fragte noch immer.

Vielleicht wäre er längst dahintergekommen, wenn die vier Jahre Ehe wirklich vier Jahre Zusammensein gewesen wären. So aber, da sie nur in seinen wenigen Fronturlauben Ehepaar gewesen waren, blieb Lisel wohl weiterhin, auch mit drei Kindern noch, das Mädchen, dessen Geheimnisse ihm noch auf lange Zeit unergründlich schienen.

Nach dem Krieg, das hatte er ihr versprochen, wollte er ihr auf langen Reisen alle Orte vorführen, die er als Soldat kennengelernt hatte: damit aus diesen Orten Gemeinsamkeiten für sie beide würden. In dieser Nacht kamen ihm Zweifel, ob dieser Plan wirklich so erstrebenswert war: Sollte er ihr tatsächlich auch eine Nachtfahrt durch diesen Teil der Eifel zumuten...?

Der Wagen ging scharf in eine unerwartete Kurve. Der Fahrer bremste hart. Dicht vor der Stosstange ragte aus dem Frühnebel das erste Hinweisschild «Remagen».

«Haben Sie noch daran geglaubt, Herr Major?»

«Woran geglaubt?»

«Dass wir tatsächlich hinfinden?»

«Zuversicht scheint wirklich nicht Ihre Stärke zu sein», sagte Major Scheller.

Er blickte auf seine Uhr. Es war kurz nach sieben.

In einer guten Stunde mussten sie in Remagen eintreffen...

7.00 Uhr. Die Brücke – letzter Weg heim ins Reich

In Meckenheim machte wohl im gleichen Augenblick US-Leutnant Timmermann eine ähnliche Armbewegung; auch er schaute auf die Uhr. Sieben durch. Warum, zum Teufel, fuhr Leutnant Burrows nicht mit seinem 2. Zug los, wie befohlen? Aber da kam Burrows auch schon auf

Timmermann zugelaufen. «Timmy!» japste er. «Wir kommen da nicht durch. Die Strasse ist voller Trümmer. Die Bulldozer haben es noch nicht geschafft!»

Es schien, als fügte sich alles so, dass die beiden Männer, die sich letzten Endes auf der Brücke gegenüberstehen sollten, Timmermann und Scheller, auch fast zur gleichen Minute in Remagen eintreffen mussten.

«Oh shit!» schrie Timmermann. «Warum kommen wir ausgerechnet jetzt nicht von der Stelle! Warum muss das gerade heute Morgen passieren?»

«Aber Timmy», Burrows zuckte die Achseln, «so was passiert doch alle Tage.»

«Denkst du! Sieh zu, dass wir über eine Ausfallstrasse unsere Route erreichen. Aber sofort, ehe uns der Alte auf den Hals kommt!»

Der Alte sass ihnen bereits im Genick. Er hatte Wind von der Verzögerung gekriegt und verpasste Oberstleutnant Engeman eine Zigarre, die dieser an Major Deevers weitergab, der sie, seinen Jeep mit kreischenden Bremsen vor Timmermann stoppend, nun diesem überbrachte.

«Sir!» Timmermann bekam vor Empörung ganz schmale Lippen. «Sie haben mir eine Klasse-Kompanie Infanterie unterstellt, nicht aber diese lahmarschigen Pioniere. Die Adresse für den Anschiss ist da drüben, wo die Bulldozer ackern, und da liefern Sie ihn auch bitte selber ab. Ich bin hier nicht der Briefträger, Sir, das Postamt Meckenheim ist vorübergehend geschlossen, Sir!»

«Wir sprechen uns heute Abend!» schäumte Major Deevers und stapfte auf den Bulldozer-Chef zu.

«Meinst du, dass du lange Kompaniechef bleibst?» grinste Sergeant DeLisio teilnahmsvoll.

Ebenfalls um sieben Uhr, in Remagen, bewegte sich eine Karawane auf die Brückenrampe zu, deren Anblick schon nicht mehr als merkwürdig empfunden wurde. Ein halbes Dutzend Flakgeschütze auf Lafetten – aber diese fahrbaren Untersätze wurden von Flaksoldaten gezogen und geschoben. Lediglich vor einer Lafette quälte sich ein Pferdagespann.

Nur weil ihm die Flak Führer bekannt vorkamen, sah Hauptmann Bratge genauer hin. Zweimal.

«Was geht hier vor?»

«Befehl vom Divisionsstab, Herr Hauptmann! Verlegung aufs Ostufer.»

«Aber das ist doch Wahnsinn! Ich brauch euch doch zur Verteidigung!» Im Russlandfeldzug hatte man erkannt, dass die Fliegerabwehrkanonen sich auch hervorragend im Erdkampf bewährten, besonders gegen Panzer.

«Bedaure, Herr Hauptmann, aber unsere Befehle vom Divisionsstab sind eindeutig.»

«Ja, ich glaub's Ihnen ja...»

Es war zum Heulen. Da bewegten die Flakstäbe der Luftwaffe ihre Artillerie-Abteilungen in der Gegend herum, ohne den Heereskommandeuren auch nur den geringsten Wink zu geben. War das noch Organisation? Bratge war ratlos, ob er sich heftiger über das mangelnde Zusammenspiel zwischen dem III. Flakkorps und dem Heeresgruppenstab B ärgern sollte, oder über die Gedankenlosigkeit des Flak-Majors Halb-ach, dem die hiesigen Flakbatterien unterstanden. Mit Halb-ach war er schon früher kollidiert. Aber durften persönliche Antipathien so weit gehen?

An diesem Punkt riss Bratge sich innerlich am Riemen. Wenn er anfing, diese Vorfälle als persönliche Beleidigungen zu empfinden, gelangte er schnell ans Ende seiner Widerstandskraft. Und die brauchte er bestimmt noch an diesem Tag...

Der Befehl zum Rückzug aufs Ostufer hatte inzwischen auch die «Fön»-Batterie auf dem Viktoriaberg erreicht.

Die Männer des jungen Batteriechefs, Oberleutnant Peters, montierten ihre 24 Raketenschleudern ab und auseinander. Die «Fön»-Geräte, Abschussgestelle auf hohen Standbeinen, waren vor drei Wochen auf Speziallastern angeliefert worden, die standen natürlich nicht mehr bereit.

Die Befehle an Oberleutnant Peters waren unmissverständlich: der «Fön» und seine Raketen galten als Geheimwaffe. Nicht das winzigste Ersatzteil und nicht eine einzige Rakete durften in feindliche Hände fallen. Das wäre Hochverrat gewesen.

Für die Verteidigung Remagens im Erdkampf kamen die «Föns» ohnehin nicht in Frage. Der tiefste Neigungswinkel der Raketenrohrsysteme betrug +15 Grad, während man die normalen Flakgeschütze auch noch – in Hügelgelände wichtig – auf -15 Grad herunterdrehen konnte.

Peters stand vor der unlösbaren Aufgabe, die Schiessapparate nebst 10'000 Raketen ohne jegliches Transportmittel aufs Ostufer bringen zu müssen. Einer seiner Zugführer, Leutnant Schädla-Ruhland, trieb schliesslich in einem nahen Gehöft ein Ochsenengespann auf. So wurden die Musterexemplare eines der modernsten Waffensysteme der Mitte des 20. Jahrhunderts primitiv nach der Manier des Dreissigjährigen Kriegs talwärts bewegt. Nach und nach natürlich, denn sie hatten ja nur ein Ochsenengespann.

Das war die reinste Sisyphusarbeit. «Fön»-Oberleutnant Peters wandte sich vorsorglich an den Brückenkommandanten, Pionierhauptmann Friesenhahn.

Friesenhahn, der seit dem frühen Morgen mit dem Brückenmeister, Feldwebel Kleebach, den inzwischen schon arg strapazierten Bohlenbelag der Brücke überwachte und daneben alle fünfzehn Minuten die Stromkreise des Sprengsystems überprüfte, hatte seinen Kommandostand gleich hinter dem Tunneleingang eingerichtet, wo sich die Auslöser für die Zündungen befanden.

Hier trug Oberleutnant Peters sein Problem vor: «Wir werden unter Umständen einen Teil unserer Geräte und unserer Munition auf dem Viktoriaberg sprengen müssen. Dazu brauchen wir Pioniersprengstoff von Ihnen.»

Der Pionierhauptmann und sein Feldwebel sahen sich kopfschüttelnd an. Als Rheinländer neigten sie dazu, Katastrophen für zwar schlechte, doch immerhin für Witze zu halten, die sich das Schicksal leistet.

«Wollen wir unserem jungen Freund das grosse Staatsgeheimnis der Brücke von Remagen verraten?» Die beiden älteren Herren sahen den jungen Offizier mitleidvoll an. «Wir haben hier nicht mal ein Fitzelchen Sprengstoff, um die Brücke zu sprengen. Jetzt sind Sie aber platt, was?»

«Das gibt's doch nicht, Herr Hauptmann!» sagte Oberleutnant Peters irritiert. «Das ist doch ungeheuerlich, Herr Hauptmann!

Wie wollen Sie denn da im Ernstfall führerbefehlsgemäss die Brücke sprengen?»

«Ganz einfach, Herr Oberleutnant. Da lesen wir der Brücke den Führerbefehl vor – da fällt die bestimmt vor lauter Respekt von ganz allein zusammen.»

Oberleutnant Peters blickte fassungslos zwischen den beiden Männern hin und her, die ihn todernt und mit keiner Wimper zuckend anschauten. Dann grüsste er mit deutlicher Entrüstung in der Stimme: «Heil Hitler!», machte kehrt und marschierte über die Brücke zurück.

«Rührend, was die jungen Leute für einen Idealismus haben, finden Sie nicht auch, Herr Feldwebel?» sagte Friesenhahn nachdenklich. «Aber was machen wir wirklich, wenn das mit der Sprengstofflieferung nix wird?»

«Tja», sagte Brückenmeister Kleebach und hob hilflos die Hände, «wat solle mer da schon viel machen, Herr Hauptmann. Nix...»

Dann stand Kleebach dabei, wie Hauptmann Friesenhahn abermals die Stromkreise des Zündsystems überprüfte...

8.00 Uhr. Frau Besgen – nach jedem Krieg ein verwundeter Mann

Ein bisschen musste sie doch geschlafen haben, denn sie schreckte hoch, als sie Kaffeeduft roch. Frau Besgen konnte sich kaum von ihrem Stuhl rühren, so verkrampt fühlte sie sich. Auch diese Nacht war sie keine Minute von der Pritsche gewichen, auf der ihr Mann seinem Ende entgegendämmerte. Zusammen mit dem kleinen Leberecht versuchte sie nun, den Bewusstlosen zu waschen. Auch das brandige Bein brauchte neue Verbände. Ein kleiner Vorrat an Mullbinden, die Lebi bei durchziehenden Soldaten erbettelt hatte, war noch vorhanden. Sie konnten nichts anderes tun, als warten, und sie wussten nicht einmal, worauf.

Die Frau, die ihr einen Becher Ersatzkaffee brachte, wusste Neuigkeiten, die sie flüsternd an ausgesuchte Personen weitergab; Neuigkeiten, die von Radio Luxemburg stammten, das die Amerikaner für ihre Mitteilungen an die deutsche Zivilbevölkerung in Betrieb genommen hatten. Auf das Abhören von Feindsendern stand Todesstrafe.

Von Rheinbach, sagte die Frau, kämen die Amerikaner jetzt auf Remagen zu.

«Haben die das wirklich so gesagt: ‚auf Remagen...?‘»

«Nicht direkt», flüsterte die Nachbarin, «aber das ist ja klar. Lange kann es nicht mehr dauern. Und wenn die Amerikaner hier sind, wird Ihrem Mann auch bestimmt schnell geholfen, Frau Besgen. Sie wissen es ja selbst, wie nach dem letzten Krieg die Amerikaner kamen und was das für nette junge Leute waren. Also wirklich...»

«Wenn es dann nicht zu spät ist», sagte Frau Besgen und fühlte ihrem Mann den Puls. Noch war da ein schwaches, langsames Pochen, noch war da ein Fünkchen Leben. Noch war Hoffnung.

Mein Gott, wie hatte sie als junge Frau, kaum verheiratet, gelitten, wie hatte sie Angst gehabt, damals, 1918, als sie ihren verwundeten Mann heimbrachte. Das geschlagene deutsche Heer kam in langen Marschkolonnen aus Frankreich zurück, über die Eifel und aus dem Ahr-tal, aber in zumeist geordneten Formationen, nicht so zerzaust und aufgelöst, wie man es in der letzten Nacht gesehen hatte – alle waren also schon auf dem Heimweg, da erhielt die junge Frau Besgen Nachricht, ihr Mann läge in einem Lazarett in Grafenwöhr. Klar, dass sie auf der Stelle ihren Mann nach Hause holen musste. Trotz seiner schweren Verletzungen schaffte sie ihn aus dem Lazarett heraus. Ja, so war sie nun mal, schon als junges Mädchen, als junge Frau, und kühl berechnend nutzte sie das Durcheinander des Kriegsendes – die Umtriebe der revolutionären Soldaten, die Aktionen der Soldatenräte, und wie das alles hiess –, um ihren Mann zum nächsten Zug Richtung Rheinland zu schleppen. Dann allerdings musste sie ihrerseits Revolutionsfanatiker abwehren, die ihrem Mann, wie er da im Zugabteil lag, die Achselstücke runterrissen und die Mütze mit der Kokarde vom Kopf schlagen wollten.

Aber eine anständige junge Frau aus gutem Hause trug ja damals immer einen Schirm bei sich, und damit drosch sie um sich. «Und wenn es schlimmer gekommen wäre, hätte ich auch noch meinem Mann sein Seitengewehr genommen, da kenn ich nix!» erzählte sie später.

Auch vergass sie nie, wie an dem grauen Novembertag, als sie endlich mit ihrem Mann am Remagener Bahnhof ausstieg, auf der Strasse zum «Winzerverein» ein beim nächtlichen Truppendurchmarsch verlorengegangenes Pferdchen mutterseelenallein herumirrte. «Wo kütt dann bloss dat Pädche her?» fragten die Leute, aber niemand wagte, es anzufassen, weil es Wunden hatte und vielleicht auch Krankheiten. Da nahm sie auch das Pferdchen bei der Mähne, es folgte ganz willig, und sie hatten ja damals noch die Stallungen neben dem «Winzerverein». Und nicht nur ihren Mann, sondern auch «dat Pädche» brachte sie wieder auf die Beine.

Es ist ein Elend, dachte sie jetzt, wir Frauen stehen am Ende des Krieges immer da und müssen den verwundeten Mann im Arm halten – und dass der Älteste wohl nicht mehr heimkommt, aus Russland, und der kleine Hansi unterm «Winzerverein» geblieben ist, das darf ich mir gar nicht erst vor Augen führen, weil ich sonst die Kraft nicht mehr habe, bei meinem Mann auszuharren und auf den Lebi, die Elli und Hilde aufzupassen, damit wenigstens denen nicht noch was passiert...

«Trinken Sie doch Ihren Kaffee, Frau Besgen, der wird ganz kalt!» sagte die Nachbarin. Und flüsterte dann: «Die Amerikaner sind schon durch Meckenheim, das haben eben Soldaten gesagt, die oben auf der Strasse durchgekommen sind. Und im Ahrtal wird auch schon geschossen. Es dauert nicht mehr lange, Frau Besgen, glauben Sie's mir. Vielleicht schaffen wir es doch noch mit Ihrem Mann...»

9.00 Uhr.

Die Kompanie Timmermann fürchtet eine Falle

Mit 80 Minuten Verspätung in Meckenheim gestartet, näherte sich Leutnant Timmermanns Truppe kurz vor neun misstrauisch Fritzdorf. Die ersten sechs Kilometer auf der Strasse nach Remagen lagen hinter ihnen. Der verspätete Aufbruch gab ihnen den Vorteil, bei gutem Tageslicht – wenn auch unter wolkenverhangenem Himmel – vorrücken zu können. Die Strasse führte durch den Ort, und im Ort lag die Kreuzung mit der Abzweigung nach Oeverich. Der Chef hatte gut reden gehabt – «Widerstandsnester umgehen, Vorankommen hat Vorrang» –, hier mussten sie durch. Zugführer Burrows, im ersten MG-bestückten Schützenpanzer vorweg, erkannte frühzeitig die Panzersperre.

Da General Hitzfeld am Vorabend Befehl erhalten hatte, aus der Linie Gelsdorf-Fritzdorf einen Angriff auf Euskirchen vorzutragen, dürfte es sich bei den Landsern in Fritzdorf um Angehörige seines LXVII. Armeekorps gehandelt haben.

Aus den Fenstern der Häuser gleich hinter der Sperre kamen den Amerikanern die ersten Salven entgegen. Da die Pershings noch gut einen Kilometer zurücklagen, erwiderte der Burrows-Zug den Beschuss mit seinen MGs von den Schützenpanzern aus. Der Widerstand hinter der Panzersperre erlosch, dafür flammte Feuer aus den Obstgärten am Südrand des Dorfes auf. Leutnant Timmermann hielt sich im Augenblick im Mittelfeld der lang auseinandergezogenen Kolonne auf, um auf den gewundenen Strassen den Sichtkontakt nicht abreißen zu lassen. Burrows wartete nicht auf ihn. Er liess seine Männer in zwei Gruppen die Obstgärten von den Flanken her durchkämmen. Nach fünf Minuten Schusswechsel, der bei Burrows' Leuten keine Ausfälle verursachte, war die von den Generalen von Zangen und Hitzfeld stundenlang diskutierte Operation um den Stützpunkt Fritzdorf abgehakt. Ein amerikanischer Zugführer, am Vortag erst aus der Kampfmüdigkeits-Therapie zurückgekehrt, hatte das im Alleingang geschafft.

Das Verrückteste passierte einem Gefreiten namens Ralph Munch, als

er die Seitengassen links und rechts der Durchfahrtsstrasse durchkämte. Er hatte plötzlich ein Dutzend Deutscher hinter sich, und ehe er es merkte, riefen sie: «Hallo Kamerad!» Er drehte sich um, Schrecken in den Gliedern, aber da standen sie alle und hielten die Hände in die Luft und hatten kein dringenderes Bedürfnis, als gefangengenommen zu werden. Es waren fast alles Sechzehnjährige aus dem eben erst zur Musterung aufgerufenen Jahrgang 28.

Timmermann schickte sie unter symbolischer Bewachung in Richtung Meckenheim.

Bei der Weiterfahrt nach Oeverich setzte sich Timmermann mit seinem Jeep an die Spitze. Für den Zusammenhalt der Truppe zu sorgen, war sicher verdienstvoll. Aber wichtiger war es jetzt, an seinem ersten Tag als Kompaniechef, für alle sichtbar die Führung zu übernehmen. Er spürte auch deutlich, dass die Jungs auf diese Geste gewartet hatten und sich jetzt sicherer fühlten.

Die andere Hälfte des «Combat Command B» unter Oberstleutnant William Prince, fast anderthalb Stunden früher aus Meckenheim mit Operationsziel Sinzig auf gebrochen, näherte sich um diese Zeit der Linie Ringen-Bodendorf. Ebenfalls schon vor der Morgendämmerung in Marsch gesetzt, von Rheinbach-Flerzheim aus, stand das «Combat Command A» jetzt etwa zwischen Kalenborn und Ahrweiler. Gegen diese Einheit trug General Hitzfeld, persönlich vorneweg, noch mit fünf Sturmgeschützen einen Angriff vor. Sie schossen immerhin drei «Sherman»-Panzer ab. Doch um das «Combat Command A», immerhin nur ein Drittel einer US-Division, zurückzuschlagen oder auch nur empfindlich zu behelligen, reichten die Kräfte von Hitzfelds 89. Division nicht mehr aus. Das Eifelgebiet nördlich der Ahr musste als von General Leonards 9. US-Panzer-Division beherrscht angesehen werden. General Hitzfeld zog sich mit seinen Resteinheiten durch das östliche Ahrtal in Richtung Rhein zurück. Es war höchste Zeit, wenn er noch die Rheinbrücke bei Remagen erreichen wollte.

Für Major Schellers Funkwagen erwies sich der weite Abstecher zum Benzindepot Dedenbach als unglücklicher Zufall. Da er mit seiner Fahrt zwischen Bad Neuenahr, Dedenbach und wieder hinauf zur Ahr ein «V»

beschrieben hatte, geriet er an eine amerikanische Angriffsspitze, die gegen halb neun Uhr das Ahrtal erreichte.

Die Vorhut, einige Shermans, traf auf den heftigen Widerstand einer gemischten deutschen Fahrzeugkolonne, in der sich auch die mobile Funkstelle befand. Die Funker nahmen mit ihren Panzerfäusten an der Abwehr teil; ein amerikanischer Panzer wurde zerstört, die anderen zogen sich wieder zurück. Aber der Nachrichtenwagen lag nun ebenfalls zerschossen neben der Strasse. General Hitzfeld entdeckte ihn, als er gegen neun Uhr die Stelle passierte. Immerhin beruhigte es ihn einigermaßen, dass er beim Weiterfahren wenigstens keine Spur von Major Schellers Wagen fand. Er musste durchgekommen sein.

Leutnant Karl Heinz Timmermann rollte in seinem Jeep, der Kompanie voraus, auf Oeverich zu. 100 Meter hinter ihm, im ersten Schützenpanzer, machten die Männer von Burrows Zug zum zweiten Frühstück ihre K-Rationen-Pakete auf. Der Pfannkuchen-Luxus in der Morgendämmerung schien ihnen erst recht Appetit gemacht zu haben.

Timmermann spürte es mit seinem sechsten Sinn: Gesehen hatte er nichts, aber aus Schützenlöchern in den Feldern rechts der Strasse waren Stahlhelmköpfe hochgetaucht – im selben Augenblick, da sie ihre einzige Panzerfaust abfeuerten, schoss Timmermann schon in der Hüftdrehung seine MPi-Salve ab.

Die Panzerfaust schlug dicht neben den Radketten von Burrows Schützenpanzer ein, richtete aber ausser einigen Splitterkratzern, die niemandem weh taten, keinen Schaden an. Als die GIs noch ihre fallengelassenen Frühstückreste zusammensuchten, standen die Panzerfaustschützen schon mit erhobenen Händen da.

Timmermann ging mit der MPi im Anschlag auf sie zu, trieb sie vor sich her übers Feld auf die Landstrasse. Sie gehorchten willig. Die spärlichen Verteidiger kleiner Dörfer, die Timmermanns Kompanie in den letzten Tagen gefangengenommen hatte, glaubten meistens, mit einem Panzerfaustschuss und einigen MG-Salven ihrer Pflicht Genüge getan zu haben. Anschliessend liessen sie sich immer zufrieden hinter die Front abschieben, und in den Dörfern kamen prompt die weissen Bett-

tuchfahnen zum Vorschein. Und alle sagten sie dann «Kamerad»!

Burrows meinte, seine Leute würden sich wohler fühlen, wenn die Panzer vorausführen. Oberstleutnant Engemans Panzerfahrer wiederum erklärten, sie brauchten die Infanterie voraus, weil die Land- und Dorfstrassen so eng seien, dass sie immer erst Bescheid bekommen müssten, ob sie da auch durchkämen. Timmermann machte der Diskussion ein Ende, befahl Feuerschutz aus den Panzerkanonen bei der Ein- und Durchfahrt in Oeverich. Ein paar Granaten aus den 9-cm-Rohren brachten Oeverichs Bestand an weissen Bett- und Tischtüchern an die Fenster, die Fahrt ging weiter.

Der Vater hatte dem kleinen Karl Heinz Timmermann oft erzählt, wie er 1918 in Deutschland einmarschiert war, bis an den Rhein. Er erzählte überhaupt viel von seiner Armeezeit, besonders wenn er getrunken hatte, und das war oft. Karl Heinz hatte sich auch gefreut, als die Einheit an General Pattons 3. Armee ausgeliehen wurde. Hätten sie bei Patton bleiben dürfen, wäre er jetzt vielleicht im Vormarsch auf Koblenz, wie sein Vater vor 26 Jahren, vielleicht sogar auf denselben Strassen. Pattons Armee trug ihre Nummer 3 zur Erinnerung an die 3. US-Armee von damals, die vier Jahre im Rheinland stand – bis die liberalen amerikanischen sich mit engstirnigen, revanchelüsternen französischen Politikern über die Besatzungspolitik gegenüber Deutschland zerstritten, ihre Jungs heimholten und den Franzosen die Rheinlandpolitik überliessen (oder was diese damals für Politik hielten).

Da freilich war Vater Timmermann bereits in Frankfurt verheiratet.

Kennengelernt hatte der Besatzungssoldat Timmermann das blonde Mädchen, das auf reichlich abenteuerliche Weise seine Frau werden sollte, bei einem Wochenendurlaub in Frankfurt. Die näheren Umstände kosteten ihn ein paar Tage Bau, aber das war nur das erste in einer ganzen Reihe von Disziplinarverfahren, die diese Liebesgeschichte begleiteten.

Frankfurt war damals von französischen Truppen besetzt. Die waren gerade erst am 6. April 1920 eingerückt, weil Paris mal wieder Berlin

für seine angebliche Widerspenstigkeit bei der Einhaltung der Waffenstillstandsbedingungen massregeln wollte. Die deutsche Bevölkerung empfand es als höchst unfreundlich – wie es wohl von Paris auch gemeint war –, dass Kolonial-Regimenter nach Frankfurt verlegt wurden. Schwarze. Es kam zu üblen Zwischenfällen. Wenn auch die «deutsche Frauenehre» gewiss nicht so häufig «geschändet» wurde, wie es die – nun freilich mit stark aufgeblähten Segeln vor dem günstigen Wind der Volksmeinung segelnden – patriotischen Zeitungen glauben machen wollten: Unschöne Szenen gab es doch hin und wieder, wenn die in ihren französischen Garnisonen weitaus strenger gehaltenen Marokkaner und Malgaschen sich in ihrem neuen Besatzungsgebiet unter Alkoholeinfluss austobten.

Der junge Karl Timmermann senior spazierte mit zwei Kameraden durch die Gartenanlagen am Mainufer zu den Freiluft-Cafés. Sie stiessen auf eine Szene, die das Blut eines deutschstämmigen, in dem ohnehin nicht negerfreundlichen Nordstaat Nebraska aufgewachsenen und zudem im Nahkampf bewährten Kavaliere in Wallung bringen musste. Zwei deutsche Mädchen wurden von drei kolonialfranzösischen Soldaten belästigt.

Die Jungs von der 3. US-Army fackelten nicht lange. Schon bot sich den in den «Nizza»-Gärten flanierenden Frankfurter Familien das kurze, aber eindrucksvolle Schauspiel einer handgreiflichen interalliierten Schwarzweiss-Auseinandersetzung. Den amerikanischen Boys wurde nach ihrem Sieg (zweimal k.o., einmal nach Punkten) heftiger applaudiert, als es das rein Sportliche an ihrem Leistungsschaukampf gerechtfertigt hätte.

Als sie sich mit den geretteten deutschen Jungfrauen an einem Kaffeetisch niederliessen, spendierte nicht nur der Wirt grosszügig Wein, Kaffee und Kuchen. Die Freibiere der Gäste wären kaum von der dreifachen Streitmacht zu bewältigen gewesen. Die drei Ritter verpassten prompt ihren letzten Zug nach Koblenz. Dem Soldaten Timmermann brachte das die erste Bestrafung ein. Und da hatte er der blonden Maria mit den langen Zöpfen noch nicht einmal den ersten Kuss auf die Apfelbäckchen gehaucht.

Da Timmermann, um seine Maria wiederzusehen, sich nicht nur einmal den ihm verweigerten Urlaub nahm, ohne seinen Vorgesetzten zu

fragen, entstand zwischen ihm und der Armee bald ein Spannungsverhältnis, das keiner der beiden Kontrahenten lange dulden wollte. Timmermann verlagerte seine Loyalität von der Armee auf Maria, trennte sich von jener und heiratete diese – in der gefühllosen Sprache der Armeekräfte wurde er von da an als «Deserteur» bezeichnet. Dabei war es wirklich eine grosse Liebe.

Und wenn der junge Karl Heinz als Spross dieser Ehe auch mit der Haltung seines Vaters gegenüber allem, was Armee bedeutete, nie einverstanden sein konnte – auf die Art und Weise, wie die Ehe seiner Eltern zustande gekommen und dann jahrelang in der Illegalität geführt worden war, blieb er immer stolz: wenigstens nicht so eine langweilige Allerweltsliebesgeschichte, wie andere Kinder in West Point, Nebraska, sie von ihren Eltern erzählten.

Koblenz und Frankfurt, das nahm sich Leutnant Timmermann in seinem Kompanieführer-Jeep auf der Landstrasse nach Remagen vor, musste er unbedingt sehen – sobald sie erobert waren: Koblenz in vielleicht zwei Tagen, Frankfurt in zwei Monaten...

Die Stimme von Leutnant Burrows meldete sich über Timmermanns Funkgerät. «Du fährst durch die Gegend wie auf einem Familienausflug. Fällt dir nichts auf?»

«Was fällt denn dir auf?»

«Die Drähte.»

«Was für Drähte?»

«Schau hoch. Die Telefondrähte.»

«Okay, ich komme.»

Timmermann wendete und fuhr Burrows' Schützenpanzer entgegen, der nun stoppte. Dahinter schlossen die anderen «half tracks» auf, auch die Panzer rasselten heran.

Die Infanteristen waren abgessessen, einige standen mit Burrows vor einem Telegrafenden- oder Telefonleitungsmast am Strassenrand, die meisten vertrat sich die Beine, immerhin sicherten einige mit der MPI im Anschlag das Gelände im Umkreis. In den offenen Pershing-Türmen standen die Panzerkommandanten und starteten durch die Feldstecher herüber.

«Also, was ist mit den Drähten?» fragte Timmermann.

«Völlig stumm! Eigentlich müssten sie doch summen oder brummen oder was immer deutsche Telefondrähte glauben tun zu müssen. Aber sie tun gar nichts. Einfach abgeschaltet!»

«Ausser Betrieb», sagte Timmermann. «Unterbrochen, irgendwo. Zerbombt. Zerschossen.» Zugführer DeLisio schüttelte hinter Burrows den Kopf, auch Zugführer Chinchar, heute mit gelbem Halstuch, verzog das Gesicht.

«Es ist überhaupt so still hier!» fuhr Leutnant Burrows fort. «Einfach unheimlich. Ich mach mir Sorgen, dass wir geradewegs in eine Falle hintertappen. Und du fährst drauflos wie beim Rodeo und merkst nichts und reitest uns alle mit rein!»

«Hast du Anhaltspunkte», fragte Timmermann, «ausser deinem Gefühl?» Der Junge wird mir doch nicht wieder durchdrehen, dachte er. Noch ein Anfall von Kampfmüdigkeit wäre zuviel. Ausgerechnet jetzt.

«Die Drähte eben. Das geht doch nicht, Timmy! Sollten wir sie nicht wenigstens durchschneiden?»

«Na komm, Jim! Wir müssen weiter. Wir sind schon hinter der Zeit. Der Alte steigt uns aufs Dach!» Eigentlich war Burrows ein guter Soldat, der erste aus Jersey City, der sich freiwillig gemeldet hatte. «Die Leitungen können unsere Nachrichtenleute vielleicht noch gebrauchen.»

Plötzlich wurde Burrows laut: «Du willst wohl, dass uns die ‚Krauts‘ in Remagen mit einer Militärkapelle empfangen?»

Timmermann lachte breit und freundschaftlich, gab ihm einen Schlag auf die Schulter und griff sich den Karabiner aus dem Jeep. «Ich regele dein Problem mit den Drähten. Pass auf!»

Er legte an, zielte sorgfältig, drückte ein paarmal ab, und tatsächlich kam sirrend ein Draht herunter. Dann sprang Timmermann in seinen Jeep, liess ihn mit durchdrehenden Rädern davonjagen, feuerte noch ein paarmal blind auf die Maste und die Leitungen und brachte wieder einen Draht zum Reissen. Weit hinter sich hörte er die Männer Applaus schreien. Er drehte um, raste zurück, bremste hart vor dem ersten Schützenpanzer und befahl: «Aufsitzen!» Die Männer kletterten auf die Wagen, die Laune war so gut wie den ganzen Morgen noch nicht.

«So, Jungs, Schluss mit dem Spass! Jetzt müssen wir ein paar Meilen hinter uns bringen. Am Rhein gibt's Urlaubsscheine. Der Alte hat sie schon in der Tasche. Alles klar?»

«Yessir!» kam es im Chor, als die Motoren wieder angeworfen wurden.

Timmermann atmete auf, als er wieder die Führung der Kolonne übernahm. Er hätte nicht gedacht, dass ihm ausgerechnet Burrows die erste schwierige psychologische Situation als Kompanieführer beschere würde. Aber er meinte sie ganz gut gelöst zu haben, mit einem Ex-trabonus an Respekt von seinen Männern. Und Spass hatte er dabei auch noch gehabt. Er war ziemlich stolz auf seine Ballerei. Er war ja auch erst dreiundzwanzig.

9.00 Uhr. «Machen Sie sich nicht gleich in die Hose, Herr Hauptmann!»

Zuerst merkte Hauptmann Bratge es am Nachlassen des Verkehrs. Aus der Eifel, über die Birresdorfer Strasse, vom Apollinarisberg herunter, kamen weniger Fahrzeuge. Auch aus Richtung Bad Godesberg trafen nur noch Nachzügler ein. Bratge hatte den paar Volkssturmmännern auf der Brücke eingeschärft, den Soldaten Auskünfte abzufragen. So setzte sich dann für ihn, trotz der fehlenden Verbindungen, ein Bild der näher kommenden Bedrohung zusammen. Von Bonn aus waren die Amerikaner rheinaufwärts bis Bad Godesberg vorgedrungen (da schoss jetzt die deutsche Artillerie vom Ostufer herein und richtete Schaden in einem Lazarett an, das voller deutscher Verwundeter war). Aus dem Eifeler Hinterland wurden amerikanische Operationen auf der gesamten, offenbar nach West ausgebuchteten Linie Fritzdorf-Bodendorf gemeldet. Da Hauptmann Bratge nichts von der Aufteilung der «Combat Commands A» und «B» in drei getrennte Angriffsspitzen wissen konnte, vermutete er ein Vorrücken nach klassischer deutscher Manier in breiter Front,

quer über die Eifel zum Rhein hin. Kurz nach neun kam von der auf dem Viktoriaberg postierten Brückensicherungskompanie ein Melder: aus westlicher Richtung sei Gefechtslärm von leichteren Waffen zu vernehmen.

Bratge holte daraufhin die letzten «Ostfreiwilligen» seiner Baubrigade «Posen I», die an der Brückenauffahrt nachschippten, vom Westufer herüber, ebenso was an kriegsgefangenen Russen der Nebelkompanie sich noch um die Rampe herumtrieb. Das fehlte noch, dass die Burschen einen Kleinkrieg auf eigene Faust anfangen! Er schickte sie alle in den Tunnel, schärfte den Bewachern und «Betreuern» höchste Aufmerksamkeit ein; keinem traute er über den Weg. Er streute dann das Gerücht aus, dass die Pioniere nunmehr linksrheinisch Minen legten (die sie nicht hatten). Falls ein Ostarbeiter Kontakt zum Feind aufnahm, konnte das Minen-Gerücht nützen. Die klammheimliche Schadenfreude in den Backenknochengesichtern der Ostarbeiter missfiel Hauptmann Bratge sehr.

Ein letztes Mal gelang dem Kampfkommandanten eine Verbindung mit dem Hauptquartier der Heeresgruppe B. Eine die Brücke überquerende Funkabteilung kannte die richtige Frequenz und das richtige Kennwort. Bratge bekam einen Leutnant May zu sprechen, der sich als Angehöriger des taktischen Stabs bezeichnete.

Vielleicht weil Bratge zu lange ohne Kontakt mit der Aussenwelt geblieben war, wollte er dem verdutzten Stabsoffizier, der mit «Festungsbereich Remagen» wenig anzufangen wusste, allzu viel auf einmal erklären: vom spurlos verschwundenen General Botsch, vom Verteidigungsbereich Bonn-Remagen, vom nicht vorhandenen Sprengstoff, von zwei von irgendjemand versprochenen Bataillonen und von der abhauenden Flak, ferner, dass Gott weiss was alles verhindert und er als Kampfkommandant mit besonderen Befugnissen ausgestattet werden müsse, und obendrein noch, dass aus der Eifel Gefechtslärm zu hören sei.

Leutnant May jedoch, überhäuft mit Informationen, die er in kein ihm bekanntes Schema, keine ihm vertraute Zuständigkeit einzuordnen vermochte (und die womöglich in seinen Ohren nicht einmal katastrophaler

klangen als andere Katastrophenberichte dieses Vormittags), reagierte unwirsch. Was Bratge als umso unverschämter empfinden musste, da er ja der Ranghöhere war.

Erst behauptete dieser Leutnant May, es sei doch alles in Ordnung, da das LXVII. Armeekorps und General Hitzfeld bereits alles Notwendige veranlasst hätten. Was dann Bratge wieder nicht begriff, weil er beide Namen noch nie gehört hatte, keine Anzeichen irgendeiner Veranlassung von Notwendigem ausmachen konnte und auch von dem Stabsleutnant keine Möglichkeit zur Kontaktaufnahme genannt bekam, da das «LXVII. Korpsoberkommando zur Zeit in Bewegung» sei.

Bratge erwiderte, er könne nicht warten, bis irgendein ominöses Korpsoberkommando wieder sesshaft würde; hinter den nächsten Hügeln würde bereits geschossen. Darauf der Leutnant: «Das müssten Sie als alter Frontoffizier nun wirklich unterscheiden können, dass der Gefechtslärm, den Sie da hören, von der Flanke des auf Bonn gerichteten Druckes stammt. Das hat doch mit Ihnen überhaupt nichts zu tun.»

Bratge verbat sich den Ton, versicherte, er habe sehr wohl zu unterscheiden gelernt, was eine Flanke und eine Hauptstossrichtung sei.

Stabsoffizier May behielt das letzte Wort: «Aber Herr Hauptmann, nun machen Sie sich doch wegen dem bisschen Knallerei hinter Ihrem Hügel mal nicht gleich in die Hosen...»

Das war mehr, als selbst Hauptmann Bratge von einer höheren Dienststelle hinzunehmen bereit war. Aber ob jener Leutnant May noch mitbekam, Hauptmann Bratge werde Beschwerde einlegen, ist fraglich. Es rauschte nur noch im Äther.

Früher am Vormittag hatte Bratge den Remagener NSDAP-Ortsgruppenleiter nach Bodendorf geschickt. Einmal, um zu erkunden, ob die in dem Ahrtaldorf hinter dem Reisberg gelegene Heeresgruppen-Telefon-Zentrale «Diana» irgendwelche Spuren hinterlassen hätte. Zum anderen, um nach Möglichkeit den Volkssturm von Bodendorf mit zur Verteidigung von Remagen herüberzuholen. Was der Ortsgruppenleiter nun nach seiner Rückkehr zu melden hatte, versinnbildlichte nur einen weiteren Stein, der aus der für so trutzig gehaltenen Mauer der deutschen Wehrhaftigkeit herausgefallen war.

In Bodendorf, beschrieb der Parteifunktionär, sei zwar Gefechtslärm nur von fern zu hören – aber die Bürger dort hatten schon mal vorsorglich weisse Tücher aus den Fenstern gehängt.

Unwillkürlich glitt Bratges Blick von der Brücke über Remagen und Erpel. Von den zerstörten und beschädigten Häusern dort schimmerte jedenfalls noch nichts Weisses – soweit er das durch den immer noch nicht ganz aufgelösten Dunstschleier erkennen konnte.

In beiden Städten hatte sich unterdessen das Gefühl verdichtet, dass die Front nicht mehr fern war. In Remagen gingen die letzten Leute, die in teil- und halbzerstörten Wohnungen hausten, in die Keller. Die in den Wäldern auf den Hügelhängen lagerten, wurden unschlüssig. Manche entschieden sich, zu bleiben, wo sie waren, und – sofern es noch nicht geschehen war – Splittergräben und Deckungslöcher auszuheben. Auch die Kinder mussten graben: jeder Zentimeter tiefer im Waldboden konnte das Leben retten. Andere wollten lieber zurück in die Keller ihrer Häuser: selbst die Mauern zerstörter Gebäude schienen ihnen stabiler. Im Grunde lief es so oder so auf eine Wette heraus.

In Erpel zogen viele Familien in den Eisenbahntunnel der Brücke um, auch die Familie Busch mit ihrem knapp sechzehn Jahre alten Sohn Klaus. Das Haus der Buschs, am Marktplatz, war das erste, noch unzerstörte Haus des Städtchens, von der Brücke aus gesehen.

«Schau es dir gut an, Junge», sagte Frau Busch. «Wir wissen ja nicht, ob wir es heil wiedersehen.»

In dem gekurvten Tunnel unter den zweihundert Metern Basaltfels der Erpeler Ley glaubten sich die Leute zunächst in völliger Sicherheit. Streichhölzer flammten auf, aber dann hörten sie es von den Ostarbeitern, die sich schon früher am Morgen hier niedergelassen hatten: da standen die zwei Tankwaggons mit dem Spezial-Flugzeugtreibstoff auf dem isolierten Gleisstück. Waren sie aus dem Regen – ohne erst in den Genuss der Traufe zu kommen – direkt in die Scheisse geraten?

Der junge Klaus Busch wollte sich das genau ansehen. Er bemerkte, dass an einem Tankwaggon ein Verschlussventil undicht war. Er sah,

dass es tropfte. Dass sich unter dem Schotter bereits eine Pfütze ausdehnte, konnte er riechen.

10.00 Uhr. Major Scheller träumt von neuer Kampflinie

Ein paar Kilometer vor Sinzig wurde Major Schellers Wagen neuerlich von Feldgendarmerie angehalten. Aber konnte man das noch Anhalten nennen? Seit über zwei Stunden steckten sie im Stau, alle fünfzehn bis zwanzig Minuten verlangte eine neue Streife Ausweise und Marschbefehle zu sehen. Die Durchführung der Kontrollen schien das einzige noch perfekt aufgezugene und auch funktionierende System in der Wehrmacht auf dem linken Rheinufer zu sein. Alle paar Kilometer Strassensperren, die den ohnehin zählflüssigen Fahrzeug- und Fuhrwerksverkehr durch Nadelöhre pressten. Entlang dieser nicht einmal im Schrittempo vorrückenden Kolonne kontrollierten Feldgendarmerie- und SS-Streifen. Die Absicht war klar: Versprengte zu neuen Einheiten zusammenzufassen. An Sammelpunkten neben den Sperren füllten sie sich auf. Deserteure hatten hier keine Chance, es sei denn, sie verdünnsierten sich schon vor Erreichen der Ahr- und Rheintalstrassen in den Dörfern und Städtchen, um – versteckt, in geborgter oder geklauter Zivilkleidung – auf bessere Zeiten, nämlich die Ankunft der Amerikaner, zu warten. Obgleich weiter rheinaufwärts Rheinfähren («Siebelfähren») verkehrten, drängte fast alles zur Remagener Brücke.

So entnervend der Stau auch war: Major Scheller nutzte die Zeit, um sich anhand seiner Karten mit den geostrategischen Gegebenheiten von Remagen vertraut zu machen. Major Scheller fühlte sich nun immerhin theoretisch in dem Hügelhalbkreis zu Hause, der Remagen vom Rhein zum Rhein umschloss. Mit der hoch aufragenden Erpeler Ley hinter der Brücke war der Festungsbereich Remagen ideales Verteidigergelände,

man musste nur diese Hügelkämme besetzt halten.

Major Scheller ging davon aus, dass frühere Kampfkommandanten die notwendigen Stellungen angelegt hatten und dass diese von dem – nach Auskunft General Hitzfelds – in Remagen stehenden Bataillon besetzt gehalten wurden. Soweit war die Verteidigung Remagens nicht viel mehr als eine klassische Manöverübung für den Anfängerlehrgang einer Offiziersschule. Standhalten war hier nur eine simple Frage von Truppen, Munition und Nerven.

Scheller wollte mehr. Wie würde sein General eine Schlacht um Remagen in Szene setzen? Scheller liess, während der Wagen immer mal wieder ein paar Meter vorrückte, Hitzfelds Heldentaten Revue passieren – Krim, Tatarengraben, Festung Sewastopol, Fort Maxim Gorki – und selbstverständlich auch die Verteidigungsanstrengungen von Hitzfelds Gegnern. Scheller blendete Bilder aus den Operationen seines Artillerie-Regiments 46 mit ein: Vormarsch in Frankreich, Vormarsch bis in den Kaukasus, die erbitterten Artillerieduelle in der gigantischen Gebirgslandschaft – nun, das half hier nicht viel, schwere Artillerie war wohl nicht verfügbar.

Aber aus den Kämpfen am Kuban-Brückenkopf konnte man Lehren ziehen. Auch das war eine Abwehrschlacht gewesen, eine Rückzugschlacht, mit einem Fluss als Rückfallbogen, davor eine beherrschende Linie, aufgebaut unter Ausnützung geringster Bodenvorteile, noch nicht einmal so günstig wie jetzt hier vor Remagen...

Schellers Blick hakte sich an einer schwarzen Linie fest, die von der Brücke nach Südwesten führte: die Eisenbahn-Verbindungsstrecke zum Ahrtal. Und wenn das *sein* Tatarengraben wäre?

Er stellte sich den durch das hügelige Gelände verlaufenden Bahndamm vor, die eine Seite des Rhein-Ahr-Dreiecks. Gelang es, den Bahndamm wirkungsvoll von der Brücke aus zu befestigen und gleichzeitig die Höhen vor Remagen stellungsmässig auszubauen – ja, dann hatte man hier schon eine Schere, in die sich der Feind erst einmal hineinbegeben musste, wenn er überhaupt nur ins Vorfeld des Brückenkopfes gelangen wollte...

Major Scheller sah sich vor General Hitzfeld stehen: der General beglückwünschte ihn zu seinem Brückenkopfkonzept, das es dem LXVII. Armeekorps ermöglichte, sich mit siegreichen Abwehrkämpfen noch im Vorfeld der Rheinfront Ruhm und Anerkennung zu verschaffen...

Die Eisenbahnlinie wollte ihm nicht aus dem Sinn. Er sah einen Panzerzug mit bedrohlicher Langsamkeit aus seinem Schlupfwinkel, dem Tunnel unter der Erpeler Ley, hervordampfen, über die Brücke rollen: geschützstarrend zog die Waggonschlange ihre Bahn, zielsicher jagten die panzerbrechenden Geschosse den Pershings und Shermans entgegen, die sich auf Hügeln und in Tälern vor der Verbindungsbahnstrecke zum Angriff auf den Brückenkopf aufgestellt hatten – und wo sie nach Norden auswichen, wurden sie von den Stellungen auf den Bergkämmen vor Remagen erreicht. Noch ehe die ersten feindlichen Tiefflieger aus den Wolken hervorbrechen konnten, war der Kanonenzug, eine Spur brennender Panzerwracks hinterlassend, wieder in den Tunnel zurückgekehrt...

Major Scheller erinnerte sich an den berühmten Flakpanzerzug des Leutnant Muhr, bei den Abwehrkämpfen auf der Krim. Das war schon nach der Räumung des Kuban-Brückenkopfes. Russische Panzer näherten sich, es war Ende Oktober, der Landenge von Perekop. Wenn wir da nicht unseren Leutnant Muhr gehabt hätten! Die Panzerung seines Kanonenzuges war eine geniale Improvisation. Einfache Güterwagen standen nur zur Verfügung, aber sie wurden im Bahnhof Wladislawowka mit zusätzlichen Wandungen versehen: zwei Lagen Bohlen und dazwischen Beton. Die Feuerkraft war nicht mal besonders gross: zwei 8,8-cm-Flak und einige Vierlingskanonen. Aber wie Leutnant Muhr mit dieser Festung auf Rädern gegen die russischen Panzer losdonnerte! Wo immer die bulligen «T 34» einer Gleisstrecke zu nahe kamen – und das mussten sie, wollten sie auf die Krim – , waren sie fällig. An der Landenge von Perekop, nach Nordwesten noch über den Tatarengaben hinaus – der Flakpanzerzug beherrschte die Landschaft. Gleich bei den ersten über-raschenden Ausfahrten schoss der Zug 24 Panzer ab.

Major Scheller, obwohl übernächtigt und angespannt, war jetzt guten

Mutes. Der Brückenkopf Remagen, wie er ihn auf der Karte sah, schrie geradezu nach einem Panzerzug. Tunnel, Brücke, Hügelstellungen, Bahndämme, die Erpeler Ley als beherrschender Punkt – tausend Möglichkeiten. Man musste sie nur zu nutzen wissen.

«Noch acht Kilometer, Herr Major», sagte der Fahrer. «Aber wenn wir nicht schneller vorankommen als bisher, dauert es noch mal eine Stunde...»

10.00 Uhr. Wie Timmermann tötet, um nicht zu sterben

Auf der kurzen Strecke zwischen Oeverich und Niederich geriet Leutnant Timmermann mit dem Panzer-Oberstleutnant Engeman aneinander. Engeman, als ranghöchster Offizier der auf Remagen angesetzten Stossgruppe, lernte den jungen Kompanieführer von seiner berüchtigten Seite kennen: arm an Respekt gegenüber Vorgesetzten, reich an Argumenten zur Verteidigung seiner Untergebenen. Timmermann jagte seinen Jeep voll aufgetautem Zorn in Gegenrichtung an den Mannschaftswagen seiner Kompanie vorbei, erreichte nach fast einem Kilometer die nachfolgenden Pershings des 14. Panzer-Bataillons. Timmermann drehte und fuhr neben Engeman mit.

«Sir!» rief er hinüber, «meine Leute fühlen sich im Stich gelassen, sie sehen die Panzer immer nur eine gute halbe Meile hinterherziehen, geraten jedesmal allein in Feindberührung. Tun Sie mal was für die Stimmung der Infanteristen!» Timmermann fing ganz gelassen an.

«Geben Sie mir bessere Strassen!» gab Engeman zurück.

«Die Strassen sind so gut und so schlecht wie bisher. Habt ihr Schiss vor einem Kratzer an euren feinen neuen Blechkarren?»

«Mann, Leutnant! Schauen Sie sich doch an, wie's hier zugeht.

Im letzten Dorf mussten wir hart nach links schwenken, im nächsten geht's wieder rechts, in dem dahinter wieder links, und auch danach nichts wie Kurven. Bei diesen Schwenkungen exponieren wir doch alle paar Meter unsere Flanken, da kann uns jeder reinballern.»

«Wir sollen euch wohl immer erst die Ballermänner von der Strasse putzen! Wenn das so ist, frag ich mich, wozu ihr überhaupt dabei seid. Da können wir den Scheiss doch gleich alleine machen!»

«Ich finde, Leutnant Timmermann», der Oberstleutnant wurde scharf, «Sie sollten dafür sorgen, dass Ihre Leute sich schneller bewegen! Wir sind zwei Stunden hinter der Zeit!»

«Und ich finde, Sir, wenn Sie verlorene Zeit einholen wollen, dann fahren Sie doch selber vorneweg.» Er grüßte übertrieben korrekt und brauste wieder nach vorn.

Tatsächlich griff bei Timmermanns Leuten eine unterschwellige Nervosität um sich. Vielleicht lag es an den versprochenen Ruhewochen am Rhein. Niemand wollte so kurz davor noch ins Gras beißen. Alle spürten, dass mit dem Erreichen des Rheins die vorletzte, vielleicht sogar letzte Etappe des Krieges erreicht wurde. In den Ardennen hatten sie keinen Cent mehr für ihr Leben gegeben. Jetzt war es ihnen wieder Millionen Dollar wert. Da riskiert man es nicht mehr gern.

Schon als sie in den Ardennen ihre Stellungen bezogen, hatte man ihnen versprochen, der Krieg sei so gut wie vorbei. Sie kamen als Ersatz für eine Division, die mit den ersten Landungsbooten in der Normandie an Land gegangen war, sich dort am Strand festgekrallt und vor den Betonbunkern des Atlantikwalls viel Blut gelassen hatte. Das alles wussten Timmermann und seine Männer nur aus den Zeitungen. Zur Zeit der Invasion robbten sie noch bei Manöverübungen durch die kalifornische Wüste. Und während die Invasionstruppen den Feind aus Frankreich hinaustrieben, absolvierten sie in den Sümpfen Louisianas den zweiten Teil ihrer Ausbildung.

Erst Anfang Dezember 1944 übernahmen sie den stillen Frontabschnitt zwischen Bastogne und St. Vith. Von ihren heimreisenden Vorgängern wurden die zwar gutausgebildeten, aber völlig kampfunerfah-

renen grünen Jungs angefrotzelt: «Wir haben schon alles für euch erledigt. Ihr braucht nur noch in Berlin die Kapitulationsurkunde abzuholen. Schickt uns eine Postkarte!»

So froren sie sich in den Ardennen wartend die Füße ab, fragten sich, ob sie überhaupt noch dazu kämen, ihre einexerzierte Gefechtskunst anzuwenden, und alles, was sie von deutscher Seite zu hören bekamen, waren die nachts über Lautsprecher ausgestrahlten Radioreden der Nazi-Engländerin «Axis Sally».

Da brach, urplötzlich, in der Morgendämmerung des 16. Dezember 1944 die Hölle über sie herein. Mit einem infernalischem Artillerie-Trommelfeuer jagte die deutsche Ardennen-Offensive sie in die hartgefrorenen, eiswassergefüllten Schützenlöcher. Noch ehe sie begriffen, dass dies der Krieg war, wie er wirklich aussieht, lag ein Viertel der Truppe mit zeretzten Gliedern im blutrot gefärbten Schnee, sahen sie über weite, weisse Hänge deutsche Tiger-Panzer wie Schwärme riesiger Heuschrecken auf sich zukriechen, aus Hunderten Rohren feuern. Sie versuchten sich an ihre Ausbildung zu erinnern; der Trommelfeuerdonner hatte alles weggeblasen, nur ein paar bis zur Automatik eingedrillte Bewegungen retteten dem einen oder anderen das Leben. Sie waren eingekesselt, ein Teil in St. Vith, ein Teil in Bastogne, die Deutschen waren mitten durch ihre schwache, dünne Frontlinie hindurchgefahren.

Es dauerte Tage, bis sie sich fingen. Entsetzliche Tage, an denen wegen Schnee und niedriger Wolken keine amerikanischen Flugzeuge eingesetzt werden konnten. Tage und Nächte, in denen die im russischen Winterkrieg erfahrenen Deutschen in ihren weissen Tarn-Kampfanzügen (die US-Truppen hatten nichts dergleichen) sich immer wieder mitten unter ihnen plötzlich aus dem Schnee zu erheben schienen, weisse Schneegespenster, die eiskalt rundum feuerten, sie dezimierten. Da erst lernten sie, wirklich zu kämpfen – ums Überleben. Nicht nur mit dem Gewehr, auch mit Dolchen und Messern, mit den nackten, rotgefrorenen Händen.

Sie lernten hassen, als sie erfuhren, wie ihre Kameraden von der SS-Kampfgruppe Peiper bei Malmedy als entwaffnete Gefangene brutal niedergemetzelt wurden.

Sie lernten, mit den Achseln zu zucken, als amerikanische Soldaten

mit deutschen Gefangenen es nicht viel anders machten.

Die Eingeschlossenen von St. Vith, Leutnant Timmermann war unter ihnen, konnten sich durchschlagen – aber zum erstenmal hatte eine amerikanische Kompanie eine Stellung aufgegeben. Die Eingeschlossenen von Bastogne, unter ihnen Leutnant Mac-Master mit seiner C-Kompanie, wurden von General Patton gerettet – aber zum erstenmal in diesem Krieg hatten sich amerikanische Truppen in eine Falle locken lassen.

Ihren ersten, kleinen Sieg errangen sie erst, als sie wirklich ihr Leben wegwarfen, um ihre in Gefangenschaft geratene Küchenkompanie (mit dem Pfannkuchenbäcker Kentucky Drake) herauszuhauen, weil sie für diese Kameraden ein ähnliches Schicksal befürchteten, wie jene in Malmedy es erlitten hatten.

In St. Vith und Bastogne hatten sie, die grünen Jungs frisch aus den Staaten – Milchmänner wie Chinchar, Pizzabäcker wie DeLisio, Buchhalter wie Burrows, Gelegenheitschlosser wie Timmermann –, auf die bittere Tour gelernt, was Krieg wirklich ist: mit hehren Kriegszielen hatte Krieg am wenigsten zu tun, aber mit Hass gegen Menschen, die einen töten wollen, obwohl man sie nicht kennt; mit Kameradschaft für Menschen, die man vor dem Getötetwerden rettet, obwohl man sie sich vielleicht nie zu Kameraden ausgesucht hätte. Nun wussten sie das. Nun waren sie Soldaten. Nun wussten sie, dass das ein mieser Job ist. Aber den beherrschten sie gut...

Das Dorf vor ihnen hiess Niederich. Es lag in einer sanften Talsenke. Beim Näherkommen sah Leutnant Timmermann, dass sich hinter den Häusern eine Gruppe von deutschen Soldaten im Laufschrift zurückzog. Ein Spähtrupp? Vorgeschobene Beobachter einer grösseren Einheit?

Timmermann hob die Hand. Die Schützenpanzer preschten vor. Alle MGs auf den Wagen feuerten. Entkommen war für die Flüchtenden nicht möglich. Sie blieben stehen, warfen die Waffen weg, hoben die Hände. Timmermann liess einige seiner Leute absitzen, die Gewehre und MPis entschert. Timmermann winkte die Feldgrauen heran.

Nun riefen sie wieder, wie immer, wenn es vorbei war: «Kamerad! Kamerad!»

Die GIs warteten. Auch das gehörte zum Job. Nach und nach senkten sich die Waffen. Es war kühl. Seltsam, dachte Timmermann, deutsche Dörfer habe ich mir immer, nach allen Erzählungen in West Point, Nebraska, mit dem Gackern von Hühnern vorgestellt. In den Dörfern, die wir sehen, herrscht stets Totenstille. Alles, was da sonst gackert, grunzt, muht, meckert, wiehert, ist wohl längst aufgegessen. Kein Wort, kein Laut, kein Geräusch. Nur: «Kamerad!» Die Männer mit den erhobenen Händen grinsten etwas dümmlich – wie eben Leute grinsen, die ein Spiel verloren haben und doch hoffen, dass nichts Schlimmes nachkommt. «Kamerad...!»

Jetzt standen sie vor den GIs. Männer zwischen zwanzig und fünfzig, einer war Oberleutnant. Timmermann blickte auf seine Männer, überlegte, wen er diesmal mit den Gefangenen zurückschicken sollte.

Er ahnte die Bewegung des Oberleutnants, ehe es knallte. Aber auch die anderen mussten es gespürt haben. Ein halbes Dutzend Gewehre feuerten ohne Kommando. Der Offizier torkelte, stürzte, starb. Seine Pistole hielt er immer noch umklammert.

Die Gefangenen schrien: «No shoot! Kamerad! Officer crazy! No shoot!»

Die GIs schossen nicht. Auch das hatten sie gelernt. Krieg war ein Job. Sie taten nicht mehr, als sie mussten.

«Warum hat er das getan?» Timmermann sprach einen Feldgrauen auf Deutsch an, was er selten tat.

«Wir haben's nicht vorher gewusst, bestimmt nicht!»

«Warum, verdammt noch mal, hab ich gefragt!» donnerte Timmermann ihn an.

«Ich weiss es nicht. Er war verrückt. Ein Narr, verstehen Sie?» Er tippte mit dem Finger an die Stirn. «Verrückt. Der Krieg ist doch vorbei.»

«Begrabt ihn», sagte Timmermann.

Er ging zu den Wagen zurück. Einer seiner Männer, der mitgeschossen hatte, stand da und kotzte.

«Schlecht gefrühstückt?» sagte Timmermann.

«Sorry, Sir», sagte der Junge, als er nicht mehr würgen musste. «Aber wenn man einen Mann erst mal so rankommen sieht, sein Gesicht, seine

Augen, bisschen nachdenkt, was er für einer ist – und dann...»

«Kotz dich nur aus, mein Junge», sagte Timmermann. «Wenn der Krieg vorbei ist, wollen wir ja nicht alle ohne Seele dastehen ...»

10.00 Uhr. Hitlers letzte «Wunderwaffe» verpufft

Vom Luftschutzkeller der Villa Heimann machten die älteren Leute ein paar Schritte vor die Stahltür, um frische Luft zu schnappen. Rheinaufwärts waren schemenhaft die Ruinen der Stadt zu erkennen. Der Dunst über dem Rheintal umschleierte die Brückenbögen. Ein schöner Anblick, dieses verschwommene Grau in Grau: Da kamen die Flieger nicht.

Während die Remagener sich unter der Villa Heimann und in einigen anderen Unterständen in ihrer primitiven Obdachlosigkeit bereits eingerichtet hatten, fingen die Erpeler damit im Tunnel unter ihrer Ley erst an. An den Eingängen bauten sie sich aus Sperrmüll, Schwellen und Bohlen zwei Barrikaden, als Splitterschutz. Frauen, Kinder, alte Männer arbeiteten einträchtig mit etlichen Russen und Polen. Thermosflaschen wurden gereicht, Krusten Brot, Scheiben Speck. Gesetze, die solchen freundschaftlichen Verkehr unter Strafe stellten, schienen vergessen. Schweigend ging Bratge an ihnen vorbei. Niemand zollte ihm einen anerkennenden Blick. Niemand wollte viel von einem Kampfkommandanten wissen...

Bratge war noch etwa 20 Meter vom Tunneleingang vor der Brücke entfernt, als jaulendes, knallendes Getöse in den Stollen drang und vielfach von den Wänden widerhallte. Hinten im Tunnel warfen sich die Menschen auf den Schotter. Hauptmann Bratge stürmte nach vorn, erreichte Friesenhahn und Kleebach hinter dem Mauervorsprung. Sie sahen Soldaten auf der Brücke, die sich in Deckung geworfen hatten.

«Das kommt vom Viktoriaberg!» keuchte Kleebach.

Der Hügel lag im Dunst. Durch die grauen Schleier zuckten Hunderte Blitze. Greller Donner schmetterte rollend durchs Rheintal. Hundertfach. Tausendfach.

Allmählich merkten alle, dass es wohl blitzte und knallte, aber um sie herum nichts einschlug, nichts drohte. Aber was war dann auf dem Viktoriaberg los?

Gegen zehn Uhr stand dort Leutnant Schröder immer noch mit neuen «Fön»-Geräten und 10'000 Raketen da. Seine Leute hatten zwar die Geheimwaffen inzwischen auseinandermontieren können. Aber mit dem Ochsespann war bisher nur der Abtransport von drei Werfern möglich gewesen. Der einzige Lastwagen der «Flak-Lehr- und -Versuchsabteilung 900» war mit Oberleutnant Peters rechtsrheinisch unterwegs, er brachte die zerlegten Geräte über Rheinhausen und Bruchhausen zum vorläufigen neuen Standort Kalenborn. Unterdessen bauten befehlsgemäss auch die rechtsrheinischen «Fön»-Züge weiter ihre Geräte ab. In den Hängen auf dem rechten Rheinufer beaufsichtigten die Zugführer Leutnant Schädla-Ruhland und Oberwachtmeister Kopp die Arbeiten. Da hörten sie plötzlich Gefechtslärm hinter den Hügeln Remagens. Gleichzeitig wurde aus nie geklärten Gründen Luftlandungsalarm gegeben. Leutnant Schädla-Ruhland hielt eine unmittelbare Gefahr für die auf dem Viktoriaberg verbliebenen «Fön»-Geräte gegeben. Unverzüglich jagte er einen Melder dorthin los, wo Leutnant Schröder die einzig mögliche Konsequenz zog. Da er nichts mehr abtransportieren konnte, jagte er alles in die Luft. Die 10'000 «Fön»-Raketen – die einzige Munitionssorte, die im «Festungsbereich Remagen» ausreichend vorhanden war – setzten sich mit gewaltigem Gezisch, Geschnürte und Geknalle auf dem Hügel in explosive Bewegung, ebenso eindrucksvoll wie sinnlos. Ein Feuerwerk der Frustration und der Fehlplanung. Die Männer der Halbbatterie nahmen ihre Siebensachen und strebten zu Fuss der Brücke zu. Eine von Hitlers hoffnungsvollsten Geheimwaffen hatte ausgedient. Ein Flugzeugabschuss war dem «Fön» übrigens nie gelungen.

Nach und nach begriffen die Hauptleute Bratge und Friesenhahn, die Zivilisten im Tunnel, die Trümmerbuddeler in Remagen, die kampieren-

den Familien an den Remagener Berghängen und die Obdachlosen im Bunker der Villa Heimann, was die Ursache des Donnergetöses war. Und da nicht alle die vertrackte Sache mit der hinderlichen Neigungsgrenze bis zu lediglich + 15 Grad kannten, missdeuteten sie lange Zeit die Sprengung. Viele hielten sie für ein Zeichen, dass die kampflöse Übergabe von Remagen geplant war. Und freuten sich mehr oder weniger heimlich. Zu früh...

11.00 Uhr. Familie Allmang hat Angst

Das Waldschlösschen, oben auf dem Apollinarisberg, war immer schon ein beliebtes Ausflugsrestaurant. Unter hohen Bäumen, links an der Strasse von Birresdorf gelegen, war es in friedlichen Zeiten die letzte Rast der Eifelwanderer vor dem Abstieg nach Remagen. Und für Ausflügler, die sich von Remagen hoch nur einen einstündigen Spaziergang zumuten wollten, bot der deftige Mittagstisch der Familie Allmang in dem rustikalen Gastraum ausreichend Stärkung und Gemütlichkeit, ehe sie vielleicht über den Höhenweg zur Waldburg wieder von Süden her in die Stadt hinunterschlenderten. Am liebsten waren den Allmangs und ihren Töchtern jedoch solche Gäste, die nach dem Mittagsbrot noch ein wenig durch das Wäldchen auf dem Apollinarisberg streunten, sich vorn auf der Bergnase in die Sonne setzten und den Ausblick ins Rheintal und über Remagen hinweg bis zur «Goldenen Meile» genossen. Denn solche Spaziergänger kamen zu Kaffee und Kuchen wieder, ehe sie zum letzten Rheindampfer nach Bonn oder Köln talwärts gingen. Manche blieben freilich an den lustigen Gastraum- oder Gartentischen so lange sitzen, dass sie nicht mehr die Zeit hatten, die gewundene Landstrasse nach Remagen einzuschlagen, sondern den zwar direkten, aber recht steilen Waldpfad schnurstracks den Berg hinunternehmen mussten; darauf ge-

langten sie gleich hinter der Apollinariskirche ans Rheinufer, bei der Landstrasse und der Eisenbahn.

Reich waren die Allmangs mit ihrem Waldschlösschen nicht geworden, und jetzt hatten sie kein Brot mehr, kein Bier, weder Milch noch Eier, nur noch einen halben Korb Kartoffeln.

Joseph Allmang stand auf der Birresdorfer Landstrasse vor seinem Haus, das gespenstisch leer wirkte, und betrachtete das Schild «Restaurant-Café» über dem Eingang. «Der reinste Hohn», dachte er und schüttelte den Kopf. Und er dachte auch: «Bloss nicht ans Essen denken, das macht nur Hunger!» Das wusste er noch aus dem Weltkrieg.

Plötzlich hörte er Schritte hinter den Bäumen der nächsten Biegung. Nagelstiefel. Ein Trüppchen Feldgrauer näherte sich, die Stahlhelme am Koppel und die Haare wirr über der Stirn.

«Hinter uns kommen gleich die Amerikaner!» keuchte einer im Vorübermarschieren. «Wir machen, dass wir noch über die Brücke kommen! Meister, habt ihr einen Schluck Wasser?»

Allmang sprang ins Haus. Seine Tochter Annie, die den Zuruf gehört hatte, kam schon mit einer Kanne.

Der Soldat schluckte hastig. «Panzer», sagte er. «Jede Menge Panzer!» Dann stolperte er hinter seinen Kameraden her.

Allmang horchte in den Wald hinein. Zwischen der Kalmuth und dem fast 300 Meter hohen Scheidskopf knatterten Karabiner und Maschinengewehre.

«Besser», sagte Allmang zu seiner Frau und seinen Töchtern, «ihr geht schon mal in den Keller!»

«Und du?» sagte Frau Allmang.

«Im letzten Krieg haben sie oft Tage gebraucht für einen halben Kilometer», sagte er, kam aber doch mit.

«Das ist nicht der Krieg, den du kennst, Papa», meinte seine Tochter.

11.10 Uhr. Major Scheller marschiert nach Remagen – zu Fuss

«Jetzt reicht's mir!» fluchte Scheller.

Vor Remagen bewegte sich nichts mehr. Auf der Strasse von Sinzig her stauten sich Laster, Kettenfahrzeuge und Fuhrgespanne zu zweit und, wo es ging, sogar zu dritt nebeneinander.

«Nichts zu machen, Herr Major», sagte Schellers Fahrer. «So wie's aussieht, können wir hier stehen bleiben, bis die Russen von der Oder hier sind!»

Scheller überhörte das. «Zu Fuss bin ich schneller», sagte er und öffnete die Wagentür. «Sie fahren zurück zum Stab. Ich brauche hier keinen Wagen.» Er warf seinen langen, pelzgefütterten Ledermantel über, den er schon quer durch Russland, einmal hin und wieder zurück, getragen hatte. Es war kalt, und Nieselregen fiel.

Scheller, die Hände tief in den Manteltaschen, schritt schnell aus. Seine Blicke wanderten derweil immer wieder von der Erpeler Ley über die Remagener Höhen, um das theoretische Kartenbild in die Landschaft zu übertragen. Je näher er der Brücke kam, umso mehr beunruhigte ihn das völlige Fehlen von Verteidigungsstellungen, wie man sie beim Vorhandensein mindestens eines gefechtsbereiten Infanteriebataillons erwarten musste.

Mit jedem Schritt auf die Brücke zu wuchs seine Unruhe...

11.15 Uhr. Endlich Sprengstoff für die Brücke

Nicht zum erstenmal an diesem Tag, der für ihn ja schon um drei Uhr früh begonnen hatte, geriet Hauptmann Bratge von einer heissen in eine eiskalte Dusche.

Soeben traf ein Melder von der auf dem Viktoriaberg eingegrabenen Brückensicherungstruppe unter Feldwebel Rothe ein und teilte ihm mit,

es sei deutlich Infanteriewaffenfeuer von der Birresdorfer Strasse, etwa in der Höhe des Scheidskopfs, hörbar geworden: eine feindliche Vorhut, offenkundig im Anmarsch auf den Viktoriaberg.

Das wäre, dachte Bratge, eindeutig der Moment, die letzten Vorbereitungen zur Sprengung der Brücke zu treffen – wenn wir Sprengstoff hätten. Während er das dachte, verfolgte er den Weg eines einzelnen Lastwagens, der auf der Ostuferstrasse aus Richtung Linz herunterkam, dem Hauptverkehrsstrom entgegen. Der Lkw hatte bereits Kasbach passiert und quälte sich durch den Gegenverkehr auf die Brücke zu. Wenn der jetzt auch noch in Gegenrichtung über die Brücke will, dachte Bratge, gibt's ein Chaos, und das muss ich verhindern.

Der Wagen hielt an der rechtsrheinischen Brückenabfahrt an. Kurz darauf kam der Pionierhauptmann Friesenhahn im Geschwindschritt über die Brücke. «Menschenskind, es hat doch noch geklappt!» keuchte er. «Der Sprengstoff... Eben angekommen ... Der ganze Lkw voll...»

Bratge rief: «Wie im Kino! Im letzten Augenblick werden die Helden gerettet...!» Sofort setzte er sich mit Friesenhahn zum anderen Ufer in Marsch.

Nun konnten sie die Brücke den Amerikanern vor der Nase in die Luft sprengen. Es ging mal wieder alles in letzter Sekunde gut aus, wie schon manchmal in seinem Leben. Es war fast genau wie damals mit der Schwarzen Reichswehr und seiner Lehrerstellung – kalte Dusche, heisse Dusche.

Immer unheimlicher war ihm seinerzeit, Anfang der 20er Jahre, das Treiben des Majors Buchrucker geworden. Immer mehr entwickelte sich die Schwarze Reichswehr, die Parallelarmee Buchruckers, zu einer Verschwörertruppe. Bald war es auch kein Geheimnis mehr unter den Männern, dass Buchrucker einen Staatsstreich plante. «Wir holen nach, was die Kameraden Kapp und Lüttwitz versäumt haben!» war die Parole. Das Parlament in Berlin – die «Quasselbude», wie sie es nannten – sollte im Handstreich umstellt, die Regierungsgebäude besetzt, die Reichswehrführung, sofern sie nicht mitmarschierte, in Schutzhaft genommen

werden. Bereits kursierten geheime Listen mit den Namen der zukünftigen Staatsführer, alles Generale natürlich und ein paar Obersten.

Der junge Bratge geriet damals in Gewissensnot. Ein Feigling war er nicht, natürlich nicht, das hatte er bewiesen in den Kämpfen um Schlesien, in der Schlacht am Annaberg. Aber da war es gegen die Polen gegangen, um die deutsche Heimat. Was jetzt bevorstand, war Bürgerkrieg. Nun würden Deutsche auf Deutsche schiessen, Reichswehr auf Reichswehr, und damit musste der einzige stabile Faktor, den es im Reich noch gab, ehe er voll erstarkt war, zusammenbrechen. Major Buchrucker war grössenwahnsinnig, Bratge hatte es ja immer geahnt. Doch konnte er – Bratge – sich aus der Loyalität lösen?

Da war es ein Glück für Bratge, dass ein alter Schutztruppenkamerad aus Polen-Kampfzeiten auftauchte, jetzt höherer Offizier im Schulwesen der Reichswehr.

In ihren Kasernen hatte die Reichswehr, angesichts der Elendsmassen arbeitsloser Soldaten, ein Ausbildungssystem für zivile – freilich auch der Armee nützliche – Berufe geschaffen, klug strukturiert, in vier Stufen gegliedert.

Da gab es Höhere Schulen, die Abitureife vermittelten, «Militäranwärter»-Schulen, die auf den Verwaltungsdienst vorbereiteten, Mittelschulen, die Unteroffiziere eine solide Mittelschulbildung verpassten, und schliesslich gab es Technische Fortbildungsschulen, für alle Mannschaftsdienstgrade, die zu Facharbeiterabschlüssen für Handwerker- und Industrieberufe hinführten.

Bratge hatte in einer solchen Kasernen-Fachschule kaum sein Lehramt angetreten, als Major Buchrucker am 20. September 1923 seinen Schwarzen Putsch auslöste.

✓

Ein paar Scharmützel fanden statt. Bratge verbrachte schlaflose Nächte. Wäre sein Platz jetzt nicht an der Seite der Kameraden gewesen? Der Aufstand brach schnell zusammen. Die Reichswehr, die höhere Ziele verfolgte, liess nicht mit sich spassen. Ein paar Tote und Verwundete, und der Rebellen-Major gab auf. Buchrucker wurde von einem unter Ausschluss der Öffentlichkeit tagenden Sondergericht zu 100 Millionen Inflationsmark (gleich zehn Goldmark) Geldstrafe sowie zehn Jah-

ren Festungshaft verurteilt, wovon er freilich dank eines Gnadenerlasses Hindenburgs nur vier Jahre absitzen musste (aber etliche seiner Offiziere fanden sich bei Röhms SA wieder zusammen).

Ja, das war für Bratge eine Zeit der heiss-kalten Wechselduschen gewesen, und doch war am Ende alles gut ausgegangen, hatte er schliesslich doch, ohne faule Kompromisse schliessen zu müssen, sein fest ins Auge gefasstes Ziel einer Lehreranstellung erreicht. Warum sollte er diesmal aus den ihm auferlegten Charakterprüfungen – und für solche hielt er die Widrigkeiten des Lebens – weniger glücklos und gefestigt hervorgehen? Die Ankunft des Sprengstoffes bewies es. Nur nie verzaugen!

Die Pioniere luden bereits ab. Hiwis schleppten Kisten die Rampe hoch. Hauptmann Bratge, noch seinen euphorischen Ende-gut-alles-gut-Gedanken nachhängend, bemerkte nicht gleich die verbissenen Gesichter der Pioniere und die feixenden Visagen der Hiwis. Dann aber schrie er in den Haufen der «Brigade Posen I» hinein: «Was gibt's hier zu grinsen? Antwort!»

«Herr Hauptmann, die machen de Aap mit uns!» sagte Jakob Kleebach.

Bratge, des Rheinischen immer noch nicht ganz mächtig, fuhr Friesenhahn an. «Was soll das heissen?»

«Dat die uns betuppt haben», übersetzte Friesenhahn halbwegs. «Auf den Arm genommen. Beschissen.»

«Aber das ist doch Sprengstoff!» sagte Bratge mit einem Blick auf die Kisten, die an ihm vorbeigetragen wurden.

«Kein Ekrasit», erklärte der Pionierchef. «Nur Donarit. Das wird in Steinbrüchen oder bei Erdarbeiten für sanfte Sprengungen benutzt.»

«Kann man denn nicht auch damit...»

Friesenhahn und Kleebach schüttelten den Kopf. «Ausserdem sind es nicht sechshundert Kilo, sondern nur dreihundert.»

«Verdammter Scheibenkleister», fluchte Bratge.

«Sie sagen et genau, Herr Haup'mann», meinte Kleebach. «Viel besser als Scheibenkleister wirkt dat nit. Ein bisschen ‚Päng‘ macht et schon, aber dat is auch fast alles.»

«Wer ist für diesen Irrtum verantwortlich?» wollte Bratgewissen.

«Das Zeug kommt vom Höheren Pionierstab der 5. Armee. Unsere Anforderung von vorgestern, über General Botsch. Aber ob man den jetzt für Beschwerden erreichen kann...»

«Sicher ist das nur die erste Hälfte der Lieferung», beharrte Bratge. «Da kommt bestimmt noch ein zweiter Lkw.»

Hauptmann Friesenhahn winkte ab. «Den Fahrer habe ich befragt. Es gibt keinen zweiten Transport.»

«Wir können doch trotzdem...», begann Bratge.

Friesenhahn war ihm Voraus. «Natürlich füllen wir alles in die Sprengkammern ein. Aber Sie wissen, dass unsere Berechnungen auf sechshundert Kilo Ekrasit beruhen. Feldwebel Kleebach hat bereits mit neuen Verteilungsberechnungen aufgrund der veränderten Lage begonnen. Wir bleiben beim Prinzip der Vorsprengung auf der linksrheinischen Zufahrtsrampe und der Hauptsprengung an den Widerlagern des Brückenmittelbogens. Aber...»

«Wir können die Brücke also trotzdem sprengen?» Wieder einmal stieg Bratges Hoffungspegel.

«Garantieren kann ich da nix», sagte Kleebach. «Ob das so noch funktioniert – das wissen wir erst nach dem Knall.»

«Die Amerikaner stehen unmittelbar vor dem Apollinarisberg», sagte Hauptmann Bratge und erhob seine Stimme. «Ich weise Sie hiermit nachdrücklich auf die strengen Massnahmen des Führerbefehls hinsichtlich der Sprengung kriegswichtiger Anlagen hin!»

«Dann empfehle ich Ihnen, den fehlenden Sprengstoff auch beim Führer direkt zu reklamieren!» sagte Friesenhahn, drehte Bratge den Rücken zu und ging auf den Tunnel zu.

Wütend stapfte Bratge über die Brückenplanken zum anderen Ufer zurück.

Kleebach sah erst dem einen, dann dem anderen Hauptmann nach und zuckte die Achseln.

11.20 Uhr. US-Leutnant Timmermann hat die Brücke im Visier

Der Wald beiderseits der Birresdorfer Strasse hallte wider von Karabinerfeuer und MPi-Salven. Zwischen der Kalmuth und der Schweisberger Höhe bewegte sich die A-Kompanie des 27. US-Panzergrenadier-Bataillons umsichtig und langsam auf den Apollinarisberg zu. Kompaniechef Karl Heinz Timmermann liess seinen Jeep im Schrittempo über die nun leicht abwärtsneigende Birresdorfer Strasse rollen. Hinter ihm folgten die Schützenpanzerwagen der C-Kompanie von Leutnant William MacMaster, und weiter zurück – aber man konnte ihr dumpfes Kettengerassel hören – die Pershing-Panzer des 14. Panzer-Bataillons. Die Feuerstösse der Infanteristen im Wald waren bisher nicht erwidert worden. Aber da die Soldaten den dichten Wald als bedrohlich empfanden – wie kürzlich in den Ardennen – und da sie morgen als Urlauber und nicht als Leichen nach Paris und London reisen wollten, hielten sie mit ihren Feuerspritzen voll auf jedes verdächtige Gebüsch, jeden phantasieanregenden Baumwuchs, jedes flüchtende Getier im dichten und in den letzten Kriegs jähren nicht mehr gesäuberten Unterholz.

In der Kalmuth durchlöcherten sie die Baracken des verlassenen SS-Lagers; auf dem Plattborn, zwischen dem Scheidskopf und der Schweisberger Höhe, die des ehemaligen HJ-Lagers. Den zwei oder drei Waldgehöften auf ihrem Vormarschstreifen näherten sie sich behutsam, bis sie sich von der Friedfertigkeit der Bewohner überzeugt hatten. Aber das kleine Pumpwerk zwischen der Schweisberger Höhe und dem Waldschlösschen hielten sie für einen Bunker und bewarfen es mit Handgranaten. Es leistete ebenfalls keinen Widerstand. Doch je länger jede Spur vom Feind ausblieb, umso stärker fürchteten sie, wie die letzten Idioten in eine ganz besonders perfide Falle zu tappen. Selbst Oberstleutnant Engeman und Leutnant Timmermann hatten es inzwischen aufgegeben, sich über Funk zweideutige Freundlichkeiten an den Kopf zu werfen, und wandten den sie einschliessenden Wäldern ihre ungeteilte Aufmerksamkeit zu.

Leutnant Timmermann stoppte seinen Jeep, als er hinter der Abzweigung des Waldwegs zur Kalmuth, knapp 200 Meter voraus, unter den hohen Bäumen am linken Strassenrand das Waldschlösschen aufschimmern sah.

Timmermann liess die Männer links von der Strasse zu einer Einkreisungsaktion einteilen. Er selbst rückte mit den Männern rechts im Wald vor und bildete mit ihnen von der Strassenseite aus eine Schützenkette gegenüber dem Gebäude. Er umschlich mit Sergeant Chinchar zweimal das Haus, in dem sich nichts zu rühren schien. Dann trat er die Tür ein, die nicht verschlossen war.

Er stand Frau Allmang gegenüber, die gerade Tischtücher auseinanderfaltete, um sie als weisse Fahnen ins Fenster zu hängen.

«Guten Tag», sagte Frau Allmang.

«Guten Tag», erwiderte Karl Heinz Timmermann auf Deutsch.

«Setzen Sie sich doch. Ich bin Frau Allmang.» Frau Allmang wies auf die Stühle am Stammtisch.

Timmermann schüttelte den Kopf, aber die MPI hatte er schon sinken lassen. «Sind Soldaten im Haus?»

«Nein. Nur mein Mann, meine Töchter und meine Enkelkinder. Im Keller.»

«Watch the lady», sagte Timmermann zu DeLisio. «Pass auf die Dame auf, während ich mir den Rest der Familie vorstellen lasse.» Dann wieder zu Frau Allmang, auf Deutsch: «Rufen Sie Ihre Familie herauf. Die Leute sollen einzeln kommen.»

Frau Allmang ging zur Kellertür und rief die Treppe hinunter: «Kommt doch rauf, hier sind ein paar junge amerikanische Herren...» Als wäre es eine Reisegesellschaft. «Aber kommt einzeln, die Herren sind etwas misstrauisch.»

«Nicht misstrauisch», sagte Timmermann, «nur vorsichtig. Und Sie wollen ja sicher auch keinen...», er suchte ein deutsches Wort, fand es aber nicht, «...keinen ‚trouble‘ in Ihrem Haus.»

Frau Allmang lächelte. Sie zeigte auf die weissen Tischtücher. «Muss ich die noch raushängen? Ich meine, wo Sie ja schon hier sind?»

«Es ist besser. Es kommen noch andere Truppen nach. Kein... ‚trouble‘ ist immer besser.»

«Kein Ärger», korrigierte Frau Allmang und lächelte.

«Richtig. Kein Ärger.» Nun lächelte Karl Heinz auch. Zum ersten Mal. Er gab einem seiner Männer einen Befehl. «Häng mal die Tücher raus. An jedes Fenster eins. Du wirst doch nicht eine feine alte Lady, die deine Oma sein könnte, so eine blöde Arbeit machen lassen. Häng sie auch aus den Fenstern in den oberen Stockwerken.» Der GI grinste und packte sich die Tücher unter den Arm.

Joseph Allmang kam als erster durch die Kellertür. Er hielt die Hände über dem Kopf.

«Das ist mein Mann», stellte Frau Allmang vor. Dann, als die jungen Frauen mit den Kindern auf den Armen erschienen: «Und das sind meine Töchter, mit meinen Enkelkindern.»

«Sie können die Hände runternehmen», sagte Karl Heinz zu dem alten Allmang. «Setzen Sie sich bitte alle um den Tisch. Wo sind Ihre Schwiegeröhne, Frau Allmang?»

«Mein Mann ist an der Ostfront», sagte das blonde Mädchen neben Frau Allmang. «Annies Mann auch», sie zeigte auf ihre Schwester.

Timmermann sah die jungen Frauen an, dann die Kinder, die nur ein paar Monate alt waren, zwei hilflose Bündelchen, die Gesichter unter Umschlagdecken verborgen. Sie wimmerten leise.

«Darf ich sie sehen?» fragte er und machte einen Schritt auf den Tisch zu.

Die Frauen blickten ihre Mutter an.

«Es ist nur», sagte Karl Heinz, «weil meine Frau vor neun Tagen ein Kind zur Welt gebracht hat.»

Die Frauen lächelten und zeigten ihre Kinder vor.

«Sehen sie alle so aus?» fragte Karl Heinz.

Frau Allmangs Stimme klang ernst. «Wir haben seit Wochen nichts Richtiges für die Kinder zum Essen im Haus. Keine Milch, zum Beispiel. Und ich fürchte, dass meine Töchter ihren Kindern auch nicht viel Kraft mit auf die Welt gegeben haben...»

Drei GIs kamen ins Haus gestürmt. «Sir, in dem Wald gegenüber ist ein deutsches Munitionslager! Aber keine ‚Krauts‘ in der Nähe!»

Timmermann sah Joseph Allmang nun wieder misstrauisch an; aber Allmang, der kein Englisch verstand, begriff den plötzlichen Stimmungsumschwung nicht. Die freundliche Familienszene war offensichtlich vorbei. «Das Munitionsdepot da drüben im Wald – was wissen Sie darüber?»

«Ach so, das...» Allmang atmete erleichtert auf. «Das war schon lange da. Die Hitlerjungen haben es bewacht. Aber sie haben es nicht abtransportieren können, als sie weggingen, gestern, weil sie zu Fuss abhauen mussten.»

«Hitler-Jungen?» sagte Timmermann. «Wie alt? Und wo sind sie jetzt?»

«Drüben auf der anderen Rheinseite. Vierzehn, fünfzehn Jahre waren sie alt.»

Vierzehn. Er überlegte, was er in diesem Alter getrieben hatte. Nichts Gutes. Dumme-Jungen-Streiche. Manche nicht so dumm. Das waren die gefährlicheren. Klauen hatte er gelernt, aber nicht Krieg. Da noch nicht.

«Von hier oben muss man doch irgendwo auf Remagen, aufs Rheintal runterschauen können?»

«Natürlich. Sie überqueren den grossen Platz gleich links neben dem Haus – unser Cafégarten im Sommer –, dann gut fünfzig Meter durch den Wald, und dann stehen Sie auf einem Bergvorsprung. Da überblicken Sie alles.»

«Danke. Vielleicht gehen Sie besser noch für ein paar Stunden in den Keller. Man weiss nicht, was passieren kann. Ich lasse Ihnen Lebensmittel bringen, sobald ich kann. Come on, boys!»

Er trieb seine Männer aus dem Haus, liess aber zwei davor auf Posten, «weil wir die Leute vielleicht noch als Ortskundige brauchen». Dann machte er sich mit Burrows, zwei Mann und einem leichten Maschinengewehr auf den Weg zu dem Bergvorsprung. Auf dem grossen Cafégarten-Platz hatten inzwischen einige Schützenpanzer eingeschwenkt, einige parkten weiter die Strasse hinunter bis kurz vor einer scharfen Kurve; aus Richtung Birresheim rasselten jetzt die Pershings heran. Der gepanzerte Befehlswagen mit Oberstleutnant Engeman und Major Deevers schwenkte ebenfalls auf den Platz ein.

«Sir!» japste Sergeant Camille Sabia hinter Timmermann. «Sie mar-

schieren hier rum, als würden Sie sich auskennen. Immer der richtigen Nase nach!»

«Alte Dschungelkämpfererfahrung!» lachte er leise.

Aber es wunderte ihn doch. Die Hügel auf der anderen Rheinseite kamen genau im erwarteten Augenblick in Sicht, der Strom lag zwar plötzlich, aber keineswegs unerwartet vor ihm. Da sie jetzt aus dem schützenden Windschatten auf einen nur mit Büschen besetzten Steilhang mit eingeschnittenen Terrassen hinaustraten, duckten sie sich und bewegten sich nur noch gebückt vorwärts. Timmermann hatte das deutliche Gefühl, nur noch einen Erdwall rechts von ihm umgehen zu müssen, um den Blick rheinaufwärts auf Remagen und die Brücke zu bekommen. Nach fünf, sechs Schritten hatte er den Platz gefunden. Das Panorama erstreckte sich über die nächsten beiden Hügelzüge auf der linken Rheinseite, die Stadt, den Strom und die Brücke bis zu dem steilen Felsen am anderen Ufer und liess im Dunst den Westerwald dahinter erahnen. Es war ein grandioses Panorama, es faszinierte ihn – und dennoch überraschte es ihn nicht.

Es war das klassische Rheinpanorama, wie es sich jeder vorstellt, der vom romantischen Rhein gehört oder gelesen hat. Und das dachte sich Karl Heinz jetzt auch. Er hatte ja wirklich viel vom Rhein gehört und gelesen. Zu viel?

Er hob den Feldstecher vor die Augen.

Die Brücke.

Millimeterweise bewegte er das Glas. Nur wenig Dunst noch. Alles einigermaßen klar zu erkennen.

Rechte Rampe. Mittelbogen. Linke Rampe. Der Tunnel. Fahrzeuge und Gespanne von rechts nach links. Kein Verkehr in Gegenrichtung. Nein, unmöglich. Meine Brücke ist das nicht. Ich habe die Brücke gesehen und mir eine dampfende Eisenbahn, die darüberfährt, vorgestellt. Grosse Wolke aus der Lokomotive, töff, töff, töff. Dann nehme ich das Glas vor die Augen – und da ist keine Eisenbahn. Nur Autos, Pferde, Fahrzeuge, Gespanne. Warum stört mich das? Seltsam.

Na klar, die Strassenrampen sind neu, primitiv angelegt, viel zu steil. Die gehören gar nicht dahin. Weil es nämlich doch eine Eisenbahnbrücke ist! Es fährt bloss keine Eisenbahn mehr darüber. Es ist meine ver-

dammt Eisenbahnbrücke, und ich habe sie schon einmal gesehen, und zwar von genau der Stelle aus, wo ich jetzt hocke, und ich war damals nicht viel grösser, als ich jetzt bin, wenn ich hocke. Aber ich war doch grösser: Vater hat mich auf seine Schulter gesetzt. Ja, genauso war das! Ich war grösser als der Berg. Ganz gross über dem Rheintal. Zum ersten Mal in meinem Leben riesengross...

Karl Heinz stand auf. Zögernd taten die Soldaten es ihm nach. Timmermann gab hastig eine Reihe von technischen Wahrnehmungen von sich, um seine Gedankenverlorenheit zu kaschieren – eine fast endlose Reise in die Vorzeit seiner Erinnerungen, aber es waren dennoch nur 20, höchstens 30 Sekunden gewesen.

«Sabia», sagte er, «tun Sie mir einen Gefallen. Lassen Sie mich mal auf Ihre Schultern steigen. Ich habe da etwas entdeckt... vielleicht kann ich es dann besser sehen.»

«Sicher, Sir. Aber ist das nicht gefährlich?»

«Höchstens für mich, Sabia. Für Sie bestimmt nicht.»

Er lachte, legte von hinten die Hände auf Sabias Schultern, spannte seine Muskeln. Als er auf den breiten Schultern des Sergeanten sass, wartete er darauf, dass Schleusen sich öffneten, dass ein Strom von Erinnerungen über ihn hereinbrach, ihn mit sich fortriss. Aber es kam nichts.

Er sprang federnd auf die Füsse. «Danke, Sabia. Es bringt leider nichts. Sie sind nun mal nicht mein Vater.»

Sabia nahm wieder das leichte MG auf, da Timmermann den Rückweg antrat. «Ich verstehe nicht ganz, Sir...»

Timmermann lachte im Gehen vor sich hin. «Wenn mein Vater mich auf die Schultern nahm, habe ich immer alles sehen können, was ich sehen wollte.»

Er wusste, dass die drei hinter ihm sich jetzt mit dem Finger an die Stirn tippten.

«Stimmt es eigentlich, dass dein Vater desertiert ist und jahrelang spurlos verschwunden war?» fragte Burrows.

«Nicht spurlos. Die Spur ist deutlich – schau mich an! Er ist desertiert, um mich zu zeugen. Und weil ihm das offenbar gut gefallen hat, ist er auch bei meiner Mutter geblieben. Und hat ihr noch zwei Söhne und ei-

ne Tochter gemacht. Von meiner Mutter ist er jedenfalls nicht desertiert.»

«Well, Timmy...» Ein paar Schritte lang wusste Burrows nicht, was er dazu sagen sollte. Nach der nächsten Biegung, als der Pfad breiter wurde, ging er halb neben Timmermann her. «Ich glaube, dein Vater ist ein verdammt anständiger Bursche gewesen. Die Armee wird's natürlich nicht so gesehen haben.»

«Weiss Gott nicht. Und dabei hat mein Vater dadurch sogar seine fünfundsechzig Dollar Entlassungsgeld in den Wind geschossen. Das war damals eine Menge Geld.»

«Wann war das?»

«1921. Mein Vater war mit der Dritten Armee in Koblenz stationiert. Nur zwanzig Meilen rheinaufwärts von hier. Damals hat die Armee eine Zeitlang Ehen zwischen Besatzungssoldaten und deutschen Mädchen nur äusserst zögernd genehmigt. Darauf wollte mein Vater nicht warten. Ich war schon unterwegs und sehr ungeduldig. Sie heirateten also und lebten in Frankfurt. Ziemlich miserabel übrigens. In Deutschland herrschte Inflation, enorme Arbeitslosigkeit. Verdammt schlechte Zeit für einen Illegalen.»

«Aber dein Vater muss doch wieder legal in die Staaten gekommen sein?»

Sie traten aus dem Wald wieder auf den Cafégarten-Platz hinaus, der sich inzwischen in ein Heerlager verwandelt hatte. Von der Strasse drängte Oberstleutnant Engeman mit Handbewegungen zur Eile. Timmermann ging kein bisschen schneller.

«Ein paar menschenfreundliche Hilfsorganisationen haben sich der Geschichte angenommen. Das Rote Kreuz, die Quäker, die Society of Friends. Die haben es dann geschafft, dass 1924/25 die Strafanträge gegen meinen Vater aufgehoben wurden, dass er wieder einen Pass bekam, und meine Mutter ebenfalls.»

«Und die Armee?»

«Für die blieb er immer ein Deserteur. Die Justiz verzeiht, die Armee nie.»

Sie standen vor dem Kommandowagen.

«Well, Timmermann, was bringen Sie von Ihrer Sightseeing-Tour mit?» fragte Engeman.

«Sir, die Brücke steht noch. Zügiger Fahrzeugverkehr in östlicher Richtung. Vorbereitungen zur Sprengung sind offenbar im Gang.»

«Schlussfolgerungen?»

«Zwei Möglichkeiten. Entweder wir fordern Artillerie- oder Luftwaffenbeschuss zur Zerstörung der Brücke an und kassieren durch Zusammenschluss mit den anderen Combat Commands die dann eingeschlossenen deutschen Truppen. Oder aber...»

«Luftwaffe fällt aus, die Wolkendecke hebt sich nicht genügend. Artillerie – ich weiss nicht. Reichweite kritisch. Zielbeobachtung kompliziert. Zweite Möglichkeit?»

«Wir nehmen die Brücke im Handstreich und sind damit die erste alliierte Truppe jenseits des Rheins.»

«Typisch Timmermann!» lachte Engeman. «Reizvoll wär's, gebe ich ja zu...»

«Und wie!»

«Haben Sie schon mal darüber nachgedacht, Leutnant Timmermann, warum das Armeekommando ausdrücklich keinen Befehl zur Eroberung dieser Brücke gegeben hat? Weil von allen Rheinübergängen ausgerechnet diese Brücke keinen brauchbaren Zugang zum Hinterland bietet. Absolut unmögliches Panzergelände. Wir müssten uns als Infanteristen, fast völlig auf uns allein gestellt, tage- wenn nichtwochenlang durch Busch und Wälder hacken. Das kostet nur Tote und Verwundete, für ein strategisch wie taktisch völlig uninteressantes Ergebnis. Was haben wir von einem reinen Geländegewinn von ein paar tausend Metern Wald?»

«Zehn, fünfzehn Kilometer dahinter stehen wir auf der Autobahn nach Frankfurt.»

«Aber meine Herren», drängte sich Major Deevers wie ein Ringrichter zwischen die beiden Kontrahenten, die sich neuerlich im Clinch zu verbeissen drohten. «Wir haben doch ganz klare Anweisungen. Das Rheinufer entlang vorrücken und zum Rest unseres Combat Commands aufschliessen. Und dahinter steht eine wohldurchdachte strategische Konzeption des Hauptquartiers. Also, was soil's?»

Oberstleutnant Engeman grinste Timmermann an. «Tut mir leid für Sie, Leutnant. Aus einem hübschen kleinen Orden wie dem ‚Silver Star‘

wird wohl heute nichts. Schade für Sie, nicht wahr, dass Sie nicht schon General sind.»

«Oberst würde mir in diesem Augenblick schon reichen, Herr Oberstleutnant.»

Die beiden Kommandeure sahen sich an, schüttelten halb belustigt, halb missbilligend den Kopf. «Dass dieser Junge immer das letzte Wort haben muss!» sagte Engeman.

«Erlauben Sie mir einen Vorschlag, Sir», sagte Timmermann. «Wir lassen die letzte Entscheidung offen, bis wir vor der Brücke stehen. Für beide Alternativen ist es jedoch meiner Meinung nach notwendig, den Stadteingang von Remagen genau zu erkunden. Wir müssen wissen, was wir vorfinden, wenn wir mit unseren Panzern und Kettenfahrzeugen von dieser Landstrasse aus auf die Stadtmitte treffen. Die Ostspitze der Stadt bildet dabei, wie Sie hier auf der Karte sehen, einen toten Winkel, der uns gefährlich werden könnte. Ich möchte das gerne erkunden, bevor wir hineinstossen. Von der Stelle, wo ich eben war, führt ein schmaler Pfad zur Apollinariskirche, die vor der Stadt liegt. Das wäre ein ausgezeichneter Beobachtungspunkt.»

Die Kommandeure studierten die Karte. «Wo soll da ein Weg sein?»

«Ich weiss, dass er da ist. Ich habe ihn gesehen.» Timmermann sagte nicht, dass das 19 Jahre zurücklag. «Zur Sicherheit möchte ich es mir bei den Einheimischen drüben im Haus bestätigen lassen.»

«Okay», sagte Engeman, «wen nehmen Sie mit auf Spähtrupp?»

«Am liebsten Leutnant MacMaster.»

«Zwei Kompaniechefs?» fragte Engeman. «Wenn euch was passiert, stehen wir ganz schön kopflos da.»

«Risiko ist schon dabei», gab Timmermann zu. «Deshalb möchte ich es keinem aus der Mannschaft zumuten. Ausserdem passiert mir heute nichts. Und keinem, der bei mir ist.»

«Warum nehmen Sie dann mich nicht mit?» fragte Engeman lauernd, wieder auf Streit aus.

«Ich fürchte, die Garantie gilt nur für Leute, die ich mir selbst aussuche.»

«Sie können gehen, Leutnant», sagte Engeman beherrscht.

«Danke, Sir.»

Timmermann lief ins Waldschlösschen hinüber und stieg in den Keller. Die Familie Allmang sass verängstigt in ihrem Luftschutzraum.

«Zwei Fragen habe ich», sagte Timmermann. «Der schmale Pfad, der von der Bergkuppe direkt zum Rheinufer führt, der endet doch unten hinter der Kirche?»

«Ja, natürlich», sagten die Allmangs.

«Okay. Dann eine private Frage an Sie, Frau Allmang, als Mutter. Wie weit zurück in die Kindheit kann sich Ihrer Erfahrung nach ein Mensch erinnern? Wann fängt das Gedächtnis an?»

«Drittes, viertes Lebensjahr. Drittes ist seltener. Nur wenn es etwas Besonderes oder etwas sehr Schönes war. Wie kommen Sie darauf?»

«Nur so», sagte Karl Heinz schnell, «vielleicht, weil ich mir Sorgen mache, dass mein Kind mich nicht gleich vom ersten Lebenstag an sieht.»

«Dann passen Sie mal gut auf sich auf, junger Mann, dass Ihnen auch nix passiert. Angeblich sollen hier irgendwo Minen gelegt worden sein.»

«Ach ja?» lachte Timmermann. «Nicht für mich. Nicht heute.»

Leutnant MacMaster wartete bereits vor dem Haus. Er hatte ausser seiner eigenen auch Timmermanns MPi mitgebracht.

«Warum wolltest du unbedingt mich dabeihaben?» fragte er, als sie auf das Wäldchen am Bergrand zuzogen.

«Weil du auch Deutsch sprichst. Vielleicht müssen wir Einheimische befragen.»

«Okay», sagte MacMaster. «Engeman meinte, ich soll mich vor dir in Acht nehmen. Du hättest womöglich etwas Unverantwortliches vor.»

Timmermann lachte. «Nichts, was unverantwortlicher wäre als die paar Dinge, die im Krieg sowieso jeden Tag passieren. Aber lass uns mal ein paar Sätze Deutsch miteinander reden, damit wir in Übung kommen, für den Notfall...»

11.20 Uhr. Wie man den Krieg in der Villa Heimann erlebt

Sie ahnten es längst, im Keller der Villa Heimann, dass dies der Tag der Entscheidung war. Und auch, dass es ein langer Tag werden würde. Ältere erinnerten sich: schon einmal hatten sie solche Vorahnungen gehabt.

Gewiss, noch nie zu ihren Lebzeiten war Remagen Schauplatz eines Gefechts gewesen. Aber einmal hatte doch eins in unmittelbarer Nähe stattgefunden – vor 22 Jahren, auf der anderen Rheinseite, nur wenig stromabwärts: die berühmte «Schlacht am Ägidienberg».

Eine Bürgerkriegsschlacht. Auf Lastwagen waren die Angreifer herangefahren, aber in den Rhein- und Westerwalddörfern hatten sich die Verteidiger mobilisiert: Bauern und Winzer, Handwerker und Lehrer...

Es war in der «Separatisten-Zeit». Im Schatten der französischen Ruhr- und Rheinlandbesetzung hatte sich der uralte Traum von einem unabhängigen, souveränen Rheinland wieder geregt. Das nach dem Weltkrieg verstärkt empfundene «Weg-von-Berlin»-Gefühl spielte natürlich mit. Die Rheinland-Idee trat in vielerlei Spielarten auf. Sie reichten vom Rheinstaat als föderativem Bestandteil einer deutschen Bundesrepublik, wie ihn sich Kölns Bürgermeister Dr. Adenauer vorstellte, bis zu einer «Rheinischen Republik» in Anlehnung an Frankreich mit eigenem Geld und eigenen Zollgrenzen, wie sie ein gewisser Dr. Dorten proklamierte.

Propagandisten aller rheinländischen Strömungen zogen auch durch Remagen, hielten hier ihre Zirkel, Stammtische und Versammlungen ab, erzeugten aber bei den weltoffenen Bürgern doch eher Verwunderung und Unbehagen.

Gewiss, es war die Epoche der Parteimilizen. Fast jede politische Partei meinte, ihre bewaffnete, uniformierte Privatarmee haben zu müssen, von der «Rotfront» der Kommunisten über das «Reichsbanner» der Sozialisten bis zum «Stahlhelm» der Deutschnationalen (von der sich gerade erst mausernden SA der Nazis war um die Zeit noch kaum die Re-

de). Warum also, mögen sich da radikale Separatisten wie Mattes, Metzzen und Smeets gedacht haben, sollten nicht auch die «Rheinischen Republikaner» waffenfreudige Kohorten durch die Lande schicken? Es war der schlechteste Dienst, den sie der separatistischen Idee erweisen konnten.

Bei einer Demonstration von 12'000 Separatisten in Düsseldorf versuchte die Polizei Ordnung zu schaffen – und wurde von französischen Truppen entwaffnet und von den Separatisten niedergeprügelt. Siebzehn Menschen, davon sieben Polizisten, kamen an jenem Sonntag, dem 23. Oktober 1923, zu Tode.

Bereits am Vortag hatten Separatisten in Koblenz das Schloss besetzt und die «Rheinische Republik» ausgerufen. Am 24. Oktober folgte die «Autonomie-Erklärung» der Pfalz, von Pirmasens aus. Kein Zweifel: Ein von langer Hand vorbereiteter Plan war realisiert worden.

Auch in Remagen besetzten die Separatisten Rathaus, Post und Bahnhof in der Nacht zum 24. Oktober, hissten die rot-weiss-grüne Fahne der Frei-Rheinland-Bewegung, spielten Belagerungszustand. Nach fünf Tagen und Nächten Schreckensregiment wehrte sich die Bevölkerung, ein auswärtiges Separatisten-Kommando, 90 Mann, griff ein, dann ein französisches Bataillon. Schiessereien, Massenprügeleien, Vandalismus und Plünderereien erschütterten das Städtchen. Der Bürgermeister und viele Beamte wurden vertrieben. Die Frei-Rheinland-Idee wurde zum Schreckgespenst. Wie so viele Utopien.

Als die Dörfer gegenüber von Remagen an die Reihe kamen, erhob sich der Widerstand. Zwischen Neustadt und Kalenborn holten die Bauern von ihren Dachböden die Waffen, die 1918 das deutsche Heer auf dem Rückzug verloren, verschenkt oder verkauft hatte. Die Separatisten fuhren mit ihren Mannschaftswagen zwischen Rottbitze, Notscheid und Kalenborn in eine Abwehrlinie hinein. Die Bauern hatten einen Toten, aber die Separatisten mussten auf der Flucht zwei Lkws zurücklassen. Die wollten sie wieder holen. Und das war ihr Fehler.

Über den ganzen 15. November rückte Verstärkung der Separatisten an. Aber von Asbach bis Waldbreitbach läuteten die Sturmglocken. Auf den Hängen des Ägidienbergs versammelten sich über Nacht mehr als

fünftausend entschlossene Bauern und Bürger aus den Westerwalddörfern und den Rheinstädtchen, angeführt von Förstern, Bürgermeistern und Lehrern.

Im fahlen Licht des grauen Novembermorgens griffen die Separatisten von Himberg aus gegen das Siebengebirge hin an. Die Weltkriegssoldaten unter den Bauern erkannten sofort, dass diese Miliz mit frisch eingedrillter, militärischer Sturmtaktik vorging. Aber die Dörfler feuerten, was ihre Privatwaffen hergaben.

Der Separatistenhauptmann stürmte mit gezogenem Säbel vorneweg. Als es ihn erwischte, erlahmte der Angriff zunächst, doch von Hövel aus brachen sie zum zweiten Sturm los.

Diesmal nahmen sie vier Westerwäldler gefangen, die sie als Kugelfang vor sich hertrieben. Einer starb dabei, zwei wurden schwerverletzt liegengelassen. Am erbittertsten tobte der Kampf um das Dörfchen Hövel. Bis nach Remagen hörte man die Schiesserei. Aber in den engen Dorfstrassen hiess es schliesslich, als die Munition ausging, Mann gegen Mann, mit Messern und nackten Fäusten.

Elf Tote, die nicht zu identifizieren waren, liessen die Separatisten zurück. Sie wurden in ein Massengrab gelegt, und ein Kreuz darüber trug nur die Inschrift: «Hier ruhen 11 Separatisten, gefallen am 16. November 1923». Nach einigen Attentaten auf die Separatistenführer in Köln und Pirmasens verflog der Spuk drei Monate später...

Wer aus Remagen am Ägidienberg dabeigewesen war oder in seinem Haus Verwundete gepflegt hatte, konnte jetzt sachverständig reden, wie ein Krieg im Hügelland am Rhein sich abspielte. Im Siebengebirge hatten sechs-, siebentausend Mann gegeneinander im Kampf gestanden. Zwei, drei Tage hatte die Schlacht am Ägidienberg gewogt. Würden jetzt ebenso viele um Remagen kämpfen? Mit schwereren Waffen? Die Diskussionen gingen hin und her in den Unterschlüpfen. Erlebtes mischte sich mit Gehörtem. Umständliche Berechnungen wurden angestellt. Doch in einem Punkt waren sie sich alle einig: Wenn es zum Angriff kam, konnte das Tage dauern. Wenn man es nur schaffte, auch das noch zu überleben – bis die Brücke fiel...

11.30 Uhr. Hauptmann Bratge misstraut dem fremden Major

Wie ein Hausvater, der vor dem heraufziehenden Sturm alle Türen verschliessen will, radelte Hauptmann Bratge zu einer letzten Inspektion der Kontrollstelle am Bahnübergang neben dem Bahnhof. Wo in der Nacht die zur Brücke strebenden Fahrzeuge überprüft worden waren, wurde die Strassensperre jetzt zur Panzersperre umgebaut. Ob die Konstruktion – ein hinter den Bahngleisen aufgetürmtes Gewirr aus den vorhandenen Spanischen Reitern, zusammengebrochenen Fahrzeugen, Trümmerbalken und -trägern – den Feind wirksam aufhalten konnte, war fraglich. Panzersperrenbau aber war Befehl, also wurde er ausgeführt.

Ein hochgewachsener Offizier in einem langen, pelzgefütterten Ledermantel stand plötzlich neben Bratge.

«Major Scheller», stellte er sich vor. «Man sagte mir, ich würde Sie hier antreffen. Hauptmann Bratge, nicht wahr?» Er sei der neue Kampfkommandant des Festungsbereichs Remagen.

Bratge blickte ihn erstaunt und kritisch an. «Sie kommen in Vertretung von General Botsch?»

«Botsch? Wie kommen Sie denn darauf? Ich komme...»

«Sie kommen ohne Begleitung? Und zu Fuss? Und wo haben Sie Ihr Bataillon?»

«Nun aber mal mit der Ruhe, Herr Hauptmann! So viele Fragen auf einmal! Wollen wir nicht einen Punkt nach dem anderen klären?»

Der Major lachte sein offenes Jungenlachen, griff in die Tasche seiner strapazierten Uniformjacke und holte seine Papiere hervor. Dabei öffnete sich der Ledermantel. Bratge sah auf der Jacke das Eiserne Kreuz, an der Knopfleiste das schwarz-weiss-rote Bändchen des EK II. Immerhin, dachte Bratge, echt sieht das aus. Scheller reichte ihm die Papiere, ohne sie auseinanderzufalten. Das überliess er Bratge.

Beim Entgegennehmen der Dokumente sah Bratge, dass der Major den Trauring rechts trug. Auch das war also in Ordnung. Amerikaner,

hatte er gehört, trugen ihn links. Soldaten von Oberst Skorzenys «Sondergruppe Greif», die während der Ardennenoffensive hinter der feindlichen Front in amerikanischen Uniformen operierten, waren, weil ein schlecht versteckter weißer Hautstreifen am rechten Ringfinger sie verriet, als Spione erschossen worden. Aber die linke Hand hielt der fremde Major jetzt lässig in der Manteltasche.

«Hans Scheller», las Bratge, verglich Wehrpassfoto und Gesicht, «siebenundsechzigstes Armeekorps...»

«Von welchem Bataillon sprechen Sie eigentlich, Herr Hauptmann?» fragte Scheller. «Wie ich erfahren habe, ist meine mobile Funkstelle noch gar nicht in Remagen eingetroffen?»

«Von dem Bataillon, das General Botsch mir fest zugesagt hat.»

«So. Hat er? Mein Kommandeur – und damit nun auch Ihrer – ist General Hitzfeld. Sie haben es ja schwarz auf weiss.»

«Eine Lieferung Material von General Botsch ist eben erst vor einer halben Stunde hier eingetroffen.»

«Mein lieber Herr Hauptmann Bratge», seufzte der Major halb belustigt, halb ärgerlich, «ganz egal, welche Zuständigkeiten hier vorher herrschten – seit heute Nacht ein Uhr unterstehen Sie jedenfalls dem LXVII. Armeekorps, 15. Armee. Und in mir sehen Sie den zum gleichen Zeitpunkt eingesetzten Kampfkommandanten des Festungsbereichs Remagen vor sich, dessen Befehle Sie entgegenzunehmen haben. Ich darf Sie nunmehr bitten, mich über die Lage im Festungsbereich aufzuklären, damit wir endlich mit der Arbeit beginnen können. Viel Zeit bleibt uns ja wohl nicht mehr, oder?»

Bratge nahm seine in Remagen längst berühmte Kampfhahnsteilung ein: Beine gespreizt, Fäuste in die Hüften gestemmt. «Und wie verschaffe ich mir Bestätigung für diese Weisungen?» Er schwenkte die Papiere.

«Ich sagte bereits, dass meine mobile Funkstelle...»

«Ja, das sagten Sie. Sie ist nun mal leider nicht eingetroffen. Kommen Sie mit, Herr Major!»

«Bitte!» mahnte Scheller.

«Bitte», holte Bratge nach. Es klang keineswegs nach Bitte.

Bratge griff nach seinem Damenfahrrad und schob es neben sich her. Der Major folgte ihm.

11.40Uhr. «Die Amis sind schon in Remagen...»

Das Bild des ausgebrannten Funkwagens im Graben neben der Ahrtalstrasse liess General Hitzfeld keine Ruhe. Die offenkundige Nähe zumindest eines amerikanischen Panzerspähtrupps hatte ihn bereits veranlasst, die direkte Strasse zum Rhein zu meiden.

«Ich mache mir Sorgen um unseren Scheller», sagte er zu seinem Stabschef Dr. Warning. «Wir leisten uns jetzt einfach den Abstecher nach Remagen. Wenn alles in Ordnung ist, stärkt unser Besuch seine Moral und die seiner Leute. Wenn nicht, wissen wir wenigstens, woran wir sind.»

Oberstleutnant Warning gab die notwendigen Befehle für den Weitemarsch der Kolonne aus, dann hielten sie, allein weiterfahrend, auf den Rhein zu. Kurz vor Kripp begegneten ihnen Leute, die aus der Kirche kamen. Der General befragte sie. «Die Amerikaner stehen bereits in Remagen», erfuhr er.

Hitzfeld trieb seinen Fahrer zu äusserster Eile an. Mit fast 90 Stundenkilometern jagte er nach Waldorf, zum Hauptquartier seines Armeechefs. Nach dem im Ansatz steckengebliebenen Durchstoss auf Euskirchen in den frühen Morgenstunden mussten die am Vorabend gefassten Pläne endgültig geändert werden. Aber das ging, dem engen Befehlsspielraum entsprechend, nur in direkter Rücksprache mit General von Zangen und Generalfeldmarschall Model.

Als sie den Befehlsstand im Sankt-Anna-Kloster erreichten, hatte Hauptmann Bratge sein Misstrauen noch nicht ganz niedergekämpft, doch als ein Melder vom Auftauchen einer starken feindlichen Einheit auf dem Apollinarisberg berichtete, stellte der Major immerhin die richtigen Fragen. Auch die Weisungen, die der Major dann, in Abstimmung

mit Bratge, dem Melder mit auf den Rückweg gab, zeugten von Vernunft und Kampferfahrung und machten dem Melder Mut.

«Ihnen muss ich natürlich die Wahrheit sagen», meinte der Major, während er sich vor Bratges Schreibtisch niederliess. «Bis zum Eintreffen von General Hitzfeld können Stunden vergehen. Besprechen wir also, wie wir den Festungsbereich bis dahin sichern.»

Hauptmann Bratge antwortete nicht gleich. War die Behauptung des Majors, er habe seinen Fahrer mit dem Wagen zurückgeschickt, plausibel? Und das Nichteintreffen des Funkwagens? Mein Gott, wo ganze angeblich in Marsch gesetzte Bataillone nicht eintrafen und Wagenladungen Sprengstoff zur Hälfte auf der Strecke blieben... Die Papiere des Majors waren so ordnungsgemäss ausgestellt wie alle anderen, die er in den letzten 30 Stunden anzuerkennen gezwungen war. Vorausgesetzt, dass es seine Papiere waren. Aber was blieb als Alternative? Für den methodischen, vorschrittsbewussten Hauptmann Bratge war dies die Frage, die alles entschied: den Major verhaften? Ihn als Spion erschiessen? Und sich selbstverständlich der Verantwortung dafür stellen? Konnte ein Gefühl des Unbehagens als Beweismittel gelten?

«Also gut», entschloss sich Bratge. «Zuerst ein Überblick über die Lage des Festungsbereichs.» Er begann mit einer Kurzfassung dessen, was von seinem Konzept einer Rundum-Verteidigung des Festungsbereichs übriggeblieben war, führte bittere Klage über den Abzug wichtiger Einheiten im Laufe der Nacht und des Morgens, schimpfte über die Unmöglichkeit, Einsatzgruppen aus den durchflutenden Verbänden herauszuziehen, beschrieb nur noch sarkastisch das Fehlverhalten der höheren Armeestäbe in Sachen Kommunikation, Information und Nachschub.

Major Scheller hörte schweigend zu. Er sah, dass es dem Hauptmann Wohlthat, sich Frustrationen und Depressionen von der Seele zu reden.

«Und nun», schloss Hauptmann Bratge, «weihe ich Sie in eins der bestgehüteten Geheimnisse der deutschen Wehrmacht ein.» Er schloss eine Schreibtischschublade auf und zog tief unten ein einzelnes Blatt hervor.

«Die Liste der uns zur Verfügung stehenden Waffen. Lesen Sie selbst.» Er schob ihm das Blatt über den Tisch.

Der Major überflog die Liste schnell. Er sah sofort, dass es kaum lohnte, sich Einzelheiten zu merken:

- 10 deutsche Gewehre
- 12 belgische Gewehre
- 60 Beutegewehre verschiedener Herkunftsländer
- 2 leichte deutsche Maschinengewehre
- 5 polnische Maschinengewehre
- 5 russische Maschinengewehre
- 5 Maschinengewehre verschiedener Herkunftsländer
- 1 russischer Granatwerfer Kaliber 8 cm
- 2 russische Granatwerfer Kaliber 5 cm
- 2 französische Granatwerfer
- 1 italienische Pak (Panzerabwehrkanone) 4,5 cm

«Aber für die meisten Waffen», ergänzte Bratge, «haben wir keine Munition. Und die Munition, die wir haben, passt nicht für alle Waffen. Die deutsche nicht in die belgischen... Und so weiter.»

«Lächerlich!» sagte Major Scheller.

«Es wäre zum Lachen», nickte Bratge, «wenn es nicht um den Endsieg ginge.»

Der Major sah den Hauptmann lange an, aber dessen Gesicht liess nicht erkennen, ob ihm nun zum Lachen war oder nicht.

«Können wir uns jetzt die Sprengvorrichtungen auf der Brücke anschauen?» sagte Scheller und stand auf.

12.00 Uhr. Generalfeldmarschall Model: «.. .das ist nur ein Spuk»

Mit quietschenden Reifen bremste in Waldorf der Wagen General Hitzfelds vor den Wachen des Hauptquartiers der 15. Armee. Schnell durchgewinkt, stoppte er dann vor dem Stabsgebäude, und mit fliegenden Schritten eilte Hitzfeld ins Allerheiligste. Doch General von Zangen war nicht da.

«Dann müssen eben Sie», Hitzfeld wandte sich an den Chef des Zangenschen Stabs, «unverzüglich Generalfeldmarschall Model melden, dass die Amerikaner unbestätigten Meldungen zufolge bereits in Remagen sind!»

Oberst Reinhard schüttelte den Kopf. Wieso er? Und weswegen überhaupt? Wegen *unbestätigter* Meldungen? Nein, das traue er sich nicht. Hitzfeld würdigte den Mann keines weiteren Blickes, griff zum Telefon und liess sich mit dem Chef der Heeresgruppe B verbinden.

Model liess Hitzfeld seinen Satz gar nicht erst zu Ende bringen. Barsch fuhr er ihn an, das sei doch wohl nur ein Spuk, seiner Phantasie entsprungen. Ehe Hitzfeld sich von seiner Verblüffung erholte, erklärte Model jedoch – widersprüchlich genug –, er werde auf der Stelle die 11. Panzer-Division westlich des Rheins in Marsch setzen, zur Verfügung von Hitzfeld. «Sie werden sehen, Herr General, wie schnell dann mit Ihrem Remagener Spuk aufgeräumt ist!» Sprach's und beendete das Gespräch.

Achselzuckend legte Hitzfeld den Hörer auf. «Wo der die Division herkriegern will und ob wir die je in Remagen zu sehen bekommen, ist mir schleierhaft», brummte er.

«Sprechen Sie von dem Herrn Generalfeldmarschall?» fragte von Zangens Stabschef schneidend.

Hitzfeld blickte den Oberst aus seiner Zweimeterhöhe an. «Allerdings. Aber nicht mit Ihnen.»

12.15 Uhr. Die Sprengung der Brücke wird vorbereitet

Friesenhahns Männer füllten die massgefertigten Zinkbehälter mit dem – für diese Kubikinhalte nun unzureichenden – Donarit, verstauten sie in den ursprünglich für andere Sprengwirkungen berechneten Fassungen an den Knackpunkten der Brückenkonstruktion. Darüber, ob ihre Arbeit – lebensgefährdend zwischen den Verstrebrungen über dem grau und schnell dahinfließenden Strom – überhaupt sinnvoll war, hatten sie sich keine Gedanken zu machen. Auch Friesenhahn schien entschlossen, solche Überlegungen zu verdrängen. Sprengstoff war angeliefert, also wurde er vorschriftsmässig plaziert.

Seine Gedanken waren ohnehin anderswo.

Am Sonntag hatte seine Frau ihn noch besucht. Seit seiner Übernahme des Brückenpionierkommandos hatte Eugenie sich in einem nahen Dorf eingemietet. So konnten sie Zusammensein, wann immer sich im Dienstplan eine günstige Stunde fand. Er brauchte dann nur anzurufen, und schnell war sie mit dem Fahrrad bei ihm. Die Friesenhahns führten auch nach 15 Jahren noch eine glückliche Ehe. Er sah Eugenie vor sich, wie sie am letzten Sonntag in seiner Stube im Brückenturm bei Kaffee und Kuchen sassen. Sie hatte Sonntagsgebäck und Thermosflasche wie immer in ihrer Basttasche am Fahrradlenker mitgebracht, und er wusste, wie schwer sie sich die ganze Woche bemüht haben musste, die paar Kuchenzutaten und die paar Gramm echten Bohnenkaffee aufzutreiben. Gewiss, diese äusseren Strapazen verliehen ihren Rendezvous immer wieder etwas von der magischen Spannung, wie man sie sonst nur im frühen Verliebtsein kennt. Vielleicht lag es auch daran, dass ihnen ihre Ehe so frisch erschien. Wie ein junger Mann hatte er jetzt Sehnsucht, alles hinzuschmeissen und abzuhaueu, über die Berge und durch die Wälder zu laufen, sich mit ihr zu verstecken, bis alles vorüber war. Nicht aus Angst, da hatte er in Verdun ganz andere Feuerwalzen überstanden. Nur: Am berechenbaren Ende des Krieges änderte eine gesprengte oder nicht gesprengte Brücke auch nichts mehr. Sinn

machte bloss noch eins: der Blick seiner Frau, als sie am späten Sonntagnachmittag auf ihr Rad stieg und davonfuhr. Wie sie ihn da angesehen hatte, so bittend, so flehend, so voller Sorgen und Angst, so intensiv mit dem Versprechen und dem Wunsch: Pass um Himmels willen auf dich auf, damit wir zusammen alt werden und in zwanzig, dreissig Jahren mit Runzeln und weissen Haaren Hand in Hand vor unserem Häuschen sitzen können. So ein Blick noch nach fünfzehn Jahren, dachte er, das ist wohl, was man eine glückliche Ehe nennt. Was ist dagegen schon eine Brücke.

Aber dann sah er Kleebach, der sich, wie jede Viertelstunde, an seinem Zündapparat zu schaffen machte und auch diesmal wieder sagte: «Alle Stromkreise positiv!»

Er sah seine Männer, die unter der Brücke schufteten. Er dachte an den Feldwebel Rothe, der oben auf dem Viktoriaberg im Dreck lag, weil er es ihm befohlen hatte, obwohl auch das sinnlos war. Und der haute auch nicht ab, obwohl er es doch am leichtesten könnte, da er hier daheim war und sich auskannte. Er sah den Unteroffizier Faust herankommen, der, man sah es seinem Gesicht an, Schwierigkeiten hatte und von ihm die Lösung erwartete. Alles seine Jungs, kaum erst von ihren Verwundungen genesen, manche noch wackelig auf den Beinen, und die taten trotzdem wacker ihren Dienst, weil er es ihnen bis jetzt vorgemacht hatte. Sie vertrauten ihm, dass er da stehen blieb, wo er stand, und auch dafür sorgte, dass sie sich weder schämen mussten, noch verheizt wurden.

Und er wusste, er konnte nicht abhauen, nicht einfach so, nicht jetzt. Weil das ein Mann einfach nicht tut, die Kameraden im Stich lassen, und weil – auch das spürte er – es vielleicht noch wichtig werden konnte, dass er da war. Denn die wollten ja auch nach Hause, überleben.

Unteroffizier Fausts Problem war tatsächlich schwierig. Als Friesenhahn es sich angehört hatte, konnte er nur lachen. Bitter lachen. Es passte so nahtlos in die Kette von Pannen, die sich um diese Brücke schlang – eigentlich hätte er sich wundern müssen, wenn das jetzt nicht auch noch passiert wäre.

«Zuerst hab ich's nur ausgemessen, nicht geglaubt, dass es zu kurz ist», sagte Faust. «Aber nun hab ich das Ding verlegt, wie es sich gehört.

Es ist tatsächlich zu kurz.»

Das Ding war die Zündschnur. Sie war zusammen mit dem Sprengstoff geliefert worden. Und so wie der Sprengstoff erstens zu schwach und zweitens zu wenig war, so war auch die Zündschnur, obwohl ebenfalls präzise angefordert, um gute 20 Meter zu kurz. Mit dieser Zündschnur sollte notfalls – bei Versagen des elektrischen Zündsystems – die 200-Kilo-Ladung am Remagener Schnittpunkt von Seiten- und Mittelbogen von Hand gesprengt werden.

«Nun veranstalten Sie mir nicht gleich eine Panik», sagte Friesenhahn. «Die Schnur ist ja bloss wegen der Vorschriften da, die brauchen wir doch gar nicht. Wir haben ja unsere elektrische Anlage, und die wird jede Viertelstunde von Feldwebel Kleebach überprüft.»

«In Ordnung ist es trotzdem nicht, dass so was geliefert wird.»

«Dann schreiben Sie mal 'ne Beschwerde, von mir aus gleich ein paar Dutzend, un wenn de Post wieder funktioniert, schicken wir die alle nach Berlin, Sie wissen schon, wohin.»

«Zu Befehl, Herr Hauptmann!» grinste der Unteroffizier.

Vom anderen Ende der Brücke sah Friesenhahn jetzt Hauptmann Bratge neben einem anderthalb Kopf grösseren Offizier herankommen und sich abmühen, Schritt zu halten. Friesenhahn freute sich schon auf das Gesicht des Kampfkommandanten, wenn er gleich von der zu kurzen Zündschnur berichten würde. Weil Bratge doch immer alles so ungeheuer wichtig nahm.

12.40 Uhr. Timmermann will sich die Brücke holen - ohne Befehl...

Der grosse Platz neben dem Waldschlösschen glich einem Manöverlager in schönsten Friedenszeiten. Schützenpanzer, Jeeps und Mannschaftswagen parkten hier, die Panzer standen breitspurig die ganze Birresdorfer Strasse hoch, auf der Restaurant-Terrassebetrieb Sergeant

Kentucky Drake mit seinen Helfern die Feldküche, ringsum im Waldgras, auf Baumstümpfen und Fahrzeugen sassen die GIs, löffelten ihr Mittagessen, und aus einem auf den Soldatensender Luxemburg eingestellten Jeep-Radio plärrten die Andrew-Sisters die Nummer eins der aktuellen Hit-Parade: «Rum and Coca Cola».

Über das Funkgerät des Kommandowagens holten Oberstleutnant Engeman und Major Deevers Erkundigungen vom Vormarsch der einen Hälfte des «Combat Command B» und des «Combat Command A» ein. Das Gros des einen stand jetzt in Bodendorf; es hatte Panzerspähtrupps, die auf Widerstand gestossen waren, wieder zurückgezogen. Die andere Truppe stand in Ahrweiler.

Der Stabsoffizier von CCB-Chef Brigade-General Hoge war soeben «zu Besuch» gekommen. Major Ben Cothran hatte zwar nur den Auftrag, die Verlegung des «Command»-Gefechtsstandes von Meckenheim nach Birresdorf durchzuführen. Aber da er ein neugieriger Mensch war – im Zivilberuf Lokalredakteur in Nashville –, wollte er auch mal schnell den berühmten Rhein sehen. Als Zeitungsmann hatte er es zudem für wichtig gehalten, einen Haufen soeben im Divisionsstab eingetroffener Zeitungen zu verteilen.

Sergeant DeLisio hatte sich sofort die Sportseiten beschafft und zwang nun seinen ganzen Zug, ihm beim Vorlesen der Berichte über den bevorstehenden Meisterschaftskampf des Schwergewichtlers Rocky Graziano zuzuhören – auch wer nicht italienischer Abstammung war, musste ihm sein Ohr leihen.

Ein paar Schüsse, die hin und wieder aus der Richtung des Viktoriaberges fielen, wo ein Spähtrupp der B-Kompanie des Leutnants Liedike aus vorsichtiger Entfernung die Kampfkraft und -bereitschaft von Feldwebel Rothes Brückensicherungsgruppe sondierte, störte die Idylle ebenso wenig wie die sporadischen Aufs-Geratedwohl-Feuerstöße der nördlich kundschafenden Aufklärungsabteilung.

Ernsthaft beschäftigt war immerhin ein Teil der Panzerbesatzungen. Sie fühlten sich mit ihren neuen Pershing-Panzern immer noch nicht

vollkommen vertraut und überprüften nochmals technische Details und Handhabungen.

DeLisio fing eben an, Wetten auf Rocky Graziano entgegenzunehmen, als die Leutnants Timmermann und MacMaster aus dem Waldstück am Bergrand hervortraten.

«Sie haben sich hübsch lange Zeit gelassen», sagte Oberstleutnant Engeman. «Hat sich's wenigstens gelohnt?»

«Ich denke schon, Sir. Darf ich es Ihnen anhand der Karte erklären.»

Während Major Cothran sich neugierig dazwischendrängte, faltete Major Deevers das Kartenblatt so zusammen, dass jetzt nur Remagen vor ihnen lag. MacMaster befestigte ein Transparentblatt darüber, um, wenn nötig, Timmermanns Bericht zu skizzieren. Karl Heinz begann, indem er den Pfad beschrieb, auf dem sie zu Tal gestiegen waren.

Doch jetzt sah Timmermann ein anderes Remagen vor sich und eine andere Zeit. Schon als er mit MacMaster beim Abstieg deutsche Worte wechselte, waren die Bilder aus seinem frühen Bewusstsein aufgetaucht. Deshalb hatte er sich ja den deutschstämmigen MacMaster für den Spähgang ausgesucht. Deutsche Laute waren ihm im Ohr geklungen, als er das erste Mal das Rheintalpanorama vor sich gesehen hatte. Und wie erhofft, kehrten sie auf dem Pfad wieder. Der Tonfall von MacMasters deutschen Flüchen über die Abschüssigkeit des Hanges brachte andere Worte, entschwundene Stimmen, ähnliches Klagen und Schimpfen aus seinen inzwischen überwachsenen Erinnerungen hervor. Nein, eine Stunde familiärer Eintracht war es wohl nicht gewesen, als er sich damals hier, ein kleiner Bub auf den Schultern seines Vaters, talwärts bewegt hatte. Die Stimme des Vaters kam nun wieder, kaum verständlich, doch unverkennbar das rauhe Timbre, in dem dieser Mann geringschätzig von den zu erwartenden Hindernissen gesprochen und für eingetretene Schwierigkeiten andere Leute, andere Umstände verantwortlich gemacht hatte.

Dazwischen klangen in der Stimme seiner Mutter deutlich Zwischentöne des Schmerzes, der Enttäuschung, fragwürdiger Hoffnung. Und doch war die Stimme der Mutter damals anders gewesen, als er sie heute

kannte: noch nicht gänzlich resigniert, sondern frischer, mädchenhafter, doch im Ton schon jene jugendliche Angst, die sich zwar viel zutraute, aber das eigene Unvermögen schon vorausahnte...

Ein weisses Schiff hatte er auf dem Strom gesehen: Vater war stehen geblieben, hatte sich umgedreht, um rheinabwärts zu schauen, wo das weisse Schiff hinter dem Berg an der Flussbiegung hervorkam. So schnell hatte er sich umgedreht, dass der kleine Karl Heinz hoch oben auf seinem luftigen Sitz die tödliche Angst vor dem Absturz – abgrundtief, den Steilhang hinunter bis in die Tiefe des Stroms – verspürte.

Er hielt sich an den Haaren seines Vaters fest; sein ganzer Halt waren gerade so viele Haare, wie eine Kinderhand packen konnte. Er spürte den Griff seines Vaters an den Füßen, doch da er strampelte in seiner Angst, entriss er sich diesem Griff, verlor für den Bruchteil einer Sekunde – eine Ewigkeit – das Gleichgewicht, stürzte diese Ewigkeit lang aus dem Himmel, und unter sich sah er nicht den Pfad, auf dem sein Vater stand, sondern nur die unendliche Tiefe des Abgrunds.

Das war der Moment seiner grössten Angst gewesen; doch unmittelbar danach fand er sich in den Armen seiner Mutter wieder, spürte, wie warm sie war, wie weich, wie schützend, wie verlässlich.

«Pass auf, Bill», rief Leutnant Timmermann, jetzt wieder in der Wirklichkeit, «jetzt wird's ganz steil, aber hier können wir mit einem Sprung die Serpentina abkürzen.»

«Okay, Timmy», antwortete Leutnant MacMaster hinter ihm.

Sie verhielten einige Augenblicke, beobachteten sorgfältig das Gelände hinter der Apollinariskirche, wo der Pfad auslief. Dort rührte sich nichts. Aber 100 Meter weiter stromabwärts war Bewegung. Timmermann nahm den Feldstecher. Er erkannte seitlich der Rheinuferstrasse vier Männer in Zivil, doch mit Gewehren.

Sie vermuteten einen Beobachtungsposten des Volkssturms, denn für eine wirksame Panzersperre waren es zu wenig Leute. Also musste das Gros der Verteidiger sich, von der Wegmündung aus gesehen, weiter stadteinwärts befinden. Timmermann richtete den Feldstecher auf die

Stadt, wo er verdächtig wenig Bewegung ausmachte, dann, zum wiederholten Mal, auf die Brücke.

Karl Heinz erinnerte sich deutlich an eine dampfende Lokomotive, die damals mit einem langen Wagenzug über die Brücke gefahren war. Sein Vater hatte sie ihm gezeigt, um ihn von der Nachangst wegen des Beinah-Sturzes abzulenken. Wenn seine Erinnerungen ihm keinen Streich spielten, dann gehörten die Bilder, die er heraufbeschworen hatte, zu einer letzten Rheinreise, die seine Eltern mit ihm unternommen hatten, bevor sie für immer nach Amerika gingen. Die Ängste seiner Mutter und die Irritation seines Vaters hatten sich damals wohl weniger auf die Gefährlichkeit des Pfades bezogen, sondern auf die Ungewissheit des bevorstehenden Lebens in Amerika – Angst einer jungen Frau und Mutter vor einer unabschätzbaren Zukunft in einem unbekanntem Land; Irritation eines Vaters vor einer Heimkehr als Deserteur.

Und er, Karl Heinz, gut drei oder knapp vier Jahre alt – er war die Last, die sein Vater damals zu tragen hatte, die Last der Verantwortung; er war das Bündel Leben, das seine Mutter damals, um es zu schützen und zu hegen, bis ins ferne, ungastliche West Point, Nebraska, fest in den Armen gehalten hatte.

Ja, so musste es gewesen sein: Dieser Pfad war ein Symbol seiner Kindheit. Wie hatte die alte Frau im Waldschlösschen gesagt? Wenn es eindrucksvoll genug ist, prägt sich schon in ganz früher Kindheit ein Erlebnis unauslöschlich ein.

Eindrucksvoll genug war es gewesen. Hier auf diesem Pfad, an diesem Hang, hatte ihn erstmals in seinem Leben die Todesangst gepackt, hatte er die Zukunftsangst seiner Eltern, deren Ursache er war, schon tief in seiner kleinen Kinderseele gespürt. Seltsam, dass ihn die krummen Wege des Krieges ausgerechnet zurück an diesen Ort führten...

«Wir sind dann an dieser Kirche vorbei bis zu diesem Punkt vorgedrungen», hörte Leutnant Timmermann sich weiter den Kommandeuren Bericht erstatten, «wo wir erkennen konnten, dass die beiden Remagen umfassenden Strassen sowie die Hauptstrasse dazwischen an ihren Ausgangspunkten nicht besetzt sind.»

«Aber vor dem kleinen Park hinter der Kirche steht ein Schild ‚Betreten des Rasens verboten^» grinste MacMaster.

«Wir werden versuchen, uns daran zu halten», lachte Deevers.

«Die Brücke ist nach wie vor in Betrieb», fuhr Timmermann fort. «Wenn wir noch lange hier stehenbleiben, hauen uns ganze Armeen über den Rhein ab.»

«Wir haben nur auf Sie gewartet», sagte Engeman. «Mein Vorschlag: Infanterie vorneweg, Panzer dreissig Minuten später, ab Stadtmitte gemeinsames Vorgehen. Wann sind die Herren abmarschbereit?»

Timmermann sah fragend seinen Bataillonskommandeur an. «Viertelstunde bis zum Abmarsch», sagte Major Deevers. «Ich gebe Ihnen eine halbe», bestimmte Engeman.

Major Deevers scharte seine Kompanieführer um sich. Da unterhalb des Viktoriabergs die Landschaft offen vor ihnen lag, da es weder an Männern noch an Material mangelte, war die operative Planung einfach. Leutnant MacMasters C-Kompanie erhielt Befehl, nordwestlich auszuschwärmen, stromabwärts auf den Rhein zu stossen, langsam gegen Remagen hochzurücken und so – in Fühlungnahme mit der Aufklärungsabteilung – die linke Flanke zu sichern. Leutnant Liedikes B-Kompanie hatte auf und hinter den Höhen bis zu einem Punkt oberhalb der Brücke die rechte Flanke abzudecken. Der Auftrag, Remagen zu besetzen, fiel somit der A-Kompanie des Leutnants Timmermann zu. Es wunderte ihn nicht.

Auch Timmermann teilte seinen drei Zügen drei Zielrichtungen zu. Sergeant Chinchar sollte auf der Koblenzer Landstrasse bis zum Bahnhof vorrücken, von da an beiderseits der Eisenbahn. Leutnant Burrows bekam die Hauptstrasse mitten durch die Stadt am Rathaus vorbei zugewiesen, dazu die Seitenstrassen. Sergeant DeLisio hatte parallel am Rheinufer entlang vorzurücken, möglichst in Deckung, um nicht vorzeitig Beschuss von der anderen Rheinseite herüberzuziehen.

«Wir treffen uns an der Brücke», sagte Timmermann.

13.00 Uhr. Eisenhower, Churchill, Bradley: immer Pech mit Brücken

Churchill trug die braune Uniform eines Obersten der britischen Armee, als er kurz vor eins im Innenhof des Champagner-Schlusses in Reims aus dem Wagen stieg. Eisenhower und Bradley begrüßten ihn am Fuss der Freitreppe.

«Nett von den hohen Tieren, dass sie einen Army-Colonel zum Essen einladen!» grinste er über sein breites Bulldoggen-Gesicht. Er war gut gelaunt. Samstagmorgen hatte er mit Montgomery und einigen Generalen den überrollten Westwall bei Maastricht besucht und sie alle eingeladen, mit ihm zusammen «auf Hitlers grossartige Siegfried-Linie zu ‚pinkeln‘». Offenbar hatte seitdem nichts seine bübisch-fröhliche Hochstimmung getrübt. Bradley erkannte bereits, dass es nicht leicht sein würde, für seine Vorbehalte gegenüber Montgomery Stimmung zu machen.

Zum Essen liess Eisenhower die Chesapeake-Bay-Austern auftragen, die eigens für dieses Gipfelgespräch eingeflogen worden waren. Omar Bradley, dessen geschmackliche Neigungen rustikalerer Natur waren, stellte seine Portion zur Verfügung. Churchill kassierte sie gern. Bei ihm traf auch der Champagner des Schlossherrn auf einen Kenner. Bradley hielt sich an Steak und Bier.

Mit Ungeduld registrierte Bradley, dass Churchill über alle Anspielungen auf die drängendste Frage, nämlich Montgomerys egoistischen Offensivplan, hochfliegend hinwegging. Churchill war schon beim nächsten Krieg.

England müsse dann eine gigantische Panzerfaust sein, die sich auf jeden Europa bedrohenden Aggressor richte. Beim Dessert liess er erkennen, wen er meinte. Man solle sich nur ja vor Stalins – er nannte ihn «Onkel Joe» – Bauernschläue in Acht nehmen, insbesondere die gutgläubigen Amerikaner seien ihm nicht gewachsen. Churchills entscheidender Satz stand schon im Raum, als Bradley begriff, dass die ganze Rede längst seine (und zum Teil auch Eisenhowers) Vorbehalte gegenüber Montgomery vorweg neutralisieren sollte, noch ehe sie auf dem Tisch lagen. Bradley, immer noch befangen in der kriegsnützlichen Le-

gende von der unverbrüchlichen Kameradschaft mit dem wackeren Waffenkameraden Iwan, wuchsen hier zum erstenmal politische Ohren.

Jetzt fiel ihm auch wieder die Wette ein, die Patton zu Neujahr mit Montgomery abgeschlossen hatte: In spätestens zehn Jahren ständen die westlichen Alliierten mit den Sowjets in einem neuen Krieg.

Nach Kaffee und Cognac traten sie vor die grosse Lagekarte im Stabsraum, wo Eisenhower auch eine deutsche Reichskriegsflagge aufgestellt hatte («Damit man immer weiss, mit wem man es zu tun hat!»). Natürlich war der Rhein das Thema – und wieder Montgomery.

«Und deshalb», sagte Churchill, womit er zusammenfasste, was er zuvor, beim Schlürfen der Austern, eröffnet hatte, «muss alles darangesetzt werden, damit Monty kraft dieses gigantischen Wischers», er wischte mit der Hand breit über Westfalen und Niedersachsen hinweg und setzte dann seine Faust zwischen Rostock und Trälleborg auf die Karte, «Uncle Joe die Ostsee und Skandinavien verbauen kann. Wir Engländer wollen eben nicht noch mal einen ‚Onkel‘ so hart auf dem Pelz haben. Ist das so schwer zu verstehen...?»

Eisenhower berichtete dann, Fluss- und Strömungs-Experten vom Mississippi seien ins Hauptquartier eingeflogen worden; ihr Expertenwissen helfe den Generalstäblern vor der Rhein-Invasion die geeigneten Übergangsstellen auszuloten. Dementsprechend würden dann die Marine-Einheiten mit ihren verschiedenartigen Landegerätschaften in Position gebracht: mit den schon an der normannischen Küste bewährten Landungsbooten, dazu den Amphibientanks und den Sturmbooten mit den 22-PS-Motoren. Sobald nach Montgomerys Voraussprung über den Rhein die Transportmittel frei würden, wolle man dieses enorme Material auf riesigen Spezialfahrzeugen an alle weiterhin vorgesehenen Rheinübergänge schaffen.

Denn Brücken, da waren sich die Befehlshaber bei der zweiten Runde Kaffee mit Cognac und Churchills nächster Zigarre einig, würden die «Krauts» ihnen nicht stehenlassen.

Ein paar Tollkühne hatten gerade erst am letzten Freitag (2. März) ihr Leben bei solchen Versuchen riskiert, an zwei Stellen.

Auf die Oberkasseler Rheinbrücke bei Düsseldorf setzte die 83. US-Fallschirmjäger-Division – nach dem Vorbild des SS-Obergruppenführers Skorzeny in den Ardennen – deutschsprechende GIs in deutschen Uniformen auf deutschen Beutefahrzeugen und Panzern an. Der Trupp übertölpelte auch tatsächlich mit kaltschnäuzigen Sprüchen einige deutsche Strassensperren, scheiterte dann aber am Scharfblick eines einsamen Kradmelders. Die Brücke flog in die Luft, als die Amerikaner mit den erbeuteten «Tiger»-Panzern bereits die Rampe hinauf rollten.

Auf die Uerdinger Brücke bei Krefeld donnerten Stunden später Panzer der 2. US-Division in Dampfwalzen-Manier los, kämpften sich auf der Brücke selbst gegen die Flammenwerfer-Attacken selbstmörderischer Panzerknacker vor; auf dem unter der enormen Hitzeentwicklung schmelzenden Asphalt schlitterten zwar einige Panzer noch hilflos bis zur Westrampe, doch dann flog auch diesem Stosstrupp die Brücke um die Ohren.

«Hier gibt's noch eine intakte Brücke», sagte General Bradley und zeigte auf Remagen, «und Hodges' Boys sind dicht davor.»

«Keine Chance», sagte Eisenhower.

«Kinder, das bringt doch nichts.» Auch Churchill schüttelte den Kopf. «Warum aus sportlichem Ehrgeiz sinnlos Männer opfern? Halten wir uns an Montys ausgereiften Plan. Manchmal fällt es mir wirklich schwer, euch Yankees zu begreifen...»

13.00 Uhr. Major Scheller: Nichts geht mehr!

Das Missbehagen war allseitig. Die drei Offiziere, von denen die Entscheidung in Remagen abhing, standen zwischen den Brückentürmen am Westufer, jeder davon überzeugt: Was immer noch zu machen war, war mit den beiden anderen nicht zu machen. Für Schellers grossartige Pläne von der Rundum-Vorwärtsverteidigung auf den Hügeln hatte der kleine Hauptmann nur ein bitteres Lachen übriggehabt.

Einen Flakzug aus dem Tunnel heraus den feindlichen Angriffsspitzen entgegenjagen? Wie brillant, falls es noch Flakzüge gab! Scheller dagegen hielt Bratges Zickzackläufe durch die Militärbürokratie, womit dieser sich seit Langem hauptsächlich befasst zu haben schien, ohne einem vernünftigen Verteidigungskonzept näher gekommen zu sein, für gefährliche Zeitverschwendung. Was konnte er mit einem Mann anfangen, der solche Dinge wichtig nahm? Was war denn dabei herausgekommen? Ein paar Kinder und Greise als Volkssturm auf der Landstrasse nach Bonn, ein paar Volkssturmkrüppel als Verkehrshilfspolizisten in der Stadt und auf der Strasse nach Koblenz, eine Handvoll hinkender, humpelnder Genesender auf dem Viktoriaberg, die ab und an einen Melder schickten – mehr doch nicht! Die Hiwis und die russischen Kriegsgefangenen verkrümelten sich derweil in irgendeinen Hinterhalt.

Nichts war greifbar in diesem Remagen. Wohin Scheller fasste, zer-rann ihm alles zwischen den Fingern. Auch die Zeit; Zeit, in der nichts geschah, sich nichts aufbaute, nichts konkretisierte, in der nur Männer mit stumpfen Gesichtern und hastig schlurfenden Schritten über die Brücke strebten, wobei sie entkräftete Pferde antrieben, und nun auch noch Kühe und Schafe, herrenloses Vieh von irgendwelchen Bauernhöfen, lebender Nahrungsvorrat für eine spätere Rast. Es waren Bilder wie aus Landsknechtskriegen vergangener Jahrhunderte, eine Schande.

Natürlich wusste Scheller, dass er ungerecht urteilte. Der eine kleine Hauptmann, Chef eines Häufleins Genesender, und der andere kleine Hauptmann, Chef eines Trüppchens ebenfalls nicht mehr frontdienstfähiger Handwerker, waren zu einer Zeit in dieses Provinznest abkommandiert worden, als dieses weit hinter der Front lag. Hier hatte der Krieg sie eingeholt. Das war nicht ihr Fehler, das war ihr Schicksal.

Und nun auch meins, dachte Scheller.

Bratge hatte jetzt seinen Befehlsstand im Sankt-Anna-Kloster geräumt, die unwichtigeren Papiere auf dem Klosterhof verbrannt; die «Geheimen Kommandosachen» waren unter Leutnant Siegels Aufsicht von einigen älteren Männern des Volkssturms in den Tunnel gekarrt worden.

Wieder so ein Rückzug über die Brücke, dachte Scheller bitter; und typisch für diesen «Festungsbereich»: Es gab zwar weder brauchbare Truppen noch Waffen, dafür aber einen riesigen Berg Akten.

Gefechtslärm klang nun hinter dem Reisberg auf, aus Richtung Bodendorf und Sinzig. «Sie kreisen uns ein», vermutete Hauptmann Bratge. «Die Amis auf dem Apollinarisberg warten auf Verstärkung aus Richtung Bonn. Und der Feind in Bodendorf-Sinzig will uns von der Ahr her packen. Das ist ganz klar. Wir müssen die Brücke sprengen.»

Die Offiziere vor der Brücke konnten nicht wissen, dass die hinter den Bergen operierenden US-Truppen gar nicht den Auftrag hatten, Remagen anzugreifen. Nachdem das «Combat Command B» mit seinem Gros eine gute Stunde lang zwischen Gimmigen und Heppingen aufgehalten worden war, stand es jetzt dort, wo früher am Vormittag bereits eine Aufklärungseinheit unter Feuer geraten war, ehe sie zufällig den für Remagen bestimmten Funkwagen zerstörte – nämlich im Ahrtal. Die Pershing-Panzer des Captain Prince, verstärkt durch das 52. US-Panzer-grenadier-Bataillon, kämpften sich gegen Sinzig vor. Im kampfflos eroberten Bodendorf hatte inzwischen bereits der Chef dieses Bataillons seinen Befehlsstand eingerichtet; übrigens in dem Gebäude, wo zuvor die Telefonzentrale «Diana» der Heeresgruppe B gearbeitet hatte.

In Sinzig, südlich der Ahr und auf den Höhen dahinter, hielten Teile der Hitzfeldschen Divisionen wacker stand. Sinzig war der nördlichste Brückenkopf einer schmalen Rheinfront, die Hitzfeld in Windeseile bis über Brohl hinunter aufbaute (ab Brohl bis vor Koblenz hielten sich die Armeekorpsreste des General Lucht am Rheinufer fest). Hitzfeld operierte aus taktisch günstiger Position. Von den Höhen zwischen Sinzig und Westum beherrschte er einen breiten Streifen flachen Wiesen- und Ackerlandes. Den mussten die Amerikaner erst einmal durchqueren, ehe sie an das Hindernis der Ahr gelangten.

Hitzfeld besass zwar als stärkstes Kaliber nur schwere Granatwerfer,

aber auch damit richtete er beim Gegner Schaden an. Vor allem: Sein Munitionsnachschub war gesichert. Das Hauptquartier der Heeresgruppe B in Bad Tönisstein meldete ihm, eine Munitionskolonne, 15 Lkws und Pferdegespanne, sei zu ihm unterwegs. Falls rechtzeitig Panzer dazukamen, durfte er hoffen, den amerikanischen Riegel aufzusprengen und die paar Kilometer, den Rhein entlang über Kripp, bis Remagen durchzubrechen.

Gestern Nacht hätte er diese kurze Strecke noch risikolos schaffen können. Jetzt musste allein der Versuch Hunderte Tote kosten. Hitzfeld verfluchte die Sturheit seiner Oberbefehlshaber von Zangen und Model. Aber für das Beweinen verpasster Chancen war jetzt keine Zeit.

Es blieben ihm nur noch zweieinhalb Stunden, bis Major Scheller auftragsgemäss die Remagener Brücke sprengen sollte.

«Gesprengt wird erst auf meinen Befehl!» beharrte Major Scheller. «Ist das klar?»

Wie aus einem Munde erwiderten die beiden Hauptleute: «Aber...»

«Aber! Aber! Kein Aber!» befand Scheller kurz.

Hauptmann Friesenhahn wandte sich wortlos ab und ging die paar Meter zu seinen Pionieren, die auf der Rampe arbeiteten.

Sie bauten Panzersperren und legten letzte Hand an die «Vorsprengung». Damit würde man die Rampe unbenutzbar machen, die Brücke selbst aber noch intakt halten. Falls sich die Situation wieder zum Guten wendete, konnte man den Schaden mit drei Tagen Schaufelarbeit wieder beheben.

Hauptmann Bratge erwiderte: «Selbstverständlich, Herr Major!»

Ganz geheuer war ihm dabei nicht. Andererseits begrüßte er, dass ein anderer das Sagen übernommen hatte. Welche Nachteile alleinige Verantwortung mit sich brachte, zeigte sich in den folgenden Minuten.

Remagener Volkssturmlaute, zur Erkundung der Mannschaftsstärke des Volkssturms von Erpel und Orsberg sowie zur Verbindung mit der Flak auf der Erpeler Ley ausgeschiedt, kehrten kurz hintereinander zu-

rück. Der Erpeler Ortsgruppenleiter hatte immerhin einen Teil seiner 16- bis 60jährigen auf die Beine gebracht.

«Was? Nur einen Teil?» Scheller behielt nur mühsam die Fassung.

Die schlimmere Nachricht kam erst noch: Es gab keine Flak auf der Erpeler Ley.

«Kinder, das könnt ihr doch nicht machen! Der beste strategische Punkt des Festungsbereichs!» Es war zum Jammern. Dann hielt ihn nur noch Sarkasmus aufrecht. «Aber was heisst hier schon Festungsbereich...» Verachtung und abgrundtiefe Enttäuschung schlangen da mit.

«Ich hatte es aber angeordnet, Herr Major!» beeilte Bratge sich. «Mein ausdrücklicher Befehl an den Flakzug, als er heute Morgen hier über die Brücke kam! Dem Zugführer persönlich habe ich...»

«Ausdrücklicher Befehl!» zischte Scheller. «Dann befehlen Sie doch gleich noch mal, wenn Sie das für so wirksam halten!»

«Herr Major!» Bratge straffte sich, so gut ihm das möglich war. «Ich durfte doch wohl des Glaubens sein, dass der ausdrückliche, persönliche Befehl des Festungsbereichskommandanten, dessen ausserordentliche Befugnisse in der Heeresdienstvorschrift...»

«Was haben Sie unternommen, die Ausführung dieses Befehls zu *überprüfen* und *sicherzustellen*, Herr Hauptmann?»

Nicht alle in der Nähe Stehenden bekamen viel vom Rest des Wortwechsels mit, von dem Götz-Zitat und einer Drohung mit Kriegsgericht, denn ein Artillerie-Hauptmann fragte sich gerade zum Kampfkommandanten durch.

Nicht nur Scheller schien dankbar für die Unterbrechung. Zwischen Scheller und Bratge war jedenfalls von diesem Augenblick an der Kontakt völlig gerissen. Spätestens von nun an hielt Bratge den Major für arrogant, eigenwillig und zu keinerlei Zusammenarbeit fähig. Scheller wiederum sah sich endgültig in seinem ersten Eindruck bestätigt, dass der Hauptmann mit seinem entscheidenden Auftrag überfordert gewesen und dass auch in der sich zuspitzenden Situation nicht mehr viel Unterstützung von ihm zu erwarten war.

Der Artillerie-Hauptmann kam von dem Bataillon, das am Vormittag

den Durchmarsch der amerikanischen Gruppe Prince («Combat Command B») von Meckenheim nach Sinzig zehn Kilometer von Remagen erfolgreich über eine Stunde lang aufgehalten hatte. Major Scheller bestätigte, das Artilleriefeuer am früheren Vormittag gehört zu haben.

Leider, fuhr der Artillerist fort, habe sich das Gros der stark motorisierten Amerikaner durch Ausweichen seinen Geschützen entzogen. Major Scheller erfuhr bei der Gelegenheit auch, dass Hitzfeld in Sinzig stand. Er rechnete sich aus, dass der Entsatz durch seinen General bevorstand.

Der Artillerie-Hauptmann nahm Scheller das Versprechen ab, die Brücke für seine Abteilung offenzuhalten. Die Gespanne befänden sich bereits auf dem Heimersheimer Pfad, der vom Gut Köhlerhof fast in gerader Linie zum Viktoriaberg führt.

Scheller versprach es ihm in die Hand – von Artillerist zu Artillerist. Und: Er bekam sieben Geschütze nach Remagen! Also doch!

Der Artillerie-Offizier hatte kaum seinen Kübelwagen wieder den Viktoriaberg hinaufgejagt, als vom jenseitigen Ortsende Remagens MG-Feuer aufbellte.

«Die Amis sind am Bahnhof!» schrie Bratge. «Alles fertigmachen zur Sprengung!»

«Kommando zurück!» schrie Scheller dagegen. «Sprengung auf gar keinen Fall in diesem Augenblick! Hier befehle ich!»

Die Pioniere an der Vorsprenganlage bei der Rampe zuckten die Achseln. Friesenhahn blickte zu Bratge. Bratge sagte nichts.

«Lassen Sie Ihre Männer Weiterarbeiten, Herr Hauptmann», rief Scheller zu Friesenhahn hinüber. «Zügig, aber in Ruhe. Keine Nervosität. Wir haben noch Zeit.»

«Ihr habt's gehört, Leute», sagte Friesenhahn zu seinen Pionieren. «Wir machen unsere Arbeit. Die Welt geht anderswo unter.»

Über die Alte Strasse kamen die Volkssturmänner herangelaufen, so schnell ihre alten Beine sie tragen konnten. Ein paar Jungen, halbe Kinder noch, liefen vorweg. Sie kürzten den Weg über den Hof des Holzwerks Becher ab. Es waren die Bewacher der Strassensperre am Bahnübergang, vor dem Bahnhof.

«Die ganze Strasse zum Apollinarisberg steht voll mit denen ihre

Panzer!» keuchte einer. Er hob sein russisches Beutegewehr. «Dagegen konnten wir nix machen. Nit damit! Un nit mit de paar Schuss, die Se uns mitjegeben haben.»

«Schon gut», nickte Scheller. «Aber sie stehen noch, haben Sie gesagt, sie fahren nicht?»

«Ja. Aber wenn die erst alle losfahren! Solche Kabänesse sind das!» Er versuchte zu zeigen, wie gross die Pershing-Panzer waren.

«Das sehen wir früh genug», sagte Scheller, deutlich an Bratge gerichtet.

Und bis dahin war die Artillerie da. Und Hitzfeld auch.

Hammer und Amboss, so hiess das Spiel, das Bratge nicht kapierte.

13.40 Uhr.

Die Amis fangen am Bahnhof einen «General»

Die Landstrasse mit ihren Kurven war ihnen zu gefährlich. Leutnant Jim Burrows' Zug hielt sich abseits des Asphaltbandes, das in mehreren Windungen zur Stadt hinunterführte. Hinter der nächsten Kurve stand eine Pak im Gebüsch, Schutzschild und Rohr mit Tarnfarben bemalt. Burrows sprang hinter einen Baum, schleuderte eine Handgranate. Dreck und Asphalt spritzten um die Pak hoch. MG-Salven ratterten. Dann überzeugten sie sich, dass Truppen auf dem Rückmarsch das wahrscheinlich defekte Geschütz einfach stehen lassen. Die Männer feixten. Aber sie gaben Burrows recht. Warum noch Risiken eingehen...

Leutnant Timmermann, der mit DeLisios Zug zur Rheinseite hin den Hang abwärts kraxelte, meldete sich über Funk.

«War was, Jim?»

«Eine Vogelscheuche. No problems, Timmy.»

«Okay. Nur kein falsches Heldentum heute. Sag Mike Bescheid. Ende.»

Sergeant Mike Chinchar, an diesem Nachmittag offenbar ohne Lust

auf Scharfschützenjagd und daher auch ohne Halstuch unterwegs, arbeitete sich mit seinen Leuten rechts von der Strasse auf den Taleinschnitt zwischen Apollinaris- und Viktoriaberg vor. Noch ahnte er nicht, dass er dabei von Feldwebel Rothe und dem Brückensicherungskommando vor dem Hotel «Waldburg» beobachtet wurde. Chinchar verliess sich darauf, dass Leutnant Liedikes B-Kompanie die Höhen für ihn sauberhielt.

Am Gefechtsstand vorm Waldschlösschen traf unterdessen CCB-Chef Hoge ein. Daran, und an dem nachfolgenden Donnerwetter für Oberstleutnant Engeman, war Hoges Stabschef Ben Cothran schuld. Dem Major, der den Offizieren auf dem Apollinarisberg die Zeitungen gebracht hatte, war während der Rückfahrt die Diskussion um die Brücke durch den Kopf gegangen. Da er im Zivilberuf Redakteur war, dachte er auch als Soldat eher in Schlagzeilen als in taktischen Anweisungen. «Die Ersten jenseits des Rheins» oder «Erste deutsche Brücke in US-Hand» wäre ihm daheim in Nashville eine fette Zeile wert gewesen. Also zum Teufel mit dem theoretischen Für und Wider. Er überlegte sich eine verschlüsselte Formulierung, da er fürchtete, mit Klartext nur schlafende Hunde zu wecken, und schaltete sein Funkgerät ein.

Der Brigade-General in Bodendorf war gleich auf Cothrans Wellenlänge: «Ich komme sofort!»

Von Timmermanns Aussichtspunkt starrte wenig später auch er fasziniert durch den Feldstecher.

«Unser Befehl lautet natürlich, sofort weiter nach Sinzig vorzurücken, ohne uns auf irgendwelche Gefechte einzulassen», erinnerte der General. Major Deevers nickte bestätigend.

«Mit der Brücke würde ich natürlich das ganze Bataillon riskieren», sagte Hoge, mehr zu sich selbst, das Glas immer noch vorm Auge. Dann aber erinnerte er sich, dass er als Offiziersschüler mal mit nur einem 50-Cent-Lotterielos einen funkelneuen Strassenkreuzer gewonnen hatte. Er drehte sich zu den beiden Kommandeuren um und dröhnte: «Haben Sie etwa die ganze Zeit nur die Sehenswürdigkeiten angeglotzt? Wollen Sie nicht endlich Ihre Leute von den Ärschen scheuchen und

über die Brücke jagen? Wir sind doch hier nicht auf einem Sonntagschulausflug! Wir wollen hier jetzt mal Betrieb sehen!»

«Sir!» erwiderte Deevers pikiert, «mein Bataillon ist bereits unterwegs und hat schon den Stadtrand erreicht!»

«Könnten längst an der Brücke sein!» tobte Hoge weiter, während er über den Waldpfad zum Waldschlösschen zurückstapfte. «Wieso stehen Ihre Panzer noch hier!» fauchte er Engeman an.

Der Oberstleutnant versuchte Schritt zu halten. «Der Plan sieht den Abmarsch der Panzer in», er schaute auf die Uhr, «genau sieben Minuten vor, Sir!»

«Viel zu spät!» schnauzte der General. «Mann! Erkennen Sie denn eine Chance nicht, wenn sie so gross wie das Empire State Building vor Ihnen steht! Action! Action!»

Von Hoge angetrieben, scheuchte Engeman seine Panzerbesatzungen in ihre Stahlkästen. Die Motoren wurden angeworfen, schwerfällig raselten die Pershings los. Major Deevers schrie im Kommandowagen seine Befehle in den Funkkasten zu Timmermann hinunter. Während der General eigenhändig einen Panzerfahrer, der neben seinem Pershing auf dem sanften Waldboden eingenickt war, hochriss, fügte Deevers seinem Funkspruch etwas leiser hinzu: «Der Alte spielt hier oben verrückt und hat vorzeitig die Panzer in Marsch gesetzt, aber lasst euch nicht verrückt machen. Klar?»

«Klar, Sir», gab Timmermann zurück.

Er gab an seine Männer nur weiter: «Wir haben Publikum für unsere Show. Der Alte ist gekommen.»

Dabei hatte Timmermann im Augenblick andere Sorgen. Chinchar meldete sich. «Ein paar Jungs rufen vom Bahnhof durch. Sie haben da angeblich einen deutschen General gefangengenommen. Kommst du rüber, um ihn zu vernehmen?»

Timmermann und Chinchar trafen, aus entgegengesetzten Richtungen, fast gleichzeitig ein. GIs standen auf dem Vorplatz, sicherten nach allen Seiten. Einer sagte: «Sie sind da drinnen, im Wartesaal. Wir kamen hier an den Bahnübergang, da stand alles voll mit Spanischen Reitern. War verdammte Arbeit, eine Gasse durch die Hindernisse zu schaffen.

Aber kein Beschuss. Den Bahnhof sind wir vorsichtig von allen Seiten angegangen. Sassen nur ein paar alte Männer drin, zitterten am ganzen Leib. Volkssturm, russische Gewehre ohne Munition. In einem Hinterzimmer sass der Kerl. Ziemlich arrogant. Aber eine irre Uniform. Rote Mütze mit Kokarde. Ziemlich hohes Tier.»

Timmermann sah ihn, als die GIs ihn mit vorgehaltenen Karabinern durch den grossen Ausgang stiessen.

Timmermann musste herzlich lachen. Derart Uniformierte lagen noch bei den Hunderten Bleisoldaten und anderem Spielzeug, das seine Eltern für ihn aus Deutschland nach West Point mitgebracht hatten.

«Lasst ihn laufen», sagte Timmermann, «es ist nur der Bahnhofsvorsteher.»

Timmermann lief durch die Drususgasse wieder zum Rheinufer hinunter, wo DeLisios Zug sich jetzt, dicht an den ausgebrannten Fassaden des Hotels «Fürstenberg», auf die Brücke zubewegte.

Als die GIs die Panzer vom Apollinarisberg herunterdröhnen hörten, verhielten sie in den Hauseingängen und Ruinengrundstücken. Am Bahnübergang teilte sich die Kolonne. Das Gros der Pershing-Panzer blieb auf der Koblenzer Strasse, die aussen, parallel zur Eisenbahn und neben der Stadt, zur Brücke führte. Die wenigen Pershings, die mitten durch Remagen, durch die Marktstrasse bis zur Alten Strasse vorrücken sollten, schoben erst einmal auf dem Bahnübergang die Spanischen Reiter und die Drahtverhaue ein paar Meter vor sich her und dann beiseite, ehe sie über das Kopfsteinpflaster des Bahnhofsplatzes rasselten und dann zum Rathaus rollten. Erst am Rathausplatz schlug ihnen aus einem halbzerstörten Haus MG-Feuer entgegen.

Leutnant Burrows sprang mit seinen Männern in die schützenden Ruinen. Der vorderste Pershing drehte drohend den Turm.

Von ihrem Ausguck oben auf dem Viktoriaberg sahen Feldwebel Rotes Leute jetzt, wie unhaltbar ihre Lage war. Zwei Stunden lang hatten sie die Amerikaner auf dem Apollinarisberg beobachtet, hatten sich über das Hin- und Herlaufen gewundert, aus dem sich keine erkennbare Vor-

wärtsbewegung ergab, hatten galgenhumorig ihre Witze darüber gerissen, dass diese Leute da drüben wohl unter keinen Umständen auf ihre geregelte Mittagspause verzichteten. Müde Witze waren das, denn Rothe Männer lagen nun schon 26 Stunden im Dreck, übernachtigt, verfroren, durchnässt, verschmutzt, hungrig – und sinnlos. Als sie dann aber sahen, wie sich über die Hänge breitgefächert Hunderte von Soldaten in Marsch setzten, eine ganze Kompanie allein auf sie zu – nicht dezimiert, sondern in voller Kriegsstärke –, da wurde es ihnen mulmig, mit ihren Beutegewehren und der halben Hosentasche voll Munition pro Mann. Und unten, beiderseits der Strasse, sahen sie nochmals unzählige Amerikaner auf die Stadt vordringen, in den Gassen untertauchen.

Eine Zeitlang blieben sie unschlüssig. Widerstand leisten? Sich überrollen lassen? Sich verstecken?

Zwischen den Bäumen oben auf dem Apollinarisberg kamen die ersten Panzer zum Vorschein.

«Ihr könnt machen, was ihr wollt», sagte Feldwebel Rothe. «Ich will sehen, dass ich es bis zur Brücke schaffe. Einer muss ja die Kameraden warnen, was da auf sie zukommt, sonst machen die im letzten Augenblick noch Dummheiten.»

Rothe robbte sich bis zu einem Hohlweg vor, liess sich in den Einschnitt fallen und schlich ein Stück die Wagenspuren entlang. Wo er als Kind Räuber und Gendarm gespielt, an Wintertagen gerodelt, an Frühlingsabenden mit Mädchen im Gras gelegen hatte, würde ihm wohl nichts passieren.

Als er den zweiten Hohlweg hinter sich hatte, der in Serpentina um den Viktoriaberg herumführte, sah er nur ein paar Amerikaner weit links. Er sprang von Obstbaum zu Obstbaum in Deckung, als wäre, wie damals beim Äpfelkauen, der Besitzer hinter ihm her. Er gratulierte sich, dass er im letztmöglichen Augenblick losgelaufen war, sonst hätte dieser Trupp auch ihn, wie jetzt die Kameraden, abgeschnitten. Als er über den Lützelbacher Weg in die letzten Gärten vor der Koblenzer Strasse sprang, geriet er in Chinchars Blickfeld.

Chinchar rechnete nicht mehr damit, dass von den Hängen her noch irgendwer kommen würde, er glaubte das Gelände bis zum Hügelkamm hinauf völlig von Liedikes B-Kompanie abgedeckt. Er sah auch nur ei-

nen Schatten zwischen den Obstbäumen dahinhuschen. Er schrie: «Halt!» Doch es rührte sich nichts. Er ging in Deckung, seine Leute mit ihm.

Rothe witterte in die Richtung des Rufes. Alles blieb still. Schüsse fielen nur im Stadtinneren. Der Weg zur Brücke schien noch frei. Wenn er über die Koblenzer Strasse kam, hatte er die erste Partie gewonnen, zwischen Strasse und Bahndamm war er geschützt. Über den Bahndamm zu springen, war natürlich gefährlich. Aber darüber wollte er erst nachdenken, wenn es soweit war.

Er hechete über den Asphalt. Wieder kam der Ruf «Halt!» Und dann spürte er auch schon die Kugel im linken Bein. Aber den Bahndamm hatte er erreicht. Die Wunde blutete stark, schmerzte aber nicht sehr. Wenn es die einzige blieb, schaffte er es auch noch bis zur Brücke. Aus der Stadt hörte er jetzt harte Detonationen von Panzergranaten. Es war höchste Zeit.

Chinchar verstand den Mann nicht, der da weit vorne im Graben untergetaucht war. Ein Soldat war es, das hatte Chinchar deutlich gesehen, Stahlhelm und Knobelbecher. Aber ein Gewehr hatte er nicht. Warum hob er dann nicht die Hände? Ob er Pistole und Handgranaten bei sich trug? Möglich. Also ein Ablenkungsmanöver – irgendwo hinter ihm musste ein Scharfschütze lauern. Anders machte das keinen Sinn. Vorsichtig hob Chinchar den Kopf.

In diesem Augenblick schnellte Rothe sich auf seinem gesunden Bein über den Bahndamm. Zwei Geleise. Eins zuviel. Als er zu Boden stürzte, hatte er zwei weitere Kugeln im Bein. Aber hinter dem Bahndamm war er sicher. Er hatte es geschafft. Nur jetzt schnell weg, ehe der Kerl hinter ihm Handgranaten warf.

Durch die Gärten konnte er nur noch kriechen. Er zog eine blutige Spur hinter sich her.

Es war schade um die letzten, noch einigermaßen heilen Häuser am Rathausplatz. Leutnant Grimball in seinem Pershing richtete die 9-cm-Kanone auf das Fenster, hinter dem ein Wohnzimmer lag. In dem Wohnzimmer stand ein Maschinengewehr, und dahinter lag ein alter Mann,

der noch einmal wie 1917 Fort Douaumont spielen wollte. Er spielte es genau drei Minuten lang, dann war Stille auf dem Marktplatz.

Grimballs Panzer rollte weiter durch die Marktstrasse, an Dr. Dr. Funcks Apotheke und an Herrn Fassbenders Kino vorbei, wo vor der Ruinenfassade ein zeretztes Plakat für den Marika-Rökk-Film «Kora Terry» hing. Der «Winzerverein» an der Ecke Josefstrasse war nur noch ein flacher Schutthaufen.

Hinter Grimball kam der Börsenmakler Windsor C. Miller mit dem zweiten Panzer. Windsor hatte nichts mehr zu tun, aber er musste scharf achtgeben, dass er nicht mit seinem breiten Panzer in der engen Strasse zwischen den Häuserwänden steckenblieb.

Miller und Grimball fanden die Eroberung Remagens ziemlich langweilig. Eine Stadt wie hundert andere.

Bis jetzt.

Zwei Leutnants hatten sich bei Major Scheller gemeldet; sie hatten ihre Kompanien bei den Gefechten zwischen Gimmigen und Sinzig verloren, wollten an der Brücke auf Versprengte ihrer Einheiten warten. Mit ihnen, immerhin Offiziere aus Hitzfelds Armeekorps, konnte Scheller reden, sie sprachen seine Sprache. An Waffen hatten sie freilich nur ihre Pistolen. Jedoch waren sie bereit, mit ihren – oder anderen – Versprengten zwei Stosstrupps aufzustellen. Sobald Versprengte eintrafen.

Nun warteten alle auf die angekündigte Artillerie.

Und auf General Hitzfelds Bataillone.

Es war höchste Zeit. In der Stadt rückte die Schiesserei näher. Durchs Fernglas waren auch an der Uferstrasse geduckte Figuren zu erkennen, die von Hausmauer zu Hausmauer vorwärts sprangen. Nun waren sie bereits an der ausgebrannten Fassade des Hotels «Anker».

Hitzfelds Truppen lagen zwischen Sinzig und dem benachbarten Westum gut im Kampf. Von den Höhen hinter Sinzig und vor Westum verweigerten Hitzfelds Granatwerfer den Pershings des Captain Prince standhaft die Ahrwiesen und das Flüsschen. Unter dem gezielten MG-Feuer trauten sich die amerikanischen Panzergrenadiere nicht hinter

dem Bahndamm hervor, über den die Eisenbahngleise von der Remagener Brücke her ins Ahrtal hinein verliefen.

Nun dachte auch General Hitzfeld, der den Hang des Mühlenbergs zu seinem Feldherrnhügel gemacht hatte: «Ja, wenn mir Major Scheller jetzt einen gepanzerten Flakzug, wie wir ihn auf der Krim hatten, von der Remagener Brücke her entgegendonnern würde! Da würden wir den Amis ganz schön das Laufen beibringen...»

Ein Melder, der den Hang zu ihm hinaufgekeucht kam, teilte ihm mit, die Kolonne mit den 15 Munitionswagen sei vor Sinzig eingetroffen; und er fragte, wie nun die Verteilung vorgenommen werden sollte. Hitzfeld rechnete sich aus, dass immer noch die knappe Chance des Durchbruchs nach Remagen bestand. Er erkundigte sich nach dem Standort der Kolonne, tobte, dass sie so nah herangefahren war, und sah hinter dem Bahndamm von Bodendorf zwei Pershing-Panzer den Hang des Reisbergs hochkriechen und die Rohre auf Sinzig drehen.

Rauchpilze spritzten in der Stadt hoch, verlagerten sich immer weiter zum Stadtausgang. Verdammt, dachte Hitzfeld, endet denn die Reichweite dieser neuen Ungetüme überhaupt nicht mehr!

Da erdröhnte das Ahrtal auch schon wie unter einem Tausend-Kilo-Bomben-Teppich aus Fliegenden Superfestungen. «Das war's», sagte Hitzfeld...

Sein gesamter Munitionsnachschub war in die Luft geflogen, alle 15 Lkws und Gespanne. Wie gelähmt starteten die Landser auf den gigantischen Rauchpilz, der über der Stadt aufstieg.

Hinter dem Bahndamm brachen die Infanteristen der 52. US-Armored Division hervor, unter dem aus Munitionsmangel dünner werdenden Granatwerferbeschuss rollten die Panzer jetzt über die Ahrwiesen. Die Ahrbrücke konnten Hitzfelds Leute nicht mehr sprengen. Schon rollte der erste Pershing darüber. Als Hitzfeld sich vom Mühlenberg zurückzog, sah er einige Panzer vor dem Reisberg auf den Rhein zurollen, Richtung Kripp. Und hinter Kripp lag Remagen.

Armer Scheller, dachte er noch...

Leutnant Timmermann hatte schnell das System der engen Quergassen

begriffen, die zwischen der Alten Strasse und dem Rheinufer verliefen. So konnte er, wenngleich mit viel Beinarbeit, immer ein Stück mit Burrows' Zug in der Stadtmitte, dann wieder mit DeLisios Zug am Rheinufer vorrücken. Aus einigen noch bewohnten Häusern entrollten sich hastig weisse Tücher.

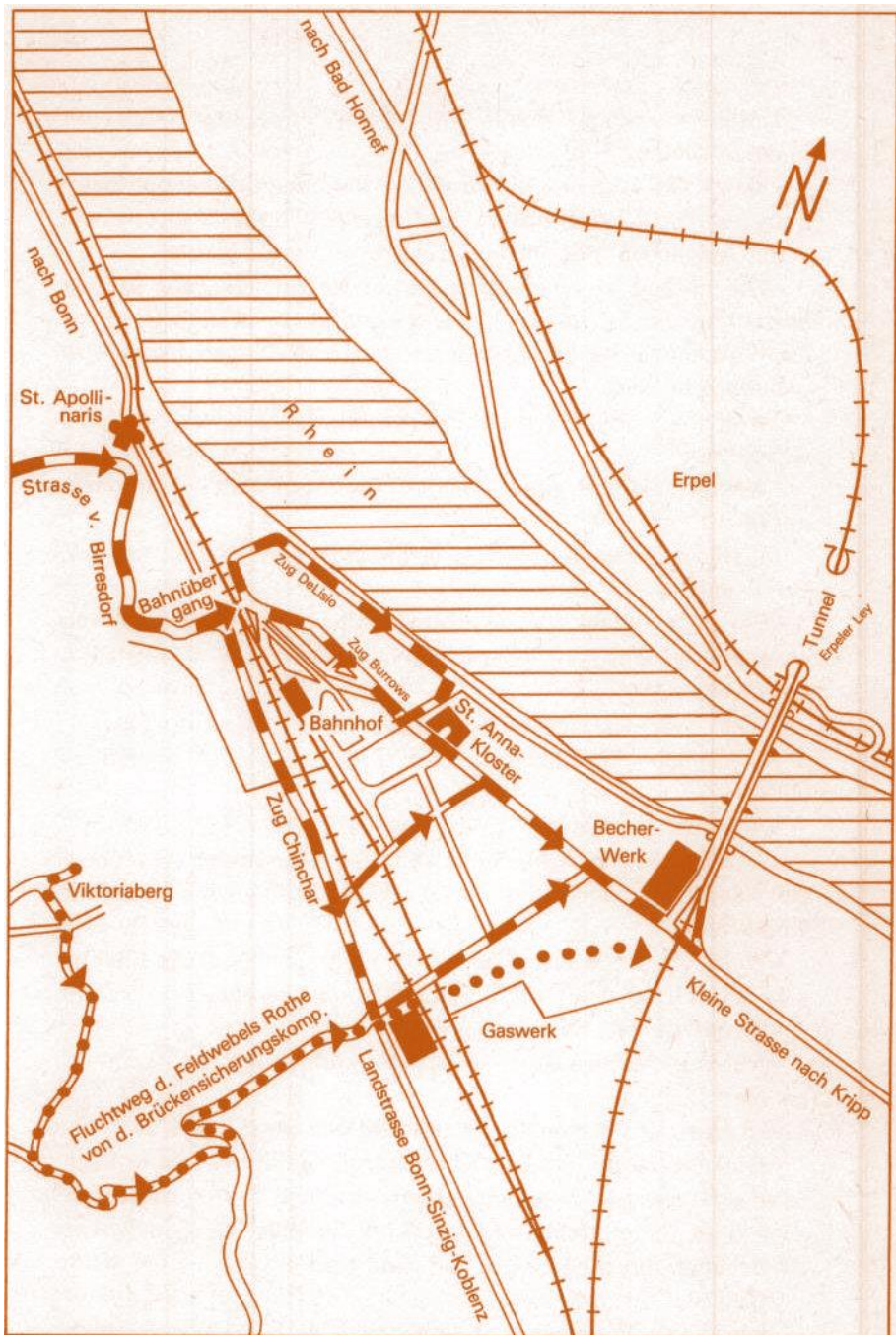
Mit erhobenen Händen kamen Zivilisten aus Schlupflöchern, die sich schnell als Russen oder Polen zu erkennen gaben: Kriegsgefangene oder ehemalige Hiwis, die sich heimlich vom Brückenkommando abgesetzt hatten. Jetzt zeigten sie den GIs, in welchen Ruinenkellern, hinter welchen Fassadenburgen sich deutsche Soldaten versteckt hielten. Da genügten dann ein paar Feuerstösse aus den Maschinengewehren, um die Landser aus ihren «Stellungen» herauszutreiben.

Aber die warteten ohnehin längst auf die Amerikaner: Versprengte, die sich in der Nacht von ihren Einheiten abgesondert hatten, um «privat» den Krieg zu beenden. Timmermann merkte das schnell, nach ein, zwei Fragen; welche Truppen, Waffen, Verteidigungsanlagen es an der Brücke gab, wussten sie jedoch nicht.

Timmermann schickte sie nach hinten; auf dem Bahnhofsplatz bauten einige GIs aus den Spanischen Reitern der einstmaligen Strassensperre inzwischen ein provisorisches Auffangareal.

Timmermann erreichte mit DeLisios Männern die letzten Häuser der Stadt. Bis zur Brücke lag jetzt ein ungedeckter Uferstreifen vor ihm. Burrows kam etwa gleichzeitig aus der Verlängerung der Alten Strasse in die Obstgärten, die sich bis zur Brückenrampe erstreckten. Dort lagen nur noch einzelne Häuschen, meist efeu- oder weinbewachsen, unter Bäumen.

Timmermann sah auf der Karte, dass er und Burrows sich innerhalb des Gleisbereichs befanden, der von der Bonn-Koblenzer Eisenbahn einerseits und der von der Brücke kommenden Eisenbahnstrecke andererseits gebildet wurde. Er befahl Chinchar, bis zum Schnittpunkt vorzurücken und dann jenseits des Bahndamms zur Brücke einzuschwenken. Hinter dem Damm lag wiederum freies Gelände, mitten darin ein Sportplatz und dahinter mehrere weit verstreute Gebäude. Das war ein Fall für die Panzer.



Die Brücke «im Visier»: Der Weg Timmermanns und seiner Zugführer durch die Stadt.

Timmermann holte sich den Mann mit dem Tornister-Sprechfunkgerät heran.

«Major, Sir!» rief er seinen Bataillonskommandeur an und legte ihm, nur leicht verschlüsselt, die Lage dar; bisher gab es noch keine Anzeichen, dass ihr Funkverkehr abgehört wurde.

«Wir müssten jetzt wissen, ob wir die Brücke, so schön wie sie dasteht, tatsächlich links liegenlassen und wie ursprünglich befohlen nach Sinzig weitermarschieren sollen. Remagen haben wir jedenfalls im Sack.»

«Wollen Sie denn die Brücke, so schön wie sie dasteht, einfach stehenlassen?»

«Wenn's nach mir ginge – keinesfalls. Aber geht's denn nach mir?»

«Vielleicht, ausnahmsweise», lachte Deevers. «Was tut sich auf der Brücke?»

«Ein paar ‚Krauts‘ vorn an der Rampe und ein paar oben zwischen den Türmen. Aber die stehen nur so rum, als warteten sie auf was.»

«Well, wenn wir wüssten, worauf sie warten, wär mir wohler.»

«Uns auch, Sir. Schnappt die Funkaufklärung irgendwas auf?»

«Absolute Funkstille.»

«Sehr verdächtig, wenn Sie mich fragen, Sir. In den Ardennen gab's auch ewig nichts im Funkverkehr, und plötzlich den grossen Knall.»

«Werden nicht blöd sein, die ‚Krauts‘, und lieber übers Telefon arbeiten. Haben Sie Drähte auf der Brücke gesehen?»

«Bis jetzt nicht, Sir.»

«Auf keinen Fall kappen. Vielleicht können wir uns irgendwo ins Netz hängen.»

«Ist klar, Sir. Was mach ich nun mit der Brücke?»

«Well, wenn Sie sich lieb Kind beim General machen wollen, dann servieren Sie sie ihm auf einem silbernen Tablett. Befehlen darf er es Ihnen nicht, weil die Armeebefehle dagegenstehen. Aber haben möchte er sie schon ganz gern.»

«Und Sie, Sir?»

«Ich auch. Oberstleutnant Engeman ebenfalls. Nur befehlen darf es

Ihnen leider niemand von uns.»

«Also bin ich jetzt der General?»

«Eins höher sogar, wenn Sie wollen, Timmermann. Was immer Sie unternehmen, der General ordnet sich unter.»

«So was hab ich mir schon an meinem ersten Tag als Rekrut gewünscht», lachte Timmermann.

«Eine freundschaftliche Empfehlung gefällig?» fügte Major Deevers hinzu. «Nehmen Sie die Brücke unter Feuer – damit die ‚Krauts‘ nicht dazu kommen, das durchzuführen, was immer sie vorhaben.»

«Okay, Sir. Aber Panzerbeschuss wäre wirkungsvoller.»

«Sie wollen also Engemans Panzer zu Komplizen Ihres befehlswidrigen Treibens machen?»

Timmermann lachte. «Ich brauche Panzer beiderseits der Brückentrampe, ob ich mir die Brücke nun hole oder nicht. Also, Engeman soll mir die Pershings hinstellen, wo ich sie brauche. Wenn er dann später findet, ich hätte sein teures Spielzeug für meinen persönlichen Ehrgeiz missbraucht, dann sag ich eben, er soll den General zur Sau machen.»

«Sie gehen völlig in Ihrer neuen Rolle auf!»

«Klar, Sir. Nun will ich sie aber auch geniessen, solange sie dauert. Darf ich jetzt um die Panzer bitten? Im günstigen Schusswinkel, links und rechts der Brücke?»

«Mit Vergnügen, Sir...!»

Nachdenklich klemmte Timmermann den Hörer in die Halterung. Verdammt, dachte er, immer ich. Er starrte das riesige Monstrum an, das er da vor sich hatte, den hohen Rampendamm, den gigantischen Bogen, der sich in den Dunst hinauf schwang, die mächtigen steinernen Festungstürme mit ihren drohenden Schiesscharten. Und das schier endlos sich hinstreckende offene Gelände davor – alles viel grösser, viel wuchtiger, viel breiter, viel drohender als vom Apollinarisberg aus.

Er teilte seine Leute ein, damit sie gute Schuss- und Ausgangspositionen hatten, sobald die Panzer kamen.

Scheller beobachtete durch den Feldstecher das scheinbar zögerliche, unentschlossene Instellengehen der Amerikaner. Anders als Bratge und

Friesenhahn, hatte er seine Erfahrungen mit dem amerikanischen Gegner. In der Zeit, als die beiden Brücken-Hauptleute ihre Grabenkriege auf dem Schlachtfeld der Bürokratie führten, hatte er dem Gegenschlag der Yankees aus den Ardennen heraus standhalten müssen. So kannte er die Manier der amerikanischen Angriffsvorbereitungen besser: bedacht-sam, umsichtig, von Aufklärung abhängig, auf Sicherheit und maximalen Materialeinsatz angelegt. Scheller wertete die Nervosität der beiden Hauptleute als Anzeichen lächerlicher Ignoranz. Für ihn bedeuteten die Bewegungen der Amerikaner nur: Es war noch viel Zeit.

Zeit für den Anmarsch der Artillerie-Abteilung.

Zeit für den Anmarsch der Hitzfeldschen Truppen.

Vom Friedhof hinter dem Becher-Werk kamen die ersten Schüsse. Sirrend und scheppernd irrten die Querschläger zwischen den stählernen Streben der Brücke. Scheller zog verächtlich die Mundwinkel herab. Um ihn zu beeindrucken, reichte das nicht.

Eine nächste Serie von MG-Salven war auf die Pioniere gezielt, die noch vor der Rampe arbeiteten. Doch sie lag zu kurz. Die Pioniere lies-sen sich nicht stören.

Bratge kam auf Scheller zu. «Wir sollten wenigstens die Vorsprengung hier an der Rampe...»

«Wen wollen Sie denn damit erschrecken?» fragte Scheller zurück. «Das nützt doch nur was, wenn damit auch mindestens ein Dutzend Pan-zer hochgeht. Und die seh ich noch nicht.»

«Ich weise Herrn Major auf den Führerbefehl hin, der ausdrücklich vorschreibt, bei Annäherung des Feindes jede Brücke...»

«Ich weise Sie auf den nämlichen Führerbefehl hin, der ausdrücklich das vorzeitige Sprengen einer Brücke ebenso unter Todesstrafe stellt, Herr Hauptmann.»

Friesenhahn trat zu den beiden. «Ja, da hat der Herr Major recht. Wir können uns aussuchen, welcher von zwei Todesstrafen aus ein und dem-selben Führerbefehl wir uns aussetzen: wegen zu früh sprengen oder wegen zu spät sprengen. Das ist über die Klinge gehupft wie gesprun-gen.»

Die Karabinerschüsse lagen näher. Die Pioniere, deren Arbeiten Friesenhahn jetzt als beendet meldete, zogen sich zwischen die Brückentürme zurück.

«Lassen Sie zurückschiessen», befahl Scheller. «Scharfschützenmässig. Hart gezielt und munitionssparend. Wo steckt eigentlich Ihre Brückensicherungskompanie?»

«Die letzte Nachricht kam vom Viktoriaberg, wie befohlen.»

«Das ist eine Stunde her.» Scheller hob den Feldstecher an die Augen und suchte den Hang bis zum Hotel «Waldburg» ab. «Der ganze Hang wimmelt von Amerikanern. Die Kompanie scheint sich nicht besonders bemerkbar gemacht zu haben.»

Bratge zuckte nur mit den Achseln.

Was Scheller nicht sehen konnte, war, dass die B-Kompanie des Leutnants Liedike im Hotel «Waldburg» den Weinkeller entdeckt hatte. Die GIs liessen von jeder geöffneten Flasche zuerst den Wirt einen Schluck trinken. Allmählich rückten sie im grossen Bogen den Hang hinab vor, ihr Ziel schien der Ausläufer der «Goldenen Meile» zwischen Kripp und der Brücke zu sein. Scheller fand, dass ihm von dort keine unmittelbare Gefahr drohte. Aber die Artillerie-Einheit und Hitzfelds Truppen würden diese Schützenkette durchbrechen müssen.

Plötzlich heulte die erste Panzergranate heran. Im Vorfeld der Rampe spritzte eine Erdfontäne auf.

«Kaliber neun Zentimeter», sagte Scheller. Der Panzer rollte von der Fortsetzung der Alten Strasse durch die Obstgärten auf die Gebäude des Becher-Werks zu. Scheller betrachtete die tiefliegende, gedrungene Form des Panzers, der breit auf seinen Ketten lag. Er sah aus wie ein deutscher Tiger-Panzer. Aber da war der weisse US-Stern auf dem niedrigen Turm. Und dann fielen ihm andere Unterschiede auf, Kleinigkeiten. Mündungsfeuer blitzte am Geschützrohr auf.

Während das Geschoss heranheulte, reichte Scheller den Feldstecher an Bratge weiter. «Schauen Sie sich das an», sagte er. Einen Augenblick waren die Gegensätze zwischen den Männern weggewischt. Auf dem Brückendamm spritzten Erdreich und Steine in die Luft.

«Aber das ist doch...» begann Bratge.

«Eben nicht», sagte Scheller. «Aber gut nachgemacht. Und die Kanone eine Nummer besser. Kaliber neun statt 8,8. Wahrscheinlich auch stärkere Panzerung.»

Als Friesenhahn das Glas bekam, erschien ein zweiter Panzer, der sein Rohr auf die Brücke richtete. Auch dieser Schuss lag noch zu kurz, aus dem Rhein erhob sich eine Wasserfontäne.

«Die Saukerle», sagte Friesenhahn. «Beutepanzer?»

«Neues Modell», sagte Scheller. «Gerüchteweise haben wir im Korpskommando davon gehört. Ich sehe ihn jetzt zum ersten Mal.»

«Ausgerechnet gegen uns», meinte Friesenhahn mit Galgenhumor. «Immer auf die Kleinen.»

«Wenn wir jetzt Flak hätten...» meinte Bratge und starrte wieder durchs Fernglas.

«Auf der Erpeler Ley, zum Beispiel», fügte Scheller spitz hinzu.

Bratge zuckte bei der Anspielung auf das Versäumnis nur die Achseln.

Aber es gab Flak, vom anderen Rheinufer her. Hinter Erpel begannen 2-cm-Geschütze zu belfern. Zuerst lag auch dieses Feuer quer über den Rhein zu kurz, traf die Uferböschung, arbeitete sich dann durch die Obstgärten zu den Panzern hin vor, erzielte aber keine Treffer.

«Also doch», sagte Scheller. «Nur unwirksam und auf dem falschen Ufer.»

Bratge hob hilflos die Schultern. «Ich habe Ihnen ja gesagt, Herr Major, der Flak-Major Halbach hat sich jeder Zusammenarbeit mit mir entzogen.»

An der Uferstrasse, oben beim Stadteingang, mussten jetzt auch Panzer aufgetaucht sein. Das Flakfeuer verlagerte sich vom Brückenvorfeld in Richtung Apollinariskirche.

«Jetzt ballert er auf eigene Faust vor sich hin», schimpfte Scheller. «Anstatt uns hier das Gelände freizuhalten, nimmt er die Panzer da oben am Ufer aufs Korn, weil er die besser erkennen kann.»

«So ein Quatsch», sagte Friesenhahn.

«Verdammt, hier geht aber auch gar nichts zusammen!» fluchte Scheller. «Nichts! Nichts! Nichts!»

«Wenigstens lohnt es sich jetzt, dass wir sprengen», meinte Friesenhahn, «so können wir wenigstens ein paar von den Bleheimern da mitnehmen, wenn die erst mal auf der Rampe und auf der Brücke sind.»

«Das wird knapp», drängte Bratge wieder. «Vermutlich wird die Infanterie unter dem Feuerschutz dieser Panzer vorgehen, und damit wären wir gezwungen...» Aber alles, was er sich ausmalen konnte, sah nach Bankrott aus, da liess er es lieber.

«Welche Verbindung haben wir zur Flak da drüben?» erkundigte sich Scheller.

«Gar keine», sagte Bratge. «Kein Funk, kein Telefon.»

«Also müsste ich persönlich zu diesem Major der Flak hinfahren. Womit?»

«Fahrrad», sagte Bratge lakonisch. «Fahrräder stehen im Tunnel, am hinteren Ausgang. Major Halbach sitzt in Orsberg, ein paar Kilometer landeinwärts. Aber vielleicht gibt's Telefon oder Funk zwischen der Geschützstellung und dem Befehlsstand.»

«Vielleicht!» zischte Scheller. «Schöne Aussichten sind das!» 300 Meter zu Fuss durch den Tunnel, dann los mit dem Rad ins Hinterland – und wenn genau dann die Artillerie auftauchte, oder Hitzfeld? Wer sollte dann die Operation zum Zusammenschluss leiten? Diese Figuren hier schafften das doch nie.

Die Pioniere zielten inzwischen wie auf dem Schiessstand. Ihr genaues Feuer hatte bis jetzt die amerikanischen Infanteristen am weiteren Vordringen gehindert; die wollten wohl den Panzern die grobe Vorarbeit überlassen. Mittlerweile rollten etwa zehn dieser neuartigen Ungetüme – noch fern, noch langsam, doch unaufhaltsam – auf die Brücke zu, einige inzwischen auch vom Sportplatz her; die mussten auf der Koblenzer Strasse durchgefahren sein, um die Rampe nun aus südlicher Richtung anzugehen. Infanteristen folgten ihnen in weit auseinandergezogener Schützenkette von Deckung zu Deckung.

Auf jeden Fall, dachte Scheller, halten die uns für besser gerüstet und stärker, als wir sind. Sie denken natürlich, dass wir alles ausnützen, was man in der primitivsten Gefechtsausbildung über Geländeausnutzung lernt. Sie sehen wahrscheinlich Bahndämme, Rampen, Brückentürme,

die Brücke selbst, den Tunnel, und natürlich die Erpeler Ley als unheimlich und waffenstarr an. Die Amis werden sich einfach nicht vorstellen können, dass hier nichts, aber auch gar nichts ist. Und in dieser Illusion müssen wir sie belassen, solange es geht. Nur so ist Zeit zu gewinnen. Zeit, bis die Artillerie kommt. Zeit, bis Hitzfeld kommt.

Scheller sah auf seine Uhr: 14.30 Uhr. Die Amis würden noch eine gute Stunde brauchen, bis sie sich zum Angriff bereitgestellt hatten. Bis spätestens 16 Uhr wollte Hitzfeld in Remagen sein. Im günstigsten Fall rettete Hitzfeld ihn früher. Bei Pech fehlte ihm zum Schluss hin eine halbe Stunde. Die galt es zu überbrücken.

«Kommen Sie», sagte er zu Bratge und den beiden Leutnants. «Schauen wir, was sich von der anderen Rheinseite aus machen lässt. Friesenhahn! Sie sprengen erst in allerletzter Sekunde!»

14.35 Uhr. Die Rampe fliegt in die Luft

Die Männer, die mit gutgezieltem Karabinerfeuer die GIs auf Distanz gehalten hatten, zogen sich zurück – einer nach dem anderen, damit es nicht gleich auffiel. Als Bratge, der Major und die Leutnants fast den jenseitigen Uferbogen erreicht hatten – hinter ihnen, gut gedeckt, die retirierenden Pioniere –, war es genau 14.35 Uhr, und Friesenhahn gab den vier verbliebenen Männern ein Zeichen. Zwischen Zündung und Detonation mussten sechs Sekunden liegen.

«Sechs Sekunden Deckung!» schrie Friesenhahn. «Und danach nix wie weg! Achtung: Sprengt – jetzt!»

Wo auf der Rampe die erst am Vortag aufgeschütteten Zufahrtswege mündeten, schoss krachend eine Dreckfontäne himmelwärts. Noch im Hagel der Erdbrocken und Schottersteine sprang Friesenhahn auf und davon. Ein hastiger Blick zurück: An dem zehn Meter breiten Krater kam kein Fahrzeug und schon gar kein Panzer vorbei. Und auch nicht

mehr Schellers oft erwähnte Artillerie – was Friesenhahn mit einer gewissen Schadenfreude erfüllte, über die er sich selber wunderte.

Dröhnend donnerten Friesenhahns schwere Nagelstiefel über die Planken. Hinter ihm ratterten die MGs los. Die Abschüsse der Panzergranaten knallten wie Bretter, die jemand gegeneinanderschlägt. Sein über 50 Jahre altes Herz schlug ihm bis zum Hals, seine Lungen flatterten. Querschläger und Splitter schepperten ringsum durchs Brückengestänge. Dicht hinter ihm fetzten Planken hoch. Der Luftdruck einer Granatenexplosion warf ihn vornüber. Eine verrückte Vision zuckte ihm noch durchs Hirn: Seine Frau trat mit ihrem Fahrrad hinter einem Brückenmast hervor, packte ihn auf den Gepäckträger und fuhr mit ihm nach Hause. Aber dann flogen ihm die Schienen unter den weggefetzten Bohlen entgegen, schwarz wurde es ihm vor Augen.

Leutnant Timmermann hatte sich mit DeLisio und Burrows hinter dem Becher-Werk vorgearbeitet, als die Explosion den Dreck bis zu ihnen hinüberwarf.

«Oh shit!» fluchte Timmermann. «Wisst ihr, was das bedeutet?»

«Und ob», sagte DeLisio. «Jetzt müssen wir ohne Panzer über die Brücke! War schliesslich deine Idee, dass wir uns unbedingt einen Lorbeerkrantz in Gestalt einer Brücke aufsetzen müssten.»

«Sag's bloss keinem weiter!» knirschte Timmermann. «Los! Volles Feuer auf die Brücke! Damit die Kerle nicht noch mehr Unheil anrichten!»

Während die GIs aus allen Waffen hinter den Flüchtenden her feuerten, rannte Timmermann zu Windsor Millers Panzer hinüber, der in der besten Schussposition stand. «Gib ihnen Saures!» schrie er. «Alle Rohre voll auf die Brücke!»

Heimlich hoffte er, dass die panzerbrechenden Granaten weitere Sprengladungen hochjagten, ehe er mit seinen Leuten – was nun unausweichlich schien – die Brücke stürmen musste.

Beschuss kam ihnen nun nicht mehr entgegen, als sie die Rampe hochkletterten. Aber bei jedem Schritt wunderten sie sich, dass sie nicht von einer Mine in den Himmel gehoben wurden.

15.00 Uhr. General Hoge riskiert ein Bataillon

Benommen von seinem Sturz, tauchte Hauptmann Friesenhahn aus der Bewusstlosigkeit auf. Ringsum detonierten Panzergranaten, sirrten Kugeln. Gut eine Viertelstunde musste er in einer Bohlenlücke zwischen den Geleisen gelegen haben. Die Amis waren noch nicht auf der Brücke. Behutsam bewegte er sich vorwärts. Dass er auf seine alten Tage noch einmal durch den Dreck kriechen musste wie an der Westfront anno 18! Damals, mit elastischen Gliedern, war's ein Abenteuer, jetzt, mit geräderten Knochen, eine Erniedrigung. Erst als er die rechtsrheinischen Brückentürme erreichte, konnte er sich halb aufrichten und die letzten Meter bis zum Tunnelleingang laufen.

Gleich hinter ihm kam, auf allen vieren, Feldwebel Rothe aus der Deckung der Brückentürme herangekrochen. Er hatte viel Blut verloren und war käsig im Gesicht...

Um diese Zeit erreichten Panzer des «Combat Command B», die Sinzig erobert hatten, nunmehr den Rhein bei Kripp. Sie hatten gehofft, dort ihre Kameraden von der «Task Force Engeman» vorzufinden. Nun wunderten sie sich, dass diese noch nicht über Remagen hinausgekommen waren.

Etwa um die gleiche Zeit wurde im gerade eroberten Sinzig dem Nachrichtenoffizier des 52. US Armored Infantry Bataillon ein Zivilist vorgeführt, der wichtige Angaben machen wollte.

Nachrichtenchef Fred de Rango war von den Auskünften so überrascht, dass er es versäumte, in seinen Unterlagen den Namen des Informanten und dessen Quellen festzuhalten. Jedenfalls musste die Nachricht schnellstens weitergegeben werden.

«Punkt 16 Uhr», hatte der Zivilist erklärt, «wird die Brücke von Remagen gesprengt.»

Ob es wirklich ein Zivilist war, schien Leutnant de Rango auch nicht nachgeprüft zu haben. War ein Versprengter aus Major Schellers verschollener Funkwagenbesatzung, zivil verkleidet, in amerikanische Hände gefallen? Oder jemand aus General Hitzfelds Umgebung unter

ähnlichen Umständen aufgegriffen worden?

Gewiss, Hitzfeld hatte Scheller die vage Empfehlung mitgegeben: «Halten Sie mir Remagen offen – ich hoffe, bis spätestens sechzehn Uhr dort zu sein.» Konnte sich das, etwa bei der Weitergabe durch zweite und dritte Hand, zu einem präzisen Termin verfestigt haben? Wie auch immer: de Rango meldete seine Wahrnehmung dem Stab des «Combat Command B». Brigade-General Hoge, noch immer an seinem Ausguck auf dem Apollinarisberg, erhielt die Meldung um 15.15 Uhr.

Gleichzeitig wurde Hoge ein Befehl aus dem Divisionsstab überreicht. General Leonard stellte darin fest, dass alle Einheiten der Division bis auf die «Kampfgruppe Engeman» ihre Tagesziele bereits erreicht hätten. Da andererseits Pattons 3. Armee bereits im Raum Mayen stehe, sei der beschleunigte Vormarsch der «Kampfgruppe Engeman» dringend geboten, die Säuberung von Widerstandsnestern später nachzuholen; der Zusammenschluss mit der Patton-Armee habe Vorrang vor allen anderen taktischen Erwägungen.

Hoge steckte sich den Wisch in die Tasche. Er kam sich vor wie der Kapitän der «Titanic», der sich ebenfalls die Funksprüche mit den Eisbergwarnungen achselzuckend in die Hosentasche gesteckt hatte.

«Deevers! Engeman!» rief er zum Befehlswagen hinüber. «Wie wär's, wenn sich die Herren Kommandeure mal persönlich um ihre GIs und ihre Panzer kümmern?»

Aber Hoge wusste auch, dass er sich nun, mit seinem Handeln gegen einen ausdrücklichen Befehl, auf ein Minenfeld begeben hatte.

In Kripp drehten derweil die Panzer des «Combat Command B», die ebenfalls General Leonards Divisionsbefehl erhalten hatten, nach Süden ab.

15.20 Uhr. Major Scheller befiehlt die Sprengung

In einer Mauernische am Ende des Tunnels hockte Major Scheller auf einer Munitionskiste; vor sich, auf einer grösseren Kiste, lag die Karte von Remagen, die er im Schein einer Karbidlampe studierte. Wegen der Biegung des Tunnels drang der Lärm des Panzergranatenbeschusses nur gedämpft an seine Ohren. Schriller dagegen überlagerten die Stimmen von über 100 Zivilisten – zumeist Frauen und Kinder aus Erpel und Remagen – den Gefechtslärm.

Seit das Feuer der amerikanischen Panzer den Tunneleingang erreicht, seit man den schwerverletzten Feldwebel Rothe durch den Tunnel getragen hatte, nahm das Stimmengewirr der Tunnelinsassen eine andere Qualität an. Immer wieder waren die Rufe «Endlich Schluss machen!» und «Raus mit den Offizieren!» zu hören. Dazwischen irrten als Schatten durch das Dunkel Frauen, die nach ihren Kindern riefen, Kinder, die nach ihren Hunden und Katzen schrien, alte Männer die «Rauchen verboten!» in der Nähe der tropfenden Treibstofftanks zeterten. Unter diese Menge mischten sich Soldaten und Volksstürmer, die sich in der Dunkelheit bis jetzt erfolgreich allen Appellen der Offiziere entzogen hatten. Major Scheller spürte sehr wohl diese eigentümliche, angstvoll-aggressive Stimmung, die von der Schattenbevölkerung des Tunnels ausging. Auch sie hatte dazu beigetragen, dass seit seinem ersten Inspektionsgang durch die Felsenröhre seine Illusionen von einer wirkungsvollen Verteidigung der Brücke geschmälert worden waren.

Scheller war keineswegs so engstirnig, als dass er sich nicht hätte vorstellen können, wie auch seine Frau Lisel, mit den beiden Kindern an der Hand und schwanger mit dem dritten, in solch einem scheinbar bombensicheren Unterschlupf um eine rasche Befreiung von allen Ängsten gezittert haben würde.

Immer stärker zerrten die Widersprüche seiner Lage an seinem Offiziersgewissen. Selbstverständlich entsprach es seinem Bild vom Soldaten, für den Schutz von Frauen und Kindern zu sorgen. Wozu sonst trüge der Soldat den Titel des Vaterlandsverteidigers? Andererseits stellte die

Überfüllung des Tunnels mit Zivilisten eine Behinderung jeder operativen Entfaltungsmöglichkeit dar. Doch war dies nur eine von den vielen taktischen Unzulänglichkeiten des «Festungsbereichs».

Wie gedankenlos allein schon, die Geleise vor den Kesselwaggons abzureissen! Was für eine Panzersperre hätten diese mit Treibstoff gefüllten, mobilen Sprengbomben auf der Brücke abgeben können!

Es war Schellers – freilich auch Hitzfelds – Irrtum gewesen, sich unter dem «Festungsbereich Remagen» ein in sich durchorganisiertes, zumindest im Prinzip funktionsfähiges Kommando vorzustellen, so wie das Kommando des LXVII. Armeekorps. Gewiss, auch das war dezimiert und erschöpft, welche Einheit war das im siebten Jahr des seit mindestens zwei Jahren kaum noch zu gewinnenden Krieges nicht? Aber es waren doch wenigstens die Strukturen noch vorhanden, was ja auch der Grund dafür war, dass immer noch mal wieder ein Scharmützel gewonnen werden, immer wieder aus einem kleinen Sieg eine neue Hoffnung aufflackern konnte. Dies alles traf auf Remagen nicht zu. Und weder durch seine Schulung unter einem Rommel noch durch seine gewiss eindrucksvollen Rückzugserfahrungen im Kuban-Brückenkopf und in den Ardennen war Scheller darauf vorbereitet worden, einen derart verfahrenen Karren aus dem Dreck zu ziehen.

Der Mann, den Scheller für verantwortlich an seiner soldatischen Misere hielt, stand jetzt wieder vor ihm. Hauptmann Bratge hatte auch seinen Adjutanten Siegel herangeholt. Das Duo machte auf Scheller den Eindruck von Verschwörern, die ein Ultimatum stellten.

«Herr Major!» begann Bratge, «die Amerikaner stehen mit Panzern und Infanterie angriffsbereit vor der Brücke. Wir ersuchen Sie, jetzt endlich den Befehl zur Sprengung der Brücke zu geben!»

«Wie wollen die Panzer», erwiderte Scheller, «über die gesprengte Rampe kommen? Und gegen Infanterie, die auf einem so schmalen Raum wie einer Brücke vorgehen will, genügt ein MG. Das müssen Sie doch irgendwo mal gelernt haben.»

Bratge schien nur mühsam seine Wut auf den Major zu unterdrücken.

«Herr Major!» Bratge sprach jetzt lauter, im Umkreis breitete sich feindselige Stille aus. «Wir haben, wie von Ihnen befohlen, MG- und Scharfschützen und Leutnant Wickelmeyer in beiden diesseitigen Brückentürmen. Aber die Amerikaner schießen jetzt, wie Sie sehen, mit Nebelgranaten. Leider sind auch einige unserer eigenen Vernebelungstonnen getroffen. Wir laufen Gefahr, einen feindlichen Sturmangriff nicht rechtzeitig zu erkennen. Der Sprengbefehl muss unverzüglich erteilt werden!»

Scheller blickte den kleinen Hauptmann lange an. Mein Gott, wenn jetzt Hitzfeld angriff oder der Artillerie-Hauptmann mit seinen sieben Geschützen – wäre das eine herrliche Lektion für den Hauptmann!

«Ich erlaube mir ausserdem, Herrn Major darauf aufmerksam zu machen, dass bisher die durch Unterschrift festzuhaltende offizielle Übergabe der Befehlsgewalt des Kampfkommandanten von meiner Person auf Herrn Major noch nicht erfolgt ist. Falls Herr Major nicht auf der Stelle die erforderlichen Massnahmen zur Sprengung anordnet, werde ich es aus eigener Initiative befehlen!»

Die beiden Leutnants glaubten, sekundenlang einen angewiderten Ausdruck auf Schellers Gesicht wahrzunehmen: Aus eigener Initiative wollte der Hauptmann wohl eben doch nicht die Verantwortung für die Sprengung übernehmen.

Scheller sagte halb resigniert, halb wütend, doch mit Härte: «Sprengen Sie die Brücke, Herr Hauptmann.»

Augenblicklich wandte Bratge sich an seinen Adjutanten. «Leutnant Siegel, protokollieren Sie – Erteilung des Sprengbefehls durch Major Scheller um 15.20 Uhr!»

15.26 Uhr. Hauptmann Friesenhahn zündet – einmal, zweimal, dreimal...

Hinter dem Tunnelleingang, in der Nische mit der Zündanlage, warteten Friesenhahn und Kleebach. Bei ihnen standen einige Pioniere, Gewehr bei Fuss, die mit den Resten von Leutnant Wickelmeyers Brückensicherungskompanie zur Verteidigung der Türme eingeteilt waren. Der Phosphorgestank der amerikanischen Nebelgranaten und der geplatzen eigenen Vernebelungstonnen hatte sie in den Tunnelleingang zurückgetrieben. Sie husteten alle. Trotzdem war auch der Flakhelfer Klaus Busch, jung, unbekümmert und neugierig, mit nach vorn gekommen. Sie wollten sich das Schauspiel der in die Luft fliegenden Brücke nicht entgehen lassen. Scheller war vorn geblieben.

Sie alle hörten Bratge rufen: «Alles klar zur Sprengung! Befehl ist erteilt!»

Friesenhahn wandte sich an Kleebach: «Alles klar?»

Der Brückenmeister nickte. «Die letzte Überprüfung der Stromkreise war um 15 Uhr 12. Alle Anzeigen positiv, wie immer.»

«Tja», sagte Friesenhahn, «dann nehmen Sie mal Abschied von Ihrem Schätzchen, Herr Kleebach.»

«Tu ich schon die ganze Zeit, Herr Hauptmann.» Fast sah es aus, als hätte er Tränen in den Augen. Es konnte aber auch vom Rauch sein.

Bratge war herangekommen. «Worauf...», rief er, musste aber noch einmal ansetzen, weil eine Serie von Panzergranaten dicht vorm Tunnelleingang krachend niederging. «Worauf warten Sie noch! ‚Sprengen‘ habe ich befohlen!»

«Aber, Herr Hauptmann», tadelte Friesenhahn, «das wissen Sie doch, dass laut Führerbefehl eine solche Anordnung schriftlich erfolgen muss!»

«Ach so. Ja, natürlich.» Bratge räusperte sich. «Leutnant Siegel, schreiben Sie...»

Friesenhahn grinste breit. «Ist schon jut. Ich glaub es Ihnen auch so. Also, dann...!»

Er machte sich am Drehkabel seiner Zündanlage zu schaffen. «Ist alles in Deckung?» fragte er noch hinter sich.

Er drehte. Nichts geschah.

Er drehte. Kräftiger. Nichts.

Er drehte zum dritten Mal.

Ausser den unaufhörlich heranpfeifenden Granaten knallte nichts.

«Scheisse», sagte Friesenhahn.

«Unmöglich!» schrie Bratge.

Die Pioniere machten grosse Augen. Flakhelfer Busch feixte.

«Kleebach!» rief Friesenhahn. «Die Stromkreise!»

Kleebach prüfte.

«Tot», sagte er. «Alles negativ.»

«Aber Sie haben doch gesagt...»

«Um 15 Uhr 12», bestätigte Kleebach. «Jetzt ist es 15 Uhr 27.»

Fast sah es aus, als hätte er jetzt vor unterdrücktem Lachen Tränen in den Augen.

Friesenhahn drehte noch ein paarmal, aber nun rechnete niemand mehr mit dem grossen Knall.

«Wenn jetzt die Amis kommen», sagte einer.

Bratge schrie: «Es muss auf der Stelle etwas unternommen werden!»

«Das haben Sie schön gesagt, Herr Hauptmann», meinte Friesenhahn.

«Feldwebel Kleebach!» Bratge schoss sich jetzt auf den Brückenmeister ein. «Sie hatten die Verantwortung!»

«Fürs Überprüfen», konterte Kleebach. «Überprüft hab ich. 15 Uhr 12.»

«Aber nicht mehr bei der Befehlserteilung!»

«Dat hätte ja auch nix jenützt. Da war der Defekt doch schon da. Und wenn dann dat Ding kaputt ist, is et kaputt!» erklärte er logisch.

«Nun lassen Sie mal den armen Feldwebel in Ruhe!» ging Friesenhahn dazwischen. «Der Kleebach hat das Kabel bestimmt nicht durchgebissen. Wir haben ja auch noch die Schnellsprengung mit der Zündschnur.»

«Ja, dann zünden Sie doch endlich, verdammt noch mal!» tobte Bratge.

Die Granateinschläge lagen jetzt dichter. Weitere Panzer waren am jenseitigen Ufer aufgefahren.

«Da muss dann aber jemand raus auf die Brücke», sagte Friesenhahn. «Wie Sie wissen, ist uns eine zu kurze Zündschnur geliefert worden. Gute zwanzig Meter sind zu überwinden.»

«Freiwillige vor!» befahl Bratge. Er sah die Pioniere der Reihe nach an. Niemand rührte sich.

«Also, Jungens», Friesenhahn ging auf seine Männer zu. «Einer muss es machen. Vier Männer und ich, wir haben vorhin schon unter Beschuss die Vorsprengung auf der Rampe durchgeführt. Wer ist jetzt an der Reihe?»

Niemand wollte sich ausgucken lassen. Bis auf die vier, die schon aus dem Schneider waren, hatten plötzlich alle was im Auge. Die Nebelschwaden bissen aber auch mit jeder neuen Salve ätzender.

Da trat Unteroffizier Faust vor.

«Bravo, Jung», sagte Friesenhahn. «Wenn dir was passiert, hol ich dich selber raus.»

«Danke, Herr Hauptmann. Ist hoffentlich nicht nötig.»

«Hoff ich auch, Jung. Lust hab ich nämlich keine.»

Faust sprang in das Trommelfeuer wie ein Schwimmer in die Brandung. Er liess sich auf die Bohlen fallen, robbte, jede minimale Deckung zwischen Geleisen, Schwellen und Brückengestänge ausnutzend, davon. Sie sahen Granaten dicht bei ihm einschlagen, Dreck und Schotter auf ihn niederprasseln, aber sein tief hin- und herschwingender Hintern zeigte, dass er vorankam. Bis der Nebel ihn verschluckte.

«Solche Jungens gibt es!» sagte Friesenhahn. «Und trotzdem gewinnen wir den Krieg nicht. Verstehen Sie das?»

Major Scheller, der die Vorgänge mit unbewegtem Gesicht verfolgt hatte, gab darauf keine Antwort. Auf der anderen Rheinseite standen jetzt 17 Panzer und feuerten.

15.35 Uhr. «Let's go, boys! – Ein Spaziergang ans andere Ufer!»

Engeman hatte den Leutnant Hugh Mott vom 9. US-Panzerpionier-Bataillon, das mit einer Kompanie der Kampfgruppe angeschlossen war, an die Brücke beordert. Sie saßen in einem einigermaßen benutzbaren Hinterzimmer des zerschossenen Hotels «Fürstenberg».

«Mott», sagte Engeman, «auf Sie kommen Aufgaben zu, von denen ich nicht weiss, wie Sie sie lösen wollen.»

«Unsere Spezialität, Sir!» grinste der Leutnant. Er war 24 Jahre alt, gross, muskulös und dunkelhaarig.

«Das Zehn-Meter-Loch auf der Rampe haben Sie gesehen. Wir müssen trotzdem unsere Pershings und Schützenpanzer über die Brücke bringen.»

«Kein Problem, Sir! Wir haben einen Panzer mit Räumschaufel dabei. Der kann anfangen, bis die Bulldozer aus Meckenheim hier sind.»

«Weiter. Wenn die Infanterie auf die Brücke geht, müssen gleichzeitig – ich wiederhole: gleichzeitig – eventuelle Sprengladungen lokalisiert und entschärft werden. Ebenso alle Zündkabel.»

«Kein Problem, Sir! Dafür haben wir einen berühmten Spezialisten dabei.»

«Wer ist das?»

«Ich», sagte Mott.

«Was wäre denn für *Sie* ein *Problem*?»

«Wenn wir lebend drüben ankämen und dann keinen Champagner kriegten. Eine Kiste war das mindeste, was es bei General Patton für solche Jobs gab, und das waren immer sehr viel kleinere Brücken.»

«Sie kriegen die Kisten», versprach Engeman. «Wie stark ist Ihr Spezialtrupp?»

«Wir sind drei. Sergeant Dorland, ein Steinmetz aus Kansas, fürs Grobe. Und Sergeant Reynolds, ein Schneider aus North Carolina, für die Feinarbeit.»

«Was sind Sie eigentlich im Zivilberuf, Mott?»

«Cowboy, Sir. Aus Nashville, Tennessee.»

Timmermann stand im linken Brückenturm und beobachtete durchs Fernglas, soweit es die Stahlstrukturen der Brücke und die Nebelschwaden zuliessen, das ihm rätselhafte Hin und Her vor dem Tunneleingang. Irgendwas hatten die Deutschen drüben vor. Für alle Fälle liess er auch das dicht unter der Wolkendecke liegende Hochplateau der Erpeler Ley mit Nebelgranaten belegen.

Major Deevers kam mit seinem Adjutanten Russel die Wendeltreppe hoch.

«Na, Timmermann, immer noch so scharf auf die Brücke?» «Wenn wir sie schon so dicht vor der Nase haben...» «Und wann holen Sie sie sich?»

«Sobald Leutnant Mott mit seinem Bulldozer-Panzer den Krater auf der Rampe zugeschüttet hat, Sir. Damit die Panzer...»

«Haben Sie schon mal überlegt, Leutnant, dass bis dahin die Dämmerung einbricht?»

«Sie meinen also, wir sollten sofort...?»

«Wenn schon, denn schon.»

«Ohne Panzer?»

Major Deevers grinste. «Wie in der Indianerschlacht am Little Big Horn River!»

«Und wenn uns das Ding um die Ohren fliegt?»

Der Major sah ihn an, zuckte mit den Schultern, dann wandte er sich ab und ging wortlos davon.

War das nun ein Befehl oder nicht? Einen Herzschlag lang stand Timmermann verblüfft da. Natürlich war es ein Befehl. Nur dann nicht, wenn es schief ging. So war das gemeint! Und seine eigene verdammte Idee war es sogar auch noch. Wie konnte ein Mensch nur so blöd sein! Statt Urlaub in Paris...

Er jagte die Turmtreppen hinunter. «Burrows!» schrie er auf der Rampe. «DeLisio! Chinchar!»

Die Zugführer kamen heran, die Gruppenführer mit ihnen.

«Wir gehen jetzt rüber», sagte Timmermann heiser. «Chinchar: der erste Zug vorneweg. Dann DeLisio, dann Burrows.»

Die Zugführer starteten ihn an.

«Los, Kinder! Befehl ist Befehl!» drängte Timmermann. «Je eher wir drüben sind, umso schneller haben wir's hinter uns!»

«Du weisst, dass das eine verdammte Falle ist!» warnte Burrows. «Wenn wir drauf sind, jagen die ‚Krauts‘ das Ding hoch!»

«Na klar, Jim! Würdest du's anders machen? Aber wir lassen sie erst gar nicht dazu kommen!»

«Mamma mia!» sagte DeLisio, griff in seine Innentasche und hockte sich auf den Boden. «Dann vergrab ich hier das Geld von den Wetten, die ich auf den Meisterschaftskampf von Rocky Graziano angenommen habe. Wer's überlebt, gräbt's aus und übernimmt das Geschäft.»

Niemand fand das komisch.

Die A-Kompanie kletterte in der vorgegebenen Marschordnung, geduckt unter dem Beschuss aus Erpel, die Rampe hoch. Karabiner wurden durchgeladen, MGs und MPis entschert.

Timmermann mahnte: «Haltet den Laufschrift durch! Unsere Chance liegt in der Schnelligkeit!»

Er sah noch, wie Leutnant Mott seine Sergeants einteilte und jedem einen Brückensektor zum Entschärfen von Sprengladungen zuwies.

«Let's go!» schrie Timmermann über den Lärm der Panzerkanonen und des ratternden Gegenfeuers.

Er setzte zum Spurt an.

15.40 Uhr. Der Brückenbogen hebt sich wie eine Wippe

Unteroffizier Faust war in den gelblichen Schwaden verschwunden. Aus ihrer Deckung starrten Bratge, Friesenhahn, Major Scheller, Klaus Busch und eine Handvoll Zivilisten in die schmutzige Waschküche, die über der Brückenfahrbahn quirlte und an den Seiten, zwischen Stahl-

streben und Geländergittern, zum Rhein hinabquoll. Grelle Blitze zuckten im Inneren der Wolken auf. Dann, plötzlich: ein Schatten im Nebel. Faust hechtete zurück.

War auch diese Sprengung missglückt? Nein, die Zündflamme brauchte ihre Zeit, um die Schnur entlangzuwandern.

Sie spürten zuerst das Vibrieren im Boden, dann fetzte ein mächtiger orangefarbener Blitz allen Nebel weg. Wie hingezaubert lag die Brücke wieder klar da. Aber Bretter und Bohlen wirbelten steil himmelwärts.

Gebannt im wahrsten Wortsinn, wurden die Männer vorm Tunnel nun Zeugen eines unfassbaren Vorganges. Der Mittelbogen löste sich von den Brückenpfeilern und hob sich in die Höhe, hielt sich den Bruchteil einer Sekunde lang in der Schwebel.

Ein fantastisches Bild...

Zuerst zog es Timmermann den Boden unter den Stiefeln weg. Dann kam ein Gefühl, als wäre er unglücklich von irgendwo heruntergesprungen – so hart schlug die Vibration der Brücke ihm bis in die Kniekehlen durch. Er sah noch wie die Explosionswolke zwischen den Brückenbögen hochstieg, wie der Brückenbogen in die Höhe schwebte. Dann warf er sich auf den bebenden Boden und barg sein Gesicht in den Armen.

Wie er, warfen sich auch seine Männer hin – verstört, doch unheimlich erleichtert.

Timmermann schrie: «Sie ist weg! Wir brauchen nicht mehr rüber!»

Sekundenlang herrschte Totenstille. Die Panzer hatten zu feuern aufgehört. Das Rauschen des Rheins war zu hören.

Vorsichtig hob Timmermann den Kopf, lugte zwischen Armbeuge und Stahlhelmsrand in die Gitterkäfigflucht der Brücke hinein. Was er sah, liess ihn seinen eigenen Augen misstrauen. Er richtete sich auf, starrte durch das Glas. Aber es blieb dabei: Die Brücke stand genau so da wie zuvor.

Wenn scheinbar nichts geschehen war – was war denn dann wirklich geschehen?

Die Männer vorm Tunnel sahen schon das Mittelstück der Brücke von

den beiden Strompfeilern in den Rhein stürzen. Doch dann wollten sie ihren Augen nicht mehr trauen.

So langsam und unaufhaltsam sich der Mittelbogen erhoben hatte, so selbstverständlich fiel er auch wieder nach unten. Nur die Staubwolke darüber bezeugte, dass tatsächlich eine Sprengung stattgefunden hatte.

Hauptmann Bratge zeigte wenig Sinn für die Wunderlichkeit des Nicht-Ereignisses. Er sagte nur dumpf: «Jetzt ist alles verloren!» Auf ihm lag sichtlich die Bedrohung durch den Führerbefehl.

«Das war's vorher schon», sagte Friesenhahn. «Nur die Hälfte des Sprengstoffs, und auch nur die halbe Stärke. Da können wir uns freuen, dass wir überhaupt einen Knall zu hören gekriegt haben!»

Hinter ihnen pflanzte sich hysterisches Gelächter durch den Tunnel fort. Kleebach sagte nichts; er stand nur da und sah liebevoll die Brücke an. Seine Brücke.

Leer und unbewegt spannte sie sich über den Rhein.

Vor allem: leer.

Für den Sturmangriff der Amerikaner gab es noch immer keine Anzeichen.

15.45 Uhr. «Jetzt rettet uns nichts mehr – wir müssen rüber!»

Als Timmermann nicht mehr daran zweifelte, dass die Brücke tatsächlich noch stand, riss er die Gis, die in seiner Nähe lagen, vom Boden hoch. «Los! Rüber jetzt!» trieb er seine Leute voran, die nun widerpenstiger waren als zuvor. Inzwischen hatten sie mitangesehen, was schon eine halbe Sprengung anrichtete. Ein Soldat stand vor Major Deervers und schrie: «Stellen Sie mich doch vors Kriegsgericht! Ich geh da

nicht rüber! Das ist doch Wahnsinn! Ich lass mich nicht in die Luft sprengen! Das können Sie nicht von mir verlangen...!»

Timmermann packte den Jungen am Kragen und schleppte ihn mit sich. «Du bleibst dicht neben mir!» beschwor er ihn. «Du weichst mir nicht von der Seite. Mir passiert nichts, also bist du neben mir sicher – klar?» Der Junge war vor Angst so sehr von Sinnen, dass er sich willenlos führen liess.

«Jim!» rief Timmermann zu Burrows hinüber. «Es bleibt bei der Marschordnung: dein Zug am Schluss. Ich will einen Offizier als Führer der Nachhut haben!»

Timmermann wusste, dass manche versuchen würden zurückzubleiben. Er wusste es, weil auch ihm in seinem Inneren alles, was am Leben hing, ins Gehirn hämmerte: bleib zurück, du rennst in den sicheren Tod – 325 Meter gegen MG- und Karabinerfeuer anrennen, das überlebt niemand. Trotzdem wusste er, was er zu tun hatte.

Chinchar und ein paar Männer rissen zwischen den Brückentürmen Drahtverhaue und Sperrbalken auseinander. Eine schmale Lücke öffnete sich. Timmermann zwängte sich hindurch, Stacheldraht riss ihm einen Fetzen aus der Uniform, ein Stück Haut aus dem Bein. Er stürmte in den hohen, stählernen Käfig hinein, als der sich die Brücke endlos vor ihm erstreckte, in das MG-Feuer, das von den beiden fernen Brückentürmen ihm und den Männern hinter ihm entgegenschlug.

Seine Schritte trommelten über die Planken; ein Stakkato, das sich mit dem Keuchen seiner Lungen zu einem Rhythmus verband, von dem er sich gleichsam hypnotisieren liess und der ihm das Rattern der MGs aus dem Bewusstsein trieb. Um sein Leben lief er, dem Tod entgegen, so wie er als kleiner Junge in einen Hagel von Steinwürfen hineingearannt war, um dem Schlägertypen an die Gurgel zu gehen, der ihn mit einer Horde Halbstarker steinigen wollte...

Er war so gut wie vogelfrei in West Point, Nebraska. Er war der Sohn des ewigen Verlierers John W. Timmermann, des stadtbekanntesten Trinkers und Asozialen; Sohn eines Vaters, der davon lebte und trank, dass

er seine Frau zur Arbeit schickte. Er war der Sohn des Deserteurs.

«Schau dir deinen Vater an, der in der Gosse liegt und sich bekotzt!» hatten sie ihm ins Gesicht gegefert. «Wie der Vater, so der Sohn! Bist du auch ein Feigling wie dein Vater? Wehr dich, wenn du kein Feigling bist, du Sohn eines Deserteurs!»

Schläge prasselten ihm in den Magen, Tritte ins Gemächt, Steine trafen ihn am Hinterkopf, als er zu fliehen versuchte. «Deserteur! Wie dein Vater!»

Er wollte ihnen entgegenschreien, es ist eure Schuld, wenn mein Vater keinen Job behält, weil ihr nämlich nie aufhört, ihn Deserteur zu schimpfen, dabei ist es fünfzehn Jahre her! Und weil er keinen Job behält, besäuft er sich, und wenn er besoffen ist, prahlt er herum, wie er die Armee aufs Kreuz gelegt hat. Aber er hat es für mich getan! Alles hat er für mich getan, damit ich zur Welt kommen und meine Mutter einen ehrlichen Ehering am Finger tragen konnte, dafür hat er das getan!

Sie wollten nichts verstehen. Von den Wunden an Kopf und Hals lief ihm das Blut in den Nacken, rot waren seine Hände, als er hinfasste, und er wusste, dass er jetzt sterben musste, weil er so viel Blut verlor. Da hatte er sich umgedreht, so plötzlich, dass er die verdutzten Gesichter sah, und mitten durch die Steine stürmte er auf die Burschen zu, stürmte, bis er den lautesten Schreier an den Haaren gepackt und mit der Wucht seines Sprunges zu Boden gerissen und ihm die Zähne ausgeschlagen hatte; bis Erwachsene kamen und ihn wegrissen, was ein Glück war, denn sonst hätte er ihn umgebracht.

«Schau sich einer den kleinen Timmermann an!» hatten die Erwachsenen da gegrölt, «ganz schön frech für den Sohn eines Deserteurs!»

Was war sein Sieg über die Steiniger und Peiniger da wert, wenn die Erwachsenen ihn weiterhin als Sohn des Deserteurs beschimpften?

«Auch euch werd ich's noch zeigen!» hatte er da geschrien, als er – Rotz, Blut und Wasser heulend – von den Erwachsenen weggeschleppt wurde. Und jetzt zeigte er es ihnen, auf dieser verdammten Brücke

musste er es ihnen zeigen, dass ein Timmermann kein Deserteur war, dass er vor einem Selbstmordauftrag nicht mal mit der Wimper zuckte – jetzt zeigte er es ihnen, Engeman und Deevers und den «Krauts» daheim in West Point und den «Krauts» da drüben am anderen Ende der Brücke, die vielleicht Mutters Brüder waren, denn die hatten seine Mutter damals auch im Stich gelassen, weil sie ein Kind von einem desertierten Amerikaner kriegte. Wenn ich lebend drüben angekommen bin, trommelten seine jagenden Schritte, dann wisst ihr's endlich, dass kein Timmermann ein Deserteur ist, und wenn es mich jetzt erwischt, hämmerte sein Puls, wisst ihr's auch...

«Timmy!» schrie es hinter ihm. «Timmy! Stop!»

Karl Heinz warf sich seitlich auf den Brückenboden, zwängte sich zwischen die stählernen Verstrebungen, um rückwärts schauen zu können. DeLisio stürmte heran, im Laufschrift aus der Hüfte auf Gestalten am Brückende feuernd; er warf sich neben ihn.

DeLisio japste: «Wir sind zu weit auseinandergezogen. Einzeln knallen sie uns ab wie die Hasen.»

«Auseinandergezogen bieten wir schlechtere Ziele!» keuchte Timmermann; er wusste aber, dass es für den Kampfgeist besser war, wenn die Kompanie zusammenblieb.

«Ein paar scheinen nicht sehr gut zu Fuss zu sein», sagte DeLisio, «legen sich in Deckung und stehen nicht mehr auf. Da musst du jetzt ran.»

Chinchar, zwischen den Stahlverstrebungen von Deckung zu Deckung springend, kam mit seinen Leuten näher. Auch für sie war jeder Sprung ein Sprung gegen die eigene Angst.

«Get going, boys! Get going!» schrie Timmermann über das MG-Feuer aus den Brückentürmen hinweg. «Weiter! Stürmt weiter! Ehe die nächste Sprengung kommt, müssen wir drüben sein!»

Das half. Vor dem Indieluftgesprengtwerden hatten sie mehr Angst als vor dem Kugelregen. Während Chinchar sich weiter vorarbeitete, lief Timmermann zurück, zog hier einen zwischen den Verstrebungen untergeschlüpfen Mann hervor, riss dort einen hoch, der sich an die Gleise

klammerte, ermutigte umsichtige Zick-Zack-Läufer mit seinem drängelnden «Get going! Get going!» Manche, denen er die Todesangst ins Gesicht geschrieben sah, begleitete er ein Stück, um sie auf Trab zu bringen. Einem, der auf dem Fussgängersteig aussen an der Brücke über dem Gitter hing und in den Rhein kotzte, hielt er ein paar Augenblicke lang die Stirn.

«Schiss?» fragte er.

«Nein», sagte der Mann, «zuviel Wein in einem Keller in Remagen. ..»

Timmermann stürmte schon wieder nach vorn, als an der Stelle, wo die Sprengung den Boden aus der Brücke gehauen hatte, eine Stockung auftrat. Die einzige Umgehungsmöglichkeit lag voll im Schussfeld der Türme. Mit einigen Männern zog Timmermann herumliegende Balken heran, aber es blieb trotzdem eine schwindelerregende Kletterpartie fast zwanzig Meter über dem grau und schnell dahinströmenden Rhein. Manche sprangen da lieber durch MG-Feuer.

Plötzlich bekamen sie auch noch Beschuss von unten rechts. Stromaufwärts am Ufer lag ein gestrandeter Schleppkahn – da hatten sich zwei Scharfschützen eingenistet. Wieder rannte Timmermann ein Stück zurück, bis er einen Hilferuf an die Panzer durchgeben konnte. Die setzten ein paar wohlgezielte Granaten auf den Kahn.

Unterdessen hatte sich die Erpeler Flak auf die Brücke eingeschossen und legte Sperrfeuer in den immer wieder verwehenden Nebel vor den Türmen. Nur weil die meisten 2-cm-Granaten vorzeitig im Stahlgestänge der Brücke kreppten, kamen DeLisio und Chinchar mit den Sergeants Anthony Samele und Carmine Sabia sowie den Schützen Jensen, Massie und Peoples bis an die Brückentürme heran.

DeLisio und Sabia, die beide ihre Nahkampf Erfahrung in den Halbstarcken-Gangs des italienischen Viertels von New York erworben hatten, nahmen sich den rechten Brückenturm vor. In den linken Turm drang Chinchar mit Massie und dem dicken Samele ein.

Durch die Schiessscharten im dritten Stock des südlichen Turms sah

Leutnant Wickelmeyer die Amis als Schemen im Nebel. Im Zick-Zack, in Sätzen und Sprüngen, tauchten sie mal auf, mal weg, aber jedesmal näher. Mit einem Scharfschützen aus seiner Brückensicherungs-Kompanie arbeitete er mechanisch und präzise. Im Stock unter ihm – wie auch im zweiten Stock des anderen Turms – hatte er die beiden MGs aufgestellt, für die ausreichend Munition bereitlag. Die Schützen waren Genesende; wegen ihrer noch nicht ausgeheilten Beinverwundungen oder Erfrierungen, an der Ostfront erlitten, hatten sie nicht mit Feldweibel Rothes Trupp auf den Viktoriaberg marschieren können. Als kampferfahrene Scharfschützen zeigten sie jetzt erstaunliches Stehvermögen.

Sie hatten freilich das Gefühl, einer ganzen Division standhalten zu müssen. Die amerikanischen Panzer in Remagen, von der Erpeler Flak kaum ernsthaft behelligt, pflanzten ihre Nebelgranaten mit immer grösserer Präzision vor die vorrückenden Gis. Wickelmeyer und seine Männer mochten noch so sorgsam die bei ihren Sprüngen im Nebel immer nur kurz erkennbaren Schemen aufs Korn nehmen – sie kamen näher und näher, wie ein Gespensterheer.

Ohrenbetäubend krachten die panzerbrechenden Granaten in die Türme. Die Landser wussten zwar, dass sie hinter den meterdicken Mauern fast unverwundbar waren, dennoch: Der pfeifende, singende, schepfernde, sirrende Splitterregen im Brückengestänge ging an die Nerven. Erst als ein amerikanisches MG aus unmittelbarer Nähe, gut gedeckt hinter einem Stahlmast, die Scharteneinfassungen bespritzte, als Querschläger und Mauerstücke durch die Turmräume fetzten, kauerten sich auch schon mal die Unerschütterlichen mit gebuckeltem Rücken hinter der schützenden Wand nieder.

In einem solchen Augenblick gelang es DeLisio und Sabia, aus dem Nebel in den toten Winkel unter dem Turm zu hechten.

DeLisio sprang die Wendeltreppe hoch, riss die Tür zum Turmraum auf. Er sah drei Mann, die ein MG zur Scharte hinaushielten und gerade einen neuen Gurt einlegten.

DeLisio schrie die beiden einzigen Worte Deutsch, die er kannte: «Hände hoch!» Zugleich feuerte er eine MPi-Garbe gegen die Wand. Er sprang in den Kalkstaub, stiess das MG zur Schiessscharte hinaus und

jagte die Landser die Treppen hinab. Er rannte in den nächsten Stock hoch, ballerte auch im oberen Turmraum Putz von den Wänden, nahm Wickelmeyer seine Walther-Pistole als Souvenir ab und scheuchte dann auch diesen Gefangenen abwärts.

Aus den Schiesslöchern des anderen Turms flogen fast um die gleiche Zeit ein MG und mehrere Karabiner auf die Brücke. Die letzte Bastion vor dem rechten Rheinufer war gefallen.

Alex Drabik, der bohnenstangenlange, schlaksige Metzger aus Ohio mit dem ewigen schüchternen Lächeln, wurde vor den Türmen von der Explosionswucht einer Granate auf die Planken geworfen. Er verlor dabei seinen Stahlhelm. Als er wieder aufstand, sah er im Nebel seine Sergeants Chinchar und DeLisio nicht mehr vor sich. Im Glauben, sie seien weitergestürmt, packte er seinen Karabiner – den Helm fand er nicht mehr – und rannte weiter, um das Schussfeld vor den Türmen zu überwinden. Vor sich her feuernd, eher zur eigenen Beruhigung, denn einen Gegner machte er nicht aus, stürmte er über das letzte Stück Brücke, das die Uferstrasse und die Rheintaleisenbahn überspannte.

Aus dem Nebel wuchs riesig und schwarz der Tunneleingang hervor. Immer noch feuernd, drang er in die lichtlose Felsenhöhle ein. Als er endlich stehenblieb, hörte er ein fernes Rauschen oder Summen, das er nicht deuten konnte. Er knallte auf gut Glück ein paar Schüsse in die Finsternis, dann zog er sich, behutsam sichernd, wieder zurück. So kam er seinem Leutnant Timmermann entgegen.

Damit war Alex Drabik der «erste alliierte Soldat jenseits des Rheins» geworden, und Karl Heinz Timmermann der erste Offizier. Es war 16 Uhr.

«Wo ist dein Helm?» schnauzte Timmermann.

Der lange Alex grinste breit sein verlegenes Lächeln und zuckte mit den Schultern.

«Was ist mit dem Tunnel?» fragte Timmermann.

«Leer», sagte Drabik. «Ich war drin, und niemand hat auf mich geschossen.»

«Mann, hast du ein Schwein!» stöhnte Timmermann. «Such endlich deinen Helm! Der Tunnel ist gut dreihundert Meter lang, und nur der Teufel weiss, was da drinnen vorgeht...»

Die Kompanie sammelte sich vor dem Tunnel. Bis auf die ferne Erpeler Flak, die sie nun nicht mehr erreichen konnte, war im Augenblick jeder Widerstand erloschen. Als die letzten Nachzügler angekommen waren, liess Timmermann die Züge durchzählen. Die Männer sahen sich an, angstvoll, zweifelnd, staunend, ungläubig, jubelnd, sie lachten, sie grölten. Sie fielen sich um den Hals, schlugen sich auf die Schultern. Sie hatten die Brücke erobert, sie waren auf der östlichen Rheinseite – und sie lebten noch. Alle.

Aber keiner von ihnen wollte auch je wieder im Leben eine solche Viertelstunde durchmachen...

«Genug gefeiert, Kinder!» sagte Timmermann. «Wir sind zwar hier, aber nun müssen wir auch was dafür tun, um hier zu bleiben!»

Er teilte seine Züge ein: DeLisio, bis auf die Gruppe Sabia, in den Tunnel von der Rheinseite her und auf die Rheinstrasse nach Süden; die Gruppe Sabia zum Hinterausgang des Tunnels, Chinchars Zug nach Erpel und Burrows' Zug auf die Erpeler Ley, die Steilwand hoch bis zum Gipfelplateau.

Einen Melder schickte Timmermann zurück ans andere Ufer, zu seinem Bataillonskommandeur. Dem Melder schärfte er ein, wörtlich auszurichten: «Und ich habe es doch geschafft!»

16.00 Uhr. Villa Heimann: Erinnerungen in höchster Not

Als die Remagener in der Villa Heimann erfuhren, dass sich auf dem Apollinarisberg, gleich über ihnen, amerikanische Truppen und Panzer sammelten, hatten sie die Türen ihres Kellers fest geschlossen. Es war ihnen klar, dass jetzt der Kampf um Remagen begann, die Schlacht um die Brücke. Egal, wie das ausgeht, sagten sie sich, für uns kommt nichts Gutes dabei heraus.

Frau Besgen hoffte inzwischen kaum noch, ihren Mann durchzubringen. Seit Stunden hatte er die Augen nicht einmal mehr für einen fragenden Blick geöffnet, seinen Pulsschlag fand sie kaum noch. Als die Erwachsenen die Kellertüren schlossen, war Leberecht, Elli und Hilde zumute, als hätten sie zugesehen, wie man ihr Grab von innen abschloss. Stumm setzten sie sich neben ihre Mutter und den sterbenden Vater auf den Betonboden. An der Brücke hatte das Schiessen angefangen. Sie legten die Köpfe auf die angezogenen Knie. Sie waren traurig über jedes Weinen hinaus. Als die Erschütterungen von der Sprengung an der Brücke den Bunker erreichten, wussten sie, dass es nun wieder so kam wie bei den Bombenangriffen: die berstenden Decken, die reissenden Wände, das Eingeschlossensein unter den Trümmern mit den starren, staubverkrusteten Gesichtern der Toten – bis man schliesslich selbst so grausig aussah wie sie. Sie legten die Hände über ihre Köpfe und warteten auf das Ende.

Wie alle.

Einer im Bunker sagte noch: «Mein Gott, wir haben ja den siebten März! Es ist ja auf den Tag genau neun Jahre her, dass es anfang! Und keiner hat damals wahrhaben wollen, was es bedeutete! Alle haben nur gejubelt...!»

An jenem 7. März 1936 – es war ein Samstag – horchten die Leute in den Strassen von Remagen plötzlich auf. Seit 17 Jahren, seit dem Ende des Ersten Weltkriegs, hatte man in Remagen keinen deutschen Soldaten mehr gesehen. Das Rheinland war, laut Versailler Vertrag, immer noch «entmilitarisierte Zone», bis zu einer Demarkationslinie 50 Kilometer östlich des Rheins. Daran hatte auch Hitlers Machtergreifung im Jahr 1933 nichts ändern können.

Doch nun marschierten auf einmal Soldaten der neuen deutschen Wehrmacht durch die Stadt. Mit der Eisenbahn waren sie bis auf die Brücke gerollt. In ihrem stolzen neuen Feldgrau – wie die Knöpfe blitzten! Wie die Stiefel glänzten! – waren sie aus den Waggons gesprungen. Markige Kommandos schallten. Einige bezogen Posten auf der Brücke, andere zogen im strammen Gleichschritt, mit einem schmetternden Lied, in die Stadt ein.

Zur gleichen Stunde, 13 Uhr, dröhnte der Marschritt weiterer Kolonnen über alle anderen Rheinbrücken. Die neue deutsche Wehrmacht nahm die deutschen Städte am deutschen Rhein wieder in deutschen Besitz, auch Grenzstädte wie Trier und Aachen.

Ob die Franzosen sich das gefallen liessen? Ob die Engländer das hin nahmen? Auch in Remagen mischten sich unter den Jubel nachdenkliche Fragen. An den Weintischen in Besgens «Winzerverein» diskutierten die Leute aufgeregt bis in die späte Nacht. Hatten die Franzosen nicht auch 1920 und danach wegen angeblicher Missachtung der Verträge Rheinland und Ruhrgebiet besetzt? Spannung lag in der rheinischen Vorfrühlingsluft – nein, über ganz Europa. Vom militärischen Standpunkt aus hatten die Generale dem Führer abgeraten. Auch Kriegsminister General von Blomberg, Aussenminister von Neurath und Wirtschaftsminister Hjalmar Schacht.

Hitler hörte sich die Herren zwar an, sagte dann jedoch: «Alle Gefahren, die Sie mir da ausmalen, wären vielleicht richtig im Falle einer französischen Reaktion. In Wirklichkeit sind sie illusorisch.»

«Sind Sie dessen so sicher?» zweifelte von Neurath.

Hitler trumpfte auf: «Führen Sie meine Befehle aus und vertrauen Sie im Übrigen auf mich. Ich wiederhole Ihnen, dass Frankreich sich nicht rühren wird!»

In der Tat hätte Hitler sich keinen günstigeren Augenblick für seine erste militärische Kraftprobe mit den Demokratien aussuchen können. In Frankreich und England griffen seit 1932/33 immer stärker werdende «Nie-wieder-Krieg»-Bewegungen um sich. An einer gewaltigen «Volksbefragung für den Frieden» (1934) nahmen 11,5 Millionen Engländer teil. Auf dem Kontinent ging die Kampagne für Weltfrieden und Abrüstung von dem Amsterdamer «Weltkongress gegen den Krieg» (1932) aus, der sich nach dem im Pariser Pleyel-Saal abgehaltenen «Internationalen Antifaschistischen Kongress» (1933) in Frankreich zur «Amsterdam-Pleyel-Bewegung» vereinigte und von dem kommunistischen Schriftsteller Henri Barbusse dirigiert wurde. Die englischen und die französischen Friedensbewegungen, linksorientiert und mit den obli-

gaten Nobelpreisträgern und Bischöfen dekoriert, lähmten dann auch, als der Faschist Mussolini brutal das christliche Abessinien eroberte, prompt alle Sanktionen, die da noch möglich gewesen wären. Für Hitler muss das ein interessanter Test gewesen sein.

Hinzu kam, dass Frankreich im März 1936 mitten in einem erbitterten Wahlkampf stand. Für die beiden Parlamentswahlgänge am 26. April und 3. Mai war bereits der Sieg der «Volksfront» vorauszusehen. Sozialisten und Kommunisten versprachen nicht nur die 40-Stunden-Woche plus (erstmalig) bezahlten Urlaub plus 12prozentige Lohnerhöhung, sondern auch die Herabsetzung der Wehrpflichtdauer. Gebeutel von gewaltigen Streikaktionen (auch gegen die Rüstungsindustrie, die verstaatlicht werden sollte), von gewaltsamen Fabrikbesetzungen und mächtigen Friedensdemonstrationen, war die bereits so gut wie abgehalfterte französische Regierung nahezu handlungsunfähig. Und die englische war handlungsunlustig.

Der Diktator, der nun mal von Massenbewegungen mehr verstand als seine Generale, spürte es also in den Fingerspitzen: Im März 1936 musste es passieren.

So rückten am Morgen des 7. März 1936 aus den Bereichen des VI., IX. und V. Armeekorps (Generalkommandos. Münster, Kassel und Stuttgart) in 90 Eisenbahn-Sonderzügen 19 Bataillone und 13 Batterien mit ihren Versorgungs-, Pionier- und Hilfstruppen in das Rheinland ein. Insgesamt 30'000 Mann. Aber das war nur die Spitze des Eisbergs. Die Sieger von 1918 hatten nie bedacht, dass die Entmilitarisierung des Rheinlands durch die (als private Vereinigungen deklarierten) Partei-Organisationen eines Diktators unterlaufen werden könnte. So stellten «sportliche» und «private» Bünde wie NSKK (NS-Kraftfahrerkorps), NSFK (NS-Fliegerkorps), Hitler-Jugend, SA, SS und «Arbeitsdienst» ein im Konfliktfall bewaffnungsfähiges Potential von weiteren 265'000 Mann dar, ganz zu schweigen von den drei Inspektionen der Landespolizei (sie entsprachen je einer Division nebst einem Pionierbataillon und einem Regiment Berittener), auch noch mal 30'000 Mann.

Dennoch hätte Hitler bei französischen oder englischen Gegenmass-

nahmen das Unternehmen unverzüglich abgebrochen: «Es waren die erregendsten vierundzwanzig Stunden meines Lebens... Wenn die Franzosen in Deutschland einmarschiert wären, hätte ich mich zu meiner eigenen Schande zurückziehen müssen...»

Aber die Franzosen erklärten, sie würden nicht ohne Englands Unterstützung handeln, die Engländer bedauerten, ohne einen ersten Schritt Frankreichs nichts unternehmen zu können. Englands öffentliche Meinung sei zu Sanktionen nicht bereit, stellte Sir Neville Chamberlain fest. Gewiss, empörte Reden wurden viele gehalten. Thomas Mann notierte in seinem Tagebuch: «... wenn dies eine Mal die Regierungen... fest zusammenstünden gegen die hysterische Brutalität, die frech mit der Friedensliebe der Welt spielt... Liessen Sie's einmal auch auf Biegen und Brechen ankommen und trieben es bis an den Rand des Krieges! Er würde nicht ausbrechen, das Regime würde fallen! Stossgebete ... Es ist trostlos, der Elende wird mit seinem Coup wieder Erfolg haben, man kann seine Hoffnungen einsargen...»

Mit dem Rheinland-Einmarsch begründete Hitler gegenüber seinen Generalen den Mythos, dass er «mehr davon verstehe». Und er hatte gezeigt, dass er sich alles leisten konnte. Paris und London hatten es ihm bestätigt, bestätigten es ihm noch ein paarmal. Und das war die schrecklichste Auswirkung jenes 7. März 1936, den auch Remagen mit viel Jubel für die einmarschierenden Feldgrauen – freilich auch mit ein wenig Beklemmung – erlebte.

Nun, auf den Tag genau neun Jahre später, geschah endlich, was damals um des lieben Friedens willen unterblieben war: Die Wehrmacht wurde über eine der Rheinbrücken, die sie so herausfordernd betreten hatte, zurückgejagt...

Sie wussten es fast alle noch, die Remagener im Bunker der Villa Heimann, die Erpeler im Tunnel unter der Ley, was sie damals, an jenem 7. März vor neun Jahren, getan, gesagt und gedacht hatten. Es war ja ein grosser Tag gewesen.

Sie erinnerten sich jetzt an jene, die mitgefeiert hatten – und dieses Jahrestags nicht mehr gedenken konnten, weil sie die Folgen nicht überlebt hatten. Es waren viele.

«Damals», sagte Frau Besgen, «hat unser Ältester, der ja einmal das Lokal übernehmen sollte, so fleissig gearbeitet, in der Küche, im Saal, an der Theke, denn der ‚Winzerverein‘ war ja bis spät in die Nacht brechend voll. Jetzt liegt er in Russland unterm Schnee und kommt nie wieder.

Der kleine Hansi war damals ein paar Monate alt, fing gerade an zu sprechen. Ich musste immer wieder aus der Küche rauf und nach ihm schauen, es war ja so viel Betrieb im Lokal wegen der Soldaten. Jetzt liegt er dort unter den Trümmern...»

Eine gute Viertelstunde nach der Explosion auf der Brücke lauschten die Menschen im Heimann-Bunker voller Angst auf weitere Detonationen, da sie einen Bombenangriff vermuteten, zumal sie das unheilvoll-vertraute Flakbellen hörten. Doch der Kampfärm hielt sich in gleichbleibender Entfernung.

Jetzt gab der kleine Lebi keine Ruhe mehr. «Ich muss mal!» sagte er. «Gross!» Im Bunker war keine Toilette. Hilfesuchend blickte er sich um. «Ich muss raus», sagte er.

Der alte Apotheker Funck sagte: «Komm Jung, ich geh mit dir raus. Ich pass schon auf dich auf.»

Als sie die Bunkertür öffneten, sahen sie, dass auf der Erpeler Seite der Brücke heftig geschossen wurde, aber durch die Villengärten schlennderte nur wachsam-lässig eine amerikanische Patrouille.

Als sie wieder in den Bunker kamen – hinter ihnen neugierig die Amerikaner – hatte der Vater die Augen geöffnet.

«Die Amis sind schon über die Brücke», sagte Leberecht.

«Ich glaube», sagte Frau Besgen, «es ist ein Wunder geschehen!»

Dann probierte sie an den Amerikanern aus, was von ihrem über die Jahre eingerosteten Englisch noch übrig war.

16.30 Uhr.

Major Scheller handelt auf eigene Faust

Für die deutschen Offiziere im Tunnel war, wie sie es sahen, nur eine etwas glücklose Phase im Kampf um die Brücke zu Ende gegangen, nicht aber die Schlacht.

Major Scheller wusste freilich, dass mit den vorhandenen Mitteln und Männern das Kriegsglück nicht zu wenden war, schon gar nicht mit über 100 Frauen und Kindern und zwei Treibstoffwaggons im Tunnel. Das musste anders angepackt werden. Brecheisen setzt man von aussen an. Ausserdem: Bratge hatte ihm nur noch 15 einsatzfähige Männer melden können. Wo die anderen geblieben waren, wusste er nicht.

Scheller stand mit den beiden Leutnants am rückwärtigen Tunnelausgang. Sie sahen den Taleinschnitt vor sich, der in die Hügellandschaft des Westerwaldes hineinführte, wo die Wolken bis in die Baumwipfel hingen. Nicht einzusehen war das Rheintal, aber zu hören waren – schon sehr nahe, dicht hinter dem letzten Bergvorsprung – die sporadischen Feuerstösse, womit GIs ihr Vorrücken in unübersichtlichem Gelände absicherten, freilich auch ankündigten. In ein paar Minuten musste der Tunnelausgang ins Blickfeld des amerikanischen Stosstrupps geraten.

Ob General Hitzfeld oder andere Armeestäbe sich bereits südlich über den Rhein abgesetzt hatten, konnte Scheller nicht wissen. Wohl aber wusste er, dass sich nördlich, zumindest gegenüber Bonn, noch starke Einheiten befinden mussten. Nur von dort konnte er Verstärkung holen.

Mit den beiden Leutnants, die ihm Feuerschutz geben sollten, drang Major Scheller aus dem Tunnel heraus vor. Ein abgestelltes Fahrrad nahmen sie mit. Gut 200 Schritt folgten sie den Bahngleisen über die Schwellen, kletterten dann an dem schmalen Strassenbrückchen, das Fahrrad schleppend, den Hohlweg bei der Bahn hoch.

In dem schmutzigen Labyrinth unter der Brücke, an Stricken fast 20 Meter über dem Rhein schwebend, entdeckten Leutnant Mott und seine

Sergeants um diese Zeit etwa den 20. Zinkbehälter mit Sprengstoff. Sie warfen ihn in den Strom wie zuvor schon die anderen. Sie zerschnitten mit ihren Speziälscheren alle Drähte und Kabel, die ihnen verdächtig schienen. Ein armdickes Rohr, das sich nicht mit Werkzeug kapfen liess, zerschossen sie mit dem Karabiner. Es enthielt tatsächlich Zündleitungen. Das wussten sie aber erst genau, als sie auch eine 100-Kilo-Sprengladung entdeckten, die mit dem Rohr zusammenhing. Die dazugehörige Zündkapsel war nur ein bisschen verrutscht, wohl durch die Erschütterungen infolge des Dauerbeschusses. Sie bekreuzigten sich. Und suchten weiter. Bis sie an eine Stelle kamen, wo eine Panzergranate das Stahlrohr mit dem Zündkabelstrang zerstört hatte. Nun wussten sie, warum die Brücke nicht in die Luft geflogen war – nicht richtig.

Verdeckte Lichter zitterten in der Ferne, vor der Biegung des Tunnels. Hauptmann Bratge marschierte wacker der Gruppe Friesenhahn entgegen. Wieder einmal hatte er das Gedränge der Zivilisten hinter sich gelassen. Nun war ihm wohler. Vorne, bei Friesenhahn und den Landsern, herrschten wenigstens klare Verhältnisse. Da galt das Wort eines Hauptmanns noch etwas.

«Herr Hauptmann!» rief eine Stimme hinter ihm her. Schnelle Schritte näherten sich. Es war der Unteroffizier, der die fünf versteckten Soldaten gefunden hatte. «Major Scheller ist weg!»

Wieder lief Bratge den ganzen Weg zurück.

Ein Zivilist berichtete, nein, hinterlassen habe der Herr Major nichts, weder mündlich noch schriftlich, auch die Leutnants nicht, das sei alles sehr schnell gegangen, ganz plötzlich. Und ein Fahrrad hätten sie auch mitgenommen. Wer der Zivilist war und ob er die Wahrheit sagte, wurde nicht geklärt.

«So. Ein Fahrrad», sagte Bratge nachdenklich. Seine wechselnden Vorgesetzten schienen allesamt mit einer seltsamen Neigung behaftet zu sein, sich in Luft aufzulösen.

«Sie bleiben hier und sichern den Tunnelausgang!» wies Bratge den Unteroffizier an. «Teilen Sie verlässliche Leute ein!»

Verdutzt sah der Unteroffizier dem Hauptmann nach, der wieder im Dunkel des Tunnels verschwand.

Diesmal brauchte Bratge nicht so weit zu laufen. Friesenhahn hatte sich mit seinen letzten Landsern ein weiteres Stück zurückgezogen – vor Amerikanern, die blind in die Röhre hineinschossen. Noch verloren sich die Kugeln in der Tunnelbiegung.

Bratge erklärte den Männern knapp die neue Lage, dass er nach dem Weggang Schellers hiermit wieder voll die Befehlsgewalt als Kampfkommandant übernehme: Aufteilung der Mannschaft in zwei Gruppen, Friesenhahn erobert den Rheinausgang zurück, er selbst den Landausgang. Noch Fragen?

Nur mühsam erreichte Bratge diesmal den Befehlsstand. Bei den Zivilisten verschärfte sich das Stimmungsgemisch aus Angst und Aggressivität. Sobald die Kampfhandlungen begannen, war auf diese Masse unbedingt zu achten...

17.00 Uhr. Timmermanns Kompanie klammert sich an einen Felsen

Während Chinchars Zug die Brückentürme zu waffenstarrenden Igelu ausbaute, vollbrachten Burrows' GIs die durchaus alpine Leistung, die Steilwand der Erpeler Ley zu erklettern – jedoch ohne Seil und Pickel und unter dem unaufhörlichen Beschuss der Erpeler Flak, die immer noch nicht zum Schweigen gebracht worden war. Und während ein Teil von DeLisios Leuten behutsam den Tunnel erkundete, näherte sich Sergeant Sabia mit seiner Gruppe dem Hinterausgang des Tunnels.

Es war fünf Uhr durch, als Sabia eine Stelle erreichte, die einen Blick auf die zehn Meter tiefer aus dem Berg tretenden Bahngleise erlaubte.

«Immerhin», sagte leise einer seiner Männer, «ist noch niemand so weit auf deutschem Boden vorgedrungen wie wir.»

«Recht hast du», flüsterte Sabia, «es kann Wochen dauern, bis wieder jemand kommt und unsere Leichen findet.»

Sie schossen auf jeden verdächtigen Busch, jeden Menschengestalt andeutenden Auswuchs an den Bäumen. Lange betrachteten sie aus der Deckung den Tunnelausgang, ein finsternes, obszönes Loch. Nichts rührte sich. Sabia liess Posten stehen und kroch bis zur Steinbrücke vor, die sich über den Gleiseinschnitt spannte, um in den Tunnel hineinschauen zu können.

Hauptmann Bratge liess keine Fragen über die Erfolgsaussichten oder gar die Notwendigkeit eines Gegenstosses aus dem Tunnel heraus zu, auch nicht von den Frauen, die sich aus Angst um ihre Kinder heftig in die Angriffsvorbereitungen einmischten.

Operativ gesehen, war es sicher richtig, dass der Hauptmann noch einmal nach eventuell in den Nischen vergessenen Waffen und Munitionskisten suchen liess, um seine Männer mit möglichst starker Feuerkraft auszustatten.

Psychologisch gesehen, konnte diese Massnahme jedoch die Zivilisten der Panik entgegentreiben. Der 15jährige Klaus Busch sah wortlos zu, wie einige Frauen Gewehre und Patronen ins Tunneldunkel fort-

schleppten. In einem unbewachten Augenblick löste Busch sich von der Seite seiner Mutter. Er fand alles unheimlich spannend. Nun wollte er wissen, wie weit sich die Lache unter den tropfenden Verschlüssen der Tankwaggons ausgedehnt hatte. Ziemlich weit. Aus Ahnungslosigkeit furchtlos, aber, wie damals viele Jungen seines Alters, aufgewachsen in dem Bewusstsein, Krieg sei der natürliche Existenzzustand des Menschen, erwartete er einen aufregenden Feuerzauber.

In den Überlegungen Friesenhahns und seiner durchweg älteren Pioniere spielten die Treibstoffwaggons ebenfalls eine Rolle. Die GIs waren inzwischen so weit in den Tunnel eingedrungen, dass ihre aufs Geratewohl ins Schwarze gefeuerten Schüsse nun als Querschläger die Tanks zu treffen drohten. Um die Tanks nicht im Rücken zu haben, musste Friesenhahn sich weiter zurückziehen. So sah er nicht, dass die Amis bald ihr Spähtruppunternehmen als unergiebig aufgaben (DeLisio meldete dann auch Timmermann wenig später, der Tunnel sei tatsächlich so leer, wie es bereits Drabik berichtet habe).

Friesenhahn machte unterdessen Bratge klar, dass ein Gegenstoss zum Rhein unmöglich sei. Bratge wandelte daraufhin seinen Plan ab. Nunmehr galt: Ausbruch landeinwärts, Durchstoss entlang der Eisenbahn, Sammelpunkt das nächste Dorf, Orsberg; dort Mobilisierung von Verstärkung zwecks Rückgewinnung der Brücke. Das war, im Prinzip, auch Schellers Plan. Nur hatte Major Scheller den letzten noch möglichen Augenblick wahrgenommen, um unbehelligt ins Freie zu gelangen.

Allerdings mochte ein Mann wie Bratge sich nicht der Verpflichtung entziehen, bevor nicht die letzten Kampfkommandantur-Dokumente vorschriftsmässig vernichtet waren. Er bedachte dabei indes nicht, dass sich sein Befehl an Adjutant Siegel, Feuer an den Aktenberg zu legen, als zündender Funke für einen Aufstand der Zivilisten erweisen könnte.

17.12 Uhr. Frauen und Kinder beenden Hauptmann Bratges Krieg

Die Schüsse vom Rheinausgang des Tunnels, der Rückzug der Gruppe Friesenhahn und die steigende Angst vor den Treibstofftanks hatten die Zivilisten immer weiter zum Hinterausgang des Tunnels getrieben. Hauptmann Bratge war in der unangenehmen Lage, seine Befehle an den kärglichen Rest seiner Streitmacht vor den Ohren und unter den zornigen Zurufen von über 100 angstvollen Zivilisten erteilen zu müssen.

Doch Bratge warf nur ab und zu einen Blick auf die Menge. Er sah einige Hiwis und russische Kriegsgefangene, deren Anwesenheit ihm missfiel; um sie zu isolieren, fehlte es ihm jedoch, da er jeden seiner 15 Soldaten für den Ausbruch brauchte, an Personal. Stattdessen baute er auf seine Autorität als Kampfkommandant.

Als die Flammen an dem Scheiterhaufen von Bratges Kommando-Akten hochzüngelten, als Funken durch den zugigen Tunnel auf die Tanks zustoben, brandete ein Aufschrei hoch.

«Wahnsinn! Der Kerl sprengt uns in die Luft! Der verbrennt uns bei lebendigem Leib!»

Einige sprangen in das Feuer, trampelten es aus. Andere drängten mehrere Soldaten von Bratge weg, umzingelten und entwaffneten sie. Die meisten rannten schreiend auf den Ausgang zu.

Auf der kleinen Steinbrücke gegenüber dem hinteren Tunnelausgang hörten Sergeant Sabia und die GIs das plötzliche Aufbrausen des Geschreis, das sie nicht verstanden, sich auch nicht erklären konnten. Sie feuerten MG-Salven in das Loch, schleuderten Handgranaten.

Entsetzt wich die Menge in den Tunnel zurück. Der kleine Busch sah, wie eine Frau und ihr Kind stürzten, unter die trampelnden Füße gerieten, verletzt liegenblieben. Die Flüchtenden prallten auf die zum Ausgang Strebenden, klemmten die Soldaten ein. «Kampf einstellen! Macht endlich Schluss!» Diesmal waren handfeste Drohungen zu hören. Gewalt, aus Todesangst gezeugt, lag in der rauchigen Luft des Tunnels.

Bratge sah seinen Befehlsbereich auf wenige Quadratmeter reduziert.

Wie sollte er unter diesen Umständen seine Pflicht erfüllen! Indes, auch für solche Lagen existierten Vorschriften. Undenkbar für einen Hauptmann Bratge, dieselben zu missachten. Er wies Leutnant Siegel an, seine nun folgenden Erklärungen ordnungsgemäss zu protokollieren.

Es war demnach 17.12 Uhr, als Bratge sich räusperte und den letzten ihm noch verbliebenen Soldaten gegenüber den vorgeschriebenen Bezug auf den Führerbefehl vom 25. November 1944 nahm, wonach der Kommandeur einer abgeschnittenen Einheit, der sich zur Weiterführung des Kampfes ausserstande sieht, die Frage stellen musste, welcher Offizier, Unteroffizier oder Soldat notfalls die Befehlsgewalt zu übernehmen hatte; diesem neuen Befehlshabenden musste sich dann auch der bisherige unterstellen.

Während draussen die MGs knallten und drinnen die Frauen die Soldaten zu überwältigen drohten, richtete sich Bratge zuerst an die Offiziere.

Friesenhahn dachte nicht daran, sich zur Verfügung zu stellen, und Siegel war mit dem Protokollieren beschäftigt.

Als Bratge sich an Feldwebel Kleebach wandte, lief ein beherzter Zivilist bereits mit einem weissen Tuch aus dem Tunnel. Es war der Bahnbeamte Willi Felder – aber wegen seiner schwarzen Reichsbahnuniform hielten die GIs ihn für einen SS-Mann. Klaus Busch, mit seinen fünfzehn Jahren schon viel kriegserfahrener, schrie noch: «Nicht du, Willi, mit deiner Uniform!» Aber da prasselten schon Schüsse, und der Eisenbahner lag tot zwischen den Schienen. Klaus Busch riss sich von seiner Mutter los, die ihn verzweifelt festhalten wollte, und trat langsam mit erhobenen Händen aus dem Tunnel. Er nahm dem Toten das weisse Tuch aus den verkrampften Fingern und hielt es hoch. Klaus' Mutter schluchzte haltlos. «Warum muss der Junge das machen! Ist denn sonst keiner da!» Aber es wurde nicht mehr geschossen.

«Ergeben Sie sich endlich! Es ist doch schon alles vorbei! Die Hände hoch und nach draussen mit Ihnen!» wurde Bratge angeschrien. «Weisse Fahnen werden geschwenkt!»

Bratge sah es. Selbstverständlich kannte er auch die auf diese veränderte Lage anzuwendenden Vorschriften.

«Herr Leutnant, schreiben Sie: Entgegen unserem Willen sind weisse Fahnen gehisst worden. Jetzt den Kampf fortzusetzen, würde unstreitig eine Verletzung der Genfer Konvention darstellen und uns die Verantwortung für den Tod von Frauen und Kindern zuweisen. Ich ordne daher an...»

Als er endlich seine Unterschrift unter das Protokoll setzte, verliessen schon die letzten den Tunnel, auch die paar Pioniere, die ihre Waffen weggeworfen hatten. Immerhin hatte Bratge seinen Teil des Krieges ordnungsgemäss zu Ende gebracht. Kein Sieg, aber ein Erfolg der Ordnung.

Beschuss aus Erpel lag immer noch auf der Ley und – wenngleich schwächer – auf der Brücke, als die Gefangenen aus dem rheinwärts gelegenen Tunnelausgang hinaus – über die Rampe geführt wurden. Klaus Busch hatte mit seinem Schulenglisch die Verhandlung geführt.

Leutnant Burrows' Zug hatte unterdessen den Felsen erklettert und ihn für die amerikanische Kriegsgeschichtsschreibung auf «Flak Hill» umgetauft. Auf dem langgestreckten Plateau konnten sie jedoch nur noch, in der Ferne, ein Häuflein deutscher Soldaten bei einer Absetzbewegung beobachten. Einige GIs waren bei der Kletterpartie verwundet worden, nur zwei durch Flakbeschuss, mehrere jedoch durch Stürze im Fels.

Für Gefangene und Verwundete begann jetzt der gefährliche Zug über die Brücke nach Westen. Ein amerikanischer Arzt gab dem Feldwebel Rothe Spritzen und wechselte dessen Notverbände, deutsche Pioniere nahmen Bahren mit verletzten GIs auf. Ein Pionier, er trug einen amerikanischen Soldaten mit Schrapnellverletzungen, brach plötzlich zusammen: Ein deutscher Granatsplitter hatte ihn im Bauch erwischt.

Timmermann und Bratge standen sich einen Augenblick lang zwischen den östlichen Brückentürmen gegenüber. Bratge hatte sich den Eroberer zeigen lassen, wollte eine Bitte an ihn richten. Er schaute leicht erstaunt zu Timmermann auf: dass es nur ein Leutnant war, und dann auch noch so jung, hätte er nie gedacht. Er bat Timmermann in wohlgesetzten Worten, ob er sein persönliches Gepäck – es stand in einem

Turmraum – mit in die Gefangenschaft nehmen dürfe.

Timmermann sah nur kurz auf den Hauptmann hinab und fand ihn offenbar nicht sympathisch. Die MPI in der einen Hand, wies er mit der anderen auf die Verwundeten. Feldwebel Rothe wurde gerade mit seinen blutigen Verbänden vorbeigetragen. «Die da nehmen auch nichts mit», sagte er.

«Aber es ist ja nur...» Bratge setzte noch einmal an.

«Fuck off!» sagte Leutnant Timmermann nur.

Drittes Buch

Der Brückenkopf und sein Preis

8. März bis 26. April

«Was, zum Teufel, sollen wir mit dieser Brücke, Sir?»

Auf der amerikanischen Seite begann ein grotesker Stafettenlauf. Okay, ein junger Leutnant hatte sich eine Brücke unter den Nagel gerissen. Aber was nun? Wer sollte jetzt die Verantwortung dafür tragen? Und wer die Folgen ausbügeln?

Um 16.45 Uhr übermittelte Oberstleutnant Engeman seinem Vorgesetzten, Brigade-General Hoge, über Funk die offizielle Vollzugsmeldung. «Commander ,Task Force Engeman an Commander ,Combat Command B: Brücke intakt. Infanterie bezieht Stellung auf der anderen Rheinseite. Panzer folgen nach Abschluss dringendster Brückenreparaturen. Erbitte dringendst neue Weisungen.» Und nachdem er 15 Minuten ohne Antwort geblieben war, funkte er eindringlicher: «Wer deckt uns im Rücken? Wie sehen Ihre Pläne aus? Wir müssen das sofort wissen.»

Da Hoge noch immer mit keiner vorgesetzten Dienststelle gesprochen und auch die in die Tasche gesteckten Divisionsbefehle nicht beantwortet hatte, war seine Antwort schlicht Hochstapelei: «Bauen Sie drüben Verteidigungsstellungen aus. Wir unterstützen Sie mit allem, was wir haben!»

Aber was hatte Hoge? Die restlichen beiden Kompanien von Major Deevers' Bataillon marschierten eben über die Brücke. Aber sonst? Die andere, von Captain Prince befehligte Hälfte seines «Combat Command B» stand befehlsgemäss in Sinzig mit Angriffsrichtung Koblenz.

Nun half Hoge nichts mehr. Die Deutschen würden sich die Wegnah-

me ihrer Brücke nicht gefallen lassen und versuchen, den winzigen amerikanischen Brückenkopf zu zerquetschen wie einen Eiterpickel. Also musste er nun seinem Divisionskommandeur bekennen, was er angeordnet hatte, und um Truppen bitten.

Über Funk war die Sache natürlich schlecht ins Lot zu bringen. Hoge schwang sich deshalb in seinen Jeep, scheuchte seinen Fahrer in der einfallenden Dämmerung über die leere Landstrasse – dachte auch mal daran, wie verteufelt das wäre, wenn ihn jetzt Heckenschützen erwischten.

Der Kommandeur der 9. Armored Division, General John W. Leonard, war mit seinem Adjutanten auf dem Weg zum Rhein, um sich von den Fortschritten Hoges zu überzeugen, den er bereits im Besitz der gesamten Rheinfront von Remagen bis Sinzig glaubte. In Birresdorf begegneten sich die beiden Generale in ihren Jeeps.

Ohne Umschweife erklärte Hoge: «Well, General, wir haben die Brücke.»

«Was für eine Brücke?» staunte Leonard.

«Die von Remagen natürlich.»

Leonard schüttelte den Kopf. Er warf seine Stabskarte über den Kühler. «Ehe wir weiter über die Brücke reden – was ist hiermit?» Er legte den Finger auf das Stück Rhein zwischen Remagen und Sinzig.

«Da ist nichts», sagte Hoge. «Zufällig...»

«Zufällig ist da jetzt ein Loch!» Leonards Finger klopfte auf die Karte. «Und zufällig können wir rein gar nichts über Ihre verdammte Brücke nachschieben!»

«Es war eine einmalige Chance!» brauste Hoge auf.

«O Mann, ist das eine Situation!» Die beiden alten Weltkriegsveteranen sahen sich an.

«Soll ich Sie jetzt etwa vors Kriegsgericht bringen?» Leonard zuckte die Achseln. «Well, ich denke, wenn wir eine Brücke haben, dann behalten wir sie auch, oder?»

Leonard studierte lange die Karte. «In diesem Augenblick können wir nur die ‚Kampfgruppe Prince‘ vom ‚Combat Command B‘ mit dem 52. Armored Infantry Bataillon von Sinzig rüberschieben. ‚Combat Com-

mand A' muss sich dann von Altenahr bis Sinzig und Koblenz strecken und auch noch Teile über die Brücke ziehen. Natürlich werfe ich auch die ‚Combat Command Reserve‘ rüber. Aber die liegt noch in Euskirchen.»

«Das klingt gut», freute sich Hoge. «Das bringt uns ein weiteres Infanterie-Bataillon, das 1. des Regiments 310, eine Kompanie Panzerjäger und eine Abteilung Artillerie!»

Leonard lachte. «Damit ziehen Sie nun auch mich auf das verminten Terrain, auf dem Sie bereits herumirren: eigenmächtiges Handeln entgegen ausdrücklichen Befehlen!»

«Sie brauchen ja nur...» begann Hoge.

«Ja. Nur! Aber ich muss mich jetzt *nur* mit Korps-General Millikin herumschlagen. Das wird eine Nacht...»

Leonard rief seinen Adjutanten herbei. «Captain Alexander, wir haben hier ein Problem. Ich muss dringend mit General Hoge an den Rhein, einen schweren Unfall besichtigen. Sie fahren sofort nach Meckenheim, in unseren Befehlsstand, und richten unserem Herrn Stabschef Folgendes aus...»

Es war 17.30 Uhr, als Stabschef Oberst Harry Johnson in Meckenheim den Apparat der frisch gelegten Feldtelefonleitung zur Hand nahm und sich mit dem Stab des III. US Army-Corps in Zülpich verbinden liess.

Corps-Befehlshaber Millikin war mit seiner 78. Division unterwegs, und der die Stellung haltende Stabschef, Oberst James Phillips, hielt die Meldung erst mal für einen Scherz, versuchte dann abzuwimmeln: «General Millikin kommt erst in einigen Stunden zurück.»

«So lange kann ich nicht warten!» schrie Johnson in Meckenheim. «Da sind Männer draussen, die haben ihr Leben riskiert, um die erste Brücke über den Rhein zu erobern, und ihr sitzt in Zülpich auf dem warmen Arsch und verschanzt euch hinter Vorschriften! Was in Remagen passiert, ist der Wendepunkt des Krieges!»

«Nun machen Sie mal halblang!» gab der Oberst in Zülpich zurück. «Der Krieg ist längst gewonnen.»

«Aber wir können ihn verkürzen, um Wochen, ja Monate! Ausserdem», in seiner Not griff Oberst Johnson etwas vor, «sind die notwendi-

gen Massnahmen bereits von Hoge und Leonard veranlasst. Wollen Sie zwei Generale in die Pfanne hauen, Colonel? Verantworten Sie das?»

Nein, das wollte der Oberst nicht. «Sie können ja vorläufig die Brücke mit leichten Kräften halten.» Nun hielt er sich für diplomatisch. «Aber schon, indem ich nur so viel sage, habe ich ja bereits den Job am Hals, diese verdammte Kiste dem Stab der 1. Armee zu verkaufen.»

«Richtig!» freute sich Johnson. «Das ist nun Ihr Bier...»

Kurz nach 18 Uhr klingelte ein Telefon im Hotel «Britannica» im belgischen Kurort Spa. General Courtney Hodges, der elegante und intellektuelle Befehlshaber der 1. US-Armee, hatte sich diese Nobelherberge mit Bedacht zum Hauptquartier erkoren. Hierhin hatte am 14. August 1918 Kaiser Wilhelm II. seinen Kronrat einberufen, hier hatten ihm seine Feldherrn Hindenburg und Ludendorff vorgerechnet, «dass wir den Kriegswillen unserer Feinde durch kriegerische Handlungen nicht mehr zu brechen hoffen dürfen». Das war damals der Anfang vom Ende gewesen. Solche historischen Bezüge gefielen dem Gentleman-General aus der Aristokratie des amerikanischen Südens – vom feudalen Interieur des Hotels ganz abgesehen.

Doch als im «Britannica» die Meldung vom Fall der Remagener Brücke eintraf, war General Hodges nicht zugegen. Der Chef der Operationsabteilung, General Thorsen aber, anscheinend weniger empfänglich für den *genius loci*, wollte nicht begreifen, dass in eben diesem Festsaal wieder einmal der Anfang eines Endes zu verhandeln war. General Thorsen sah lediglich, genau wie sein Gesprächspartner Phillips, durch «diese Remagen-Sache» eine lästige Lawine von Umdispositionen heranzurufen.

Kategorisch lehnte Thorsen ab, bisher getroffene Massnahmen zu stützen und bisher ausgesprochene Entlastungen zu sanktionieren. Sollte man denn jedesmal, wenn sich unten jemand einen «Silver Star» als Auszeichnung an die Brust heften wollte, «oben» den ganzen Laden auf den Kopf stellen?

«Ich hab's geahnt!» stöhnte in Zülpich der Stabschef des III. Armeekorps. «Nun sitze ich in der Tinte.»

«Allerdings», befand der Stabsgeneral kühl und hängte ein.

Dabei blieb es vorerst. Karl Heinz Timmermann hatte als Kind in West Point, wie man in Amerika sagt, «on the wrong side of the tracks» aufwachsen müssen, «auf der falschen Seite der Eisenbahnlinie», nämlich im Arme-Leute-Viertel – jetzt stand er auf der falschen Seite der Brücke. Vergebens hielt er mit seinen Männern durch den Regen, der inzwischen eingesetzt hatte, Ausschau nach den versprochenen Verstärkungen. Vergebens warteten sie auch darauf, dass – wie sie als selbstverständlich angenommen hatten – nun ganze Armeen durch das von ihnen aufgestossene Tor ins Innere des Reichs strömten.

Da war es ein Glück, dass General Hodges vorzeitig ins «Britannica» zurückkehrte. Er stellte sich vor die von monströsen Kronleuchtern bestrahlte Wandkarte (die zu seinem Bedauern einen kostbaren Gobelin verdeckte), entnahm einem silbernen Etui eine englische Filterzigarette, die er in die silberne Zigarettenspitze schob, und liess sich berichten, wo nach letzten Meldungen die 3. Armee seines Konkurrenten Patton stand (noch zehn Kilometer vom Rhein), und sagte: «Aber mein lieber Thorson, selbstverständlich wollen wir uns diese hübsche Brücke willkommen sein lassen, zumal sie den Namen desjenigen Feldherrn trägt, der unter eben diesen Kronleuchtern den Ersten Weltkrieg verloren gab, Luedendorff.»

General Hodges diktierte sofort eine lange Liste von Einheiten, die unverzüglich nach Remagen in Marsch zu setzen waren, darunter auch Marinepioniere mit Brückenbaumaterial: «Für alle Fälle. Aber nun wollen wir sehen, ob auch General Bradley unsere Sicht der Dinge teilt. Wenn Sie die Freundlichkeit hätten, mich verbinden zu wollen...»

Der Oberbefehlshaber der 12. US-Armeegruppe war vor Kurzem erst von seinem Treffen mit Eisenhower und Churchill in Reims zurückgekehrt. In seinem Hauptquartier, dem alten Schloss der lothringischen Herzöge in Namur, wartete bereits ein Besucher. Es war der Chef von Eisenhowers Operationsabteilung, Generalmajor Harold R. Bull, wegen seiner roten Haare und rosigen Haut allgemein «Pinky» («der Rosige») genannt.

Der rosige Generalmajor war gekommen, um die Einzelheiten eines Plans zu besprechen, den Eisenhower bereits Bradley gegenüber grob umrissen hatte. Nun freilich merkte Bradley, dass ihm ein «betrügerisches Angebot» gemacht werden sollte.

«Ich soll euch also, einfach so, vier von meinen sechszwanzig Divisionen abgeben?» fasste Bradley zusammen.

«Doch nicht uns», wehrte Bull ab. «Sondern der 6. Armeegruppe von General Devers.»

General Jacob Devers (nicht zu verwechseln mit Major Deevers) brauchte mehr Truppen, um über den südlichen Westwall ins Saargebiet vorzustoßen, aber Patton gab nichts ab, und natürlich war auch bei Simpsons 9. Armee nichts zu holen, denn diese war ja an Montgomery abgegeben. Demnach hätte Bradley nur noch Hodges' 1. Armee plündern können. Und genau dazu wollte der kleine, schwächliche Generalstäbler mit der sanften Art, die so vortrefflich seine Zähigkeit tarnte, den Oberbefehlshaber beim Abendessen überreden.

Da klingelte das Telefon. Am Apparat: Hodges.

Bradley hob ab: «Courtney! Welch ein Zufall! Wir sprechen gerade über dich! Pinky ist hier. Wahrscheinlich musst du... Was...? Aber das ist ja toll...!»

Generalmajor Bull nahm seine randlose Brille ab und mühte sich, aus Bradleys Ausrufen Sinnvolles zu entnehmen.

Bradley stand vom Tisch auf und trug das Telefon mit der langen Schnur vor die Wandkarte. Bull lief hinterher, aber Bradley hielt in der einen Hand den Apparat, in der anderen den Hörer, und konnte somit nichts auf der Karte zeigen.

«Courtney, schieb rüber, was das Zeug hält! Die Jungs von der anderen Seite brauchen wahrscheinlich ein paar Tage, bis sie genug Kram zusammengekratzt haben, um zurückzuschlagen, und bis dahin musst du... Klar, alles was du willst...»

Als er einhängte, verpasste er seinem Gast vor lauter Freude einen wuchtigen Schlag auf die schmalen Schultern: «Aus für dein Ballspiel! Nichts geht mehr! Hodges hat die Brücke von Remagen!»

Bull zog sich einen Stuhl heran und setzte sich vor die Karte. «Aber Brad, was sollen wir mit einer Brücke! Und dann auch noch *diese* Brü-

cke! Das bringt doch überhaupt nichts, in Remagen! Es passt einfach nicht in den grossen Plan!»

Gemeint war natürlich Montgomerys Super-Plan, und im stark von Engländern beherrschten Obersten Hauptquartier war Generalmajor Bull nicht der einzige Amerikaner, den Montgomerys «Ordentlichkeit» beeindruckte.

«Was ist ein Plan schon gegen eine leibhaftige Rheinbrücke?» Bradley schäumte über vor Begeisterung. «Ganz egal, wo sie steht!»

«Aber für den Plan ist es nicht egal!»

Während des ganzen Abendessens lagen Bradley und Bull im Streit. Bradleys Frohlocken rührte nicht zuletzt daher, dass er jetzt verwirklichen konnte, was er erst am Vorabend Eisenhower gegenüber angedroht hatte: Monty eins auszuwischen. Doch geschickt, wie er war, verlegte sich Bradley jetzt auf den Nachweis, dass die Remagener Brücke den Super-Plan keineswegs beeinträchtigte, sondern im Gegenteil sogar stützte. Bull verwies indessen darauf, dass allein schon das plötzliche Umdirigieren einer einzigen Division – 3'000 Mann kämpfende Truppe, aber 12'000 bis 17'000 Mann Logistik- und Sondereinheiten – ein bereits seit der Invasion auf klar definierte Etappen- und Endziele hin organisch aufgebautes Nachschub-, Verkehrs- und Verwaltungsnetz gröblichst zerreißen müsse.

Plötzlich, sie waren schon bei den Nachtschzigarren, ging Bull ein Licht auf. Was wollte Bradley überhaupt von ihm? Aber klar doch: Bradley hatte sich immer noch nicht getraut, mit General Eisenhower über die Sache zu sprechen!

«Brad», sagte er unvermittelt, «auch wenn du die ganze Nacht auf mich einredest – ich unterschreibe dir nicht die Zusagen, die du Hodges so voreilig gemacht hast! Und von mir kriegst du auch nicht die Genehmigung, vier oder fünf Divisionen über den Rhein anstatt an die Saar zu schicken!»

«Well», grinste Bradley, «dann muss ich wohl oder übel mit Ike selbst reden!» Er griff zum Telefon.

«Supreme Commander» Eisenhower gab ein spätes, grosses Abendessen. Er hatte eine Reihe amerikanischer Fallschirmjäger-Generale einge-

laden, die Montgomerys grossen Rheinsprung am 23. März unterstützen sollten. Ausser Eisenhowers Adjutanten und Stabsoffizieren sass mit am Tisch die Generale Matthew Ridgway (18. Fallschirmjäger-Korps), Maxwell Taylor (101. Division) und James Gavin (82. Airborne-Division).

Selbstverständlich war Monty das Thema des Abends. Ihre Erfahrungen mit dem britischen Feldmarschall hatten sie alle hinter sich. Vor der Schlacht von Arnheim hatte Monty sich ihre Einheiten von Ike auf 48 Stunden ausgeborgt – 58 harte Tage waren daraus geworden. Kein Wunder, dass sie ihren neuen Einsatz bei Monty sarkastisch kommentierten. Den Befehlshabern waren die Planungsdetails, ansonsten Geheimsache, bereits bekannt; man war unter sich, an Ikes Tafel konnte man sich gemeinsam darüber lustig machen: 1'716 Flugzeuge und 1'350 Lastensegler sollten, von 26 Flughäfen aus gestartet, 17'000 Soldaten mit Fahrzeugen und Geschützen hinter der deutschen Front abladen, während 3'000 Bomber und 5'000 Jabos gemeinsam mit 4'000 Kanonen die 50-Kilometer-Front sturmreif bombten (im acht Kilometer breiten Angriffsstreifen der Amerikaner allein 65'000 Granaten in 60 Minuten).

«Und ausgerechnet uns Amerikanern werfen die Engländer immer vor, wir trimmten alles auf Hollywood-Stil!» lästerte einer der Generale.

Das Essen hatte eben begonnen, Eisenhower meinte, auf die Suppe sei er nicht scharf, da klingelte das Telefon im Nebenzimmer. Ein Adjutant namens Henry Clay nahm das Gespräch an, bat aber sofort Eisenhower vom Tisch, und alle konnten hören, wie der Supreme Commander ausrief: «Brad, that's wonderful!»

Dann, nach einer Weile, fuhr Eisenhower fort: «Aber die Planer sollen sich mit ihrem Plan zur Hölle scheren! Auf jeden Fall nützen wir den Brückenkopf aus, selbst wenn das Gelände nicht so günstig ist...»

Die Fallschirmjäger-Generale lauschten angestrengt, manche mit dem Löffel in der Hand. Ridgway rief Eisenhower zu: «Ike, das hört sich ganz interessant an – können wir da nicht hinfliegen und mitmachen?»

Eisenhower sagte ins Telefon: «Brad, was ich dir sofort geben kann, sind alle Divisionen aus dem Raum Köln. Wir hatten da mit längeren und härteren Kämpfen gerechnet, aber General Collins hat die Stadt schon im Sack. Du kannst also dieses VII. Armeekorps mit reinnehmen. Okay, und das V. auch. Bonn ist wohl morgen erledigt, dann kriegst du weitere Truppen. Nein, Monty will ich jetzt nicht extra stören, er erfährt's schon früh genug...» Ike grinste aus seinem breiten Apfelgesicht den Gästen zu.

Es wurde ein überaus fröhliches Abendessen. Die Fallschirmjäger lachten dröhnend – über Monty.

«Und dieser Bischofssohn braucht drei Monate und Tausende von Flugzeugen, um über den Rhein zu kommen...!» Sie schlugen sich auf die Schenkel.

«Und wir nicht mal ein einziges Flugzeug...!» prusteten sie über den Tisch.

«Nicht mal Fallschirmjäger», fügte Eisenhower hinzu, um den Spöttern einen kleinen Dämpfer aufzusetzen.

Nach dem Essen traten noch drei Stabshelferinnen auf, die auch Klavier spielen konnten, und ein Leutnant namens Tooley spielte Gitarre, alle sangen mit, Ike die Bass-Stimme. Sie sangen überwiegend alte Lieder aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, in denen davon die Rede war, wie die Yankees den Engländern die Hölle heiss gemacht hatten.

In dem roten Backsteingebäude der ehemaligen Technischen Hochschule, im Bahnhofsviertel von Reims, hatten die Generalstäbler – viele eben erst aus den Betten geholt – inzwischen die alten Feldzugspläne durch den Reisswolf gedreht und zeichneten nun neue. Von allen Telefonen aus wurden die neuen Marschordern in die Nacht gejagt. In zahllosen Quartieren links des Rheins wurden die GIs aus den Schlafsäcken gepfiffen, auf allen Strassen im weiten Umkreis um Remagen wälzten sich endlose Heerwürmer. Karl Heinz Timmermann, der vorderste Offizier der alliierten Armeen, war endlich nicht mehr allein. Das Netz der US-Army, das er in so unvorhergesehener Weise gestreckt hatte, hielt ihn.

So sah es in dieser Mitternachtsstunde zumindest auf den Stabskarten aus.

Wo stecken die deutschen Generale?

Verlief schon links des Rheins die Nachrichtenübermittlung bis ins US-Hauptquartier nicht ganz reibungslos, so gestaltete sie sich rechtsrheinisch weiterhin chaotisch und führte daher auch keineswegs sofort zu den Gegenschlägen, die man in amerikanischen Kommandostellen erwartete.

Zwei Gruppen hatten aus der Ferne mitangesehen, wie die Amis über die Brücke gingen. Einmal Männer der ehemaligen «Fön»-Batterie; sie sammelten sich in den Hügeln oberhalb des Rheinuferes. Zum anderen Versprengte aus Friesenhahns Pionierkompanie, die ihr Heil in der Flucht rheinaufwärts suchten; sie meldeten die Katastrophe ihren Vorgesetzten, den Majoren Kraft (Bataillon) und Strobel (Regiment).

Major August Kraft, 54 Jahre alt, im Ersten Weltkrieg mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet und zwischen den Kriegen Beamter im höheren Postdienst, war kein Mann grosser Worte. Obwohl seine Einheit lediglich technische Dienste zu versehen hatte – die Instandhaltung von Brücken –, war für ihn die unverzügliche Vorbereitung eines Gegenangriffs, selbst mit unzulänglichen Mitteln, eine als selbstverständlich empfundene Pflicht. Er hatte sogar, was den Offizieren auf der Brücke gefehlt hatte: ein bisschen Glück.

Es gelang ihm, eine Verbindung mit dem jungen «Fön»-Batteriechef Oberleutnant Peters herzustellen, der jetzt in Bruchhausen lag, auf der anderen Seite des Brückenkopfes.

Kraft und Peters erkannten die Vorteile ihrer Zangenposition links und rechts des Brückenkopfes. Allerdings mussten sich die «Fön»-Kanoniere erst mal Infanteriewaffen beschaffen. Einer durch Bruchhausen ziehenden Einheit der 15. Armee nahmen sie zwei Lkw-Ladungen Panzerfäuste ab. Und Major Kraft stiess – welche Ironie – auf ein vergessenes Depot mit anderthalb Tonnen allerbesten Sprengstoffes.

Inzwischen hatte sich Kraft auch mit seinem Regimentskommandeur Strobel abgesprochen. Dessen Befehlsstand, in Rheinbrohl, lag ein paar

Kilometer näher an der Brücke. Von hier aus sollten Pioniere vorrücken...

An diesem Abend, bis weit in die Nacht, war die Heeresgruppe B im wahren Wortsinn kopflos. Da Köln gefallen, Bonn umkämpft, Koblenz bedroht, überhaupt das linke Rheinufer mehr als unsicher war, löste sie ihr Hauptquartier in Bad Tönisstein auf. Der Stab indes quartierte sich um in den Gasthof «Zur Linde» im abgelegenen Westerwalddörfchen Rimbach, wenige Kilometer südlich der Sieg, gut 30 Kilometer Luftlinie östlich von Bonn.

Auch der Stab der 15. Armee war mit Quartierwechsel befasst, von Waldorf nach Brohl am Rhein; aber General von Zangen hatte ohnehin zu zweien seiner drei Armeekorps keine Verbindung mehr, er befehligte eigentlich nur noch die drei Divisionen Hitzfelds. Aber davon war auch wiederum eine verschollen. Und auch General Hitzfeld war unterwegs – zu seinem neuen Gefechtsstand in Dedenbach (wo am Morgen Schellers Funkwagen getankt hatte).

So blieb die gesamte Befehlskette lange ohne Kenntnis vom Verlust der Brücke.

Im Befehlsbunker des «Oberbefehlshabers West», unter dem Ziegenhainer Taunus-Schloss, erfuhr es einer von Generalfeldmarschall Rundstedts Stabsoffizieren, General Zimmermann, am späteren Abend eher beiläufig von einem Koblenzer Flak-Offizier. Rundstedts Stabschef Westphal, soeben von seinem Gespräch mit dem Führer aus Berlin zurückgekehrt, reagierte heftig: Remagen lieferte den schlagkräftigsten Beweis für seine These, die er vergeblich in Hitlers Schädel einzuhämmern versucht hatte: eine dünne, überdehnte Front muss reißen. «Sofort Verbindung mit Models Heeresgruppe B!» befahl er.

Die Verbindung kam jedoch erst zustande, als nach 22 Uhr eine Vorausabteilung des Heeresgruppenstabes in der Rimbacher «Linde» eintraf. Models «Ia», Günter Reichhelm, nahm dann allerdings sofort die Sache in die Hand. Reichhelm, mit 31 Jahren einer der jüngsten Oberstleutnants in Stabsstellung, fahndete sofort nach dem ranghöchsten Kommandeur in Brückennähe, fand aber nur General Praun, den Chef des

Nachrichtendienstes der 15. Armee (ehemals Leiter des Heeresnachrichtenwesens beim OKW).

«Angreifen?» fragte Praun, «ich wüsste gar nicht, was ich da tun sollte, ich bin Verwaltungsoffizier!»

Als nächsten erwischte Reichhelm den General Wend von Wietersheim, Kommandeur der 11. Panzerdivision, nahe Bonn. Das war zufällig die Panzerdivision, die Model schon am Vormittag dem General Hitzfeld als Verstärkung für Remagen versprochen hatte. Von Wietersheim verfügte über 25 Panzer, 4'000 Mann und 18 Geschütze, besass aber keinen Tropfen Sprit, konnte weder Männer noch Panzer bewegen.

Nun wandte Reichhelm sich an General Joachim von Kortzfleisch, den erst am Vorabend von Model eingesetzten Chef des «Sonderstabes General von Kortzfleisch» (welcher freilich immer noch nur aus dem General selbst und dessen Adjutanten bestand). Ihn wies er an, sich die Panzer-Lehrdivision sowie die 11. Panzerdivision zu unterstellen (freilich auch Treibstoff für sie aufzutreiben) und den Brückenkopf Remagen «zu erledigen».

Von Kortzfleisch brach sofort vom Bensberger Schloss, seinem Standort, in Richtung Remagen auf, um im etwa neun Kilometer vor Erpel gelegenen Kalenborn seinen Befehlsstand einzurichten.

So hatte Reichhelm immerhin einen Kübelwagen mit einem General nebst Adjutant in Bewegung gebracht.

Auf seiner Nachtfahrt stiess Kortzfleisch auf zehn Panzer, vollgetankt, sogar mit Reservetanks, sowie ein vollauserüstetes Panzergrenadier-Bataillon mit sechs Schützenpanzern.

Der General hielt an.

Kommandeur dieser Wundertruppe, die zur Panzerbrigade 106 («Feldherrnhalle») gehörte, war Oberstleutnant Ewers, Träger eines mit Eichenlaub geschmückten Ritterkreuzes. Der hätte auch liebend gern sofort die Amis in den Rhein zurückgetrieben, nur leider hatte er bereits Auftrag, die Amis aus Bonn wieder zurück in die Eifel zu werfen.

Eine Stunde funkte Kortzfleisch durchs Land, bis er endlich Generalfeldmarschall Model erreichte, der noch immer die letzten Schutthaufen am Kölner Rheinufer verteidigte.

«Wenn Sie», tobte Kortzfleisch, der nie ein Blatt vor den Mund

nahm, «nicht noch in dieser Nacht durch den kampferfahrenen Ewers, der vollgetankt bis an die Halskrause ist und bewaffnet bis an die Zähne, die Amis aus dem Brückenkopf Remagen vertreiben lassen, dann öffnen Sie selbst den Amerikanern den Weg nach Berlin!»

Aber Model antwortete nur müde, die Lage in Remagen sei ihm bekannt. Nein, der Führer messe dem Verlust der Brücke keine überragende Wichtigkeit zu. Jawohl, der Führer persönlich habe den Einsatz der Panzerbrigade 106 in Bonn und nirgendwo anders befohlen.

«Herr Generalfeldmarschall!» schrie Kortzfleisch über die Antenne, «ich weise darauf hin, dass dieser Befehl unabsehbare Folgen für den weiteren Kriegsverlauf haben wird...!»

Irgendwo im Westerwald irrte inzwischen Major Scheller, auf der Suche nach einem kompetenten Kommandeur, durch die Nacht und den Regen.

Alptraumnacht der GIs am anderen Ufer

Es war fast Mitternacht, und der Regen fiel leise und dicht. Auf der Brücke schufteten die Pioniere des Leutnants Mott – wie Friesenhahns Pioniere in den Nächten zuvor –, um die Geleisstrecke befahrbar zu machen. Diesmal nicht für Lkws und Pferdegespanne, sondern für die 45 Tonnen schweren Pershing-Panzer.

Als sich bei der Explosion der Mittelbogen hob, war fast die gesamte Bohlenbedeckung in den Rhein geflogen. Nun mussten die letzten Holzreserven des Becher-Werks, aber auch Balken und Bretter aus den zerbombten Häusern Remagens herangeschleppt werden. Und Remagen mit seinen Zufahrtswegen war abermals ein riesiges Heerlager – diesmal für eine üppig versorgte Truppe: Burschen mit jungen Gesichtern, die auf unzähligen Fahrzeugen hockten. Und sie hatten es nicht einmal eilig.

Die GIs unterhalb der Erpeler Ley waren indessen fast am Ende ihrer Nervenkraft. Sie hielten einen schmalen Dreikilometerstreifen besetzt, aber schwere Waffen kamen nicht über die Brücke. Sie erwarteten, dass jeden Augenblick Deutsche aus den Schatten des «Flak Hill» angreifen würden.

Leutnant Timmermann ging von Mann zu Mann, sprach mit jedem, baute Ängste ab und Zuversicht auf, von den Brückentürmen bis zu den hastig angelegten Strassensperren und Schützenlöchern auf der Uferstrasse rheinauf- und rheinabwärts. Timmermann erwischte einige GIs, die sich, von eingebildetem Werwolf-Horror verängstigt, über die Brücke zurückschlichen. Sie behaupteten, deutlich den Befehl zum Rückzug gehört zu haben. Timmermann trat ihnen moralisch in den Hintern und schickte sie wieder auf ihre Posten; er wusste aber nicht, wie viele schon durchgekommen waren. Da wurde es auch ihm mulmig. Wieder ging er die Posten ab.

Oberstleutnant Engeman und Major Deevers richteten daraufhin ihren Befehlsstand in Erpel ein – im Keller der Familie Busch, die noch eins der heilen Häuser in Erpel besass. Von hier aus konnte Pionierleutnant Mott endlich die Brücke als betriebsbereit melden. Mitternacht war vorüber.

Als Engeman seine Panzer herüberholte, ordnete er an: «Als erster fährt Speedy.»

Sergeant Goodson trug diesen Spitznamen, weil er alles andere als «speedy», sondern der langsamste Fahrer im ganzen Bataillon war. In dieser Nacht kam es auf seine Bedächtigkeit an, denn die Tragfähigkeit der halbgesprengten Brücke war durch nichts erwiesen. In vorsichtigem Abstand hinter «Speedy» Goodson rollte dann Leutnant Windsor Millers Panzer die Rampe hoch. Die Pioniere hatten zwei weisse Bänder über die Länge der Fahrbahn geklebt. Als Miller zwei Drittel der Brücke hinter sich hatte, rief er über Sprechfunk seinen Vordermann: «Speedy, ich seh kein weisses Band mehr. Hast du eine Ahnung, wo wir sind?»

Speedy antwortete: «Wo *ich* bin, weiss ich nicht, aber ich weiss, wo *Sie* sind. Auf meinem Heck. Sie sind mir nämlich eben mit Ihrer Karre auf den Arsch gebrummt.»

Es war wirklich eine sehr dunkle Nacht.

Als Leutnant Miller auf der anderen Rheinseite von der Rampe fuhr, hielt er vergebens nach den GIs Ausschau, die seinem Panzer als Schrittmacher vorausgehen sollten. Er fuhr auf eigene Faust los, war plötzlich allein – und von einem Schwarm deutscher Infanteristen umzingelt. Manche riefen «Kamerad!» und wollten sich ergeben, aber die meisten waren fest entschlossen, Krieg zu spielen, und eröffneten das Feuer. Windsor Miller, der Börsenmakler aus New York, wusste nicht mehr, wie seine Aktien standen. Er und Goodson feuerten ihre Granaten und MG-Salven auf gut Glück in die Nacht.

Der deutsche Gegenangriff hatte begonnen.

Neun Pershing-Panzer waren mit Hängen und Würgen über die Brücke gekommen, als in Remagen eine Abteilung Jagdpanzer eintraf. Sofort beschloss Engeman, statt der massigen Pershings diese wesentlich leichteren «Tank Destroyers» über die heikle Notfahrbahn zu schicken. Doch schon der erste Fahrer, der in der Finsternis eine Brücke eben für eine Brücke hielt, jagte sein Kettengefährte donnernd über die Planken – und brach prompt in das behelfsmässig geflickte Sprengungsloch ein: so unglücklich verquer, dass er den ganzen Fahrstreifen blockierte. Das war gegen zwei Uhr. Fast drei Stunden schufteten die Pioniere, um das Hindernis wegzuräumen. Und fast drei Stunden schlugen sich die GIs der Kompanien Timmermann, MacMaster und Liedike mit neun unbeholfenen Panzern gegen eine Hundertschaft von Flak- und Bausoldaten, die ihnen wie ein Tausendmannheer vorkam, weil sie immer wieder aus der Finsternis auftauchten, feuerten und verschwanden. Amerikanische Artillerie, auch 20-cm-Haubitzen, inzwischen auf dem linken Ufer in Stellung gebracht, feuerte ohne Sicht, um einen Feuervorhang um den Brückenkopf zu legen. Sie erzielte jedoch keine Wirkung, lieferte nur eine – freilich nervenzerfetzende – Geräuschkulisse.

Panzerleutnant Miller, isoliert zwischen der Brücke und Erpel, kämpfte gegen Schatten. MG-Salven und Panzerfäuste erschütterten seinen Pershing. Die Panzerung hielt stand, nicht aber seine Nerven. Er funkte Hilferufe, aber Engeman befahl: «Durchhalten bis es hell wird –

oder Ihnen der Panzer unterm Arsch weggeschossen ist!»

Um vier Uhr traf «Cowboy» Motts Bataillonskommandeur Coker ein. Mott versuchte eben, den eingeklemmten Panzerjäger mit Hilfe eines Bulldozers in den Rhein zu stürzen. Da auch dies misslang, kroch Oberst Coker unter das schiefhängende Monstrum. Angeseilt, unter der Fahrbahn, hämmerte der Oberst aus auf den Zentimeter massgeschnittenen Bohlen eine Plattform unter dem Fahrzeug zusammen, auf welcher dieses mit Flaschenzügen hochgehievt und weggeräumt werden konnte.

Inzwischen dämmerte der Morgen, und endlich kamen auch 700 Mann Infanterie-Verstärkung über die Brücke. Die deutschen Pioniere und Flakschützen, nun der schützenden Dunkelheit beraubt, verloren gegen diese Übermacht jede Chance.

Um sieben Uhr früh hielt der Geistliche der 9. US Panzergrenadier-Division, Captain William T. Gible, seinen Jeep vor dem Tunneleingang an. Er baute seinen aufklappbaren Feldaltar auf und hielt eine Morgenmesse. Die Männer des 27. Bataillons hatten allen Grund, ein Dankeschön zu beten. Sie lebten immer noch alle.

Auch Karl Heinz Timmermann kniete dort. Er betete für seinen Vater, der vor 25 Jahren als einfacher Schütze der M-Kompanie des 8. US-Infanterie-Regiments über die Remagener Brücke marschiert war.

Anschliessend fuhr Karl Heinz nach Erpel, suchte sich einen Keller als Befehlsstand und rasierte seinen Stoppelbart ab. Aus dem Hauptquartier hatte sich der «offizielle Kriegsgeschichtsschreiber» der 1. Armee, Major Ken Hechler, angesagt.

Nur neun Kilometer entfernt sass, auch übernachtigt, aber völlig deprimiert, in einer niedrigen Bauernstube des Dorfes Kalenborn der Major Scheller.

Spät in der Nacht, nach langen Irrwegen, hatte er endlich den Gefechtsstand des Generals von Kortzfleisch gefunden. Vom Misslingen seines Kampfauftrages zutiefst bestürzt, hatte er dennoch präzise Bericht erstattet und genaue Lageskizzen von Remagen und Erpel, von Brücke und Tunnel geliefert, die freilich dem General nicht viel nützten,

da diesem immer noch keine Truppen zur Verfügung standen.

Nun wollte sich Major Scheller, nach kurzer Rast, auf den Weg zu General Hitzfeld machen.

Remagen erschüttert Timmermanns Heimatdorf, New Yorks Börse, Hitlers Bunker

Offiziell verhängte das Alliierte Hauptquartier eine Nachrichtensperre über das Ereignis von Remagen. Inoffiziell brachte der Geheimtip «Remagen» die Drähte der Nachrichtenagenturen zum Vibrieren – bis hinüber nach West Point, Nebraska. Leutnant Timmermanns Heldentat fand, trotz aller widrigen Umstände, den Weg über den Atlantik.

In der Redaktion des «World Herald» in der nächstgrösseren Stadt Omaha versuchte ein Lokalreporter die Mutter Timmermanns ausfindig zu machen. Im Café «Goldenrod» herrschte gerade Hochbetrieb, als das Wandtelefon hinter der Theke klingelte. Es war Schulschluss, und alle Teenager von West Point riefen nach ihren Milk-Shakes. Nur unwirsch holte Bill Schaefer daher seine Bedienung an den Apparat: «Aber mach's kurz, Mary!»

Mary Timmermann verstand nicht, was der Anrufer wollte, nur, dass es sich um ihren Sohn Karl Heinz handelte. Schaefer musste es ihr übersetzen. «Nein, nichts ist passiert, Mary, sie sagen nur, dass er der erste Eroberer seit Napoleon ist, der den Rhein überschritten hat. Und wie du das findest?»

«Heisst das, dass ihm was passiert ist?»

«Nein, Mary. Einen Orden kriegt er. Ich erklär's dir später, wenn du mit den Milk-Shakes durch bist.»

Dann machte Bill Schaefer dem «World Herald» klar, ganz West Point hätte immer schon Grosses von einem Prachtkerl wie Karl Heinz Timmermann erwartet. Bill Schaefer, gebürtiger Rheinländer, konnte

den «World Herald» auch aufklären, wo Remagen liegt.

Weitaus hektischer nahm an Timmermanns Bravourstück die New Yorker Börse Anteil. Hier hielt man daraufhin das Kriegsende für unmittelbar bevorstehend. Ab 14 Uhr Ortszeit setzten Panikverkäufe ein, weil kaum noch jemand länger auf die gigantische Kriegsproduktion setzen wollte. Bis Börsenschluss waren über zwei Millionen Aktien verschleudert, bei Wertverlusten bis zu 24 Prozent.

Chaotisch reagierten auch weiterhin deutsche Befehlsstellen. Die Pionier-Offiziere Strobel und Kraft, noch enttäuscht vom Fehlschlag ihrer nächtlichen Gegenaktionen, wurden zunächst von Models Pionier-General Wirtz heimgesucht: Was ihnen einfiel, die übrigen ihnen anvertrauten Brücken und Fähren zu vernachlässigen, um auf eigene Faust Infanterie zu spielen? Zwei Stunden später brach General von Berg, Rheinkommandant des Wehrbereichs XII Nord, über sie herein: alle Mann zum Gegenangriff auf das inzwischen gefährdete Hönningen. Woraufhin wiederum General Wirtz auftauchte und sich über den General von Berg beschwerte. Die Grotteske erreichte ihren Höhepunkt mit dem Auftreten des Wehrbereich-Generals Janowski, der seinerseits den General Wirtz anschrte.

Immerhin begann um 16.30 Uhr – mehr als 24 Stunden nach Timmermanns Sturmangriff – ein Feldartilleriegeschütz Kaliber 21 sich auf die Brücke einzuschiessen. Zehn deutsche Kampfflugzeuge, darunter drei Stukas, flogen eine Stunde lang Angriffe gegen die Brücke – halsbrecherisch, bei einer Wolkendecke unter 70 Meter – und warfen 500-Kilo-Bomben. Doch vergebens. Koordiniert war das alles nicht.

Im Führerbunker lagen noch am Nachmittag nur ungenaue Erkenntnisse vor. Hitler, der am Vortag Model gegenüber Remagen als unbedeutend bezeichnet hatte, fiel offenbar jetzt aus einer lethargischen Stimmung in eine Tobsuchtsphase. Ihren Niederschlag scheint sie in folgender Protokollierung des «Kriegstagebuchs des OKW» gefunden zu

haben: «Im Auftrag des Führers gab der Chef des OKW bekannt, dass jeder, der in Gefangenschaft gerät, ohne verwundet zu sein oder nachweisbar bis zum Äussersten gekämpft zu haben, seine Ehre verwirkt habe und aus der Gemeinschaft der anständigen und tapferen Soldaten ausgeschlossen werde. Für ihn hafteten seine Angehörigen, die keinen Anspruch mehr auf Unterstützung hätten...»

Was aber war an effektiven Massnahmen überhaupt möglich? Aus der unterirdischen Perspektive des Führerbunkers zunächst ein Revirement auf Oberbefehlshaber-Ebene. Rundstedt, als OB West, wurde entlassen (nun zum vierten Mal), an seiner Stelle übernahm der bisherige Oberbefehlshaber in Italien, Albert Kesselring, die Westfront. Dies aber hatte ein Karussell zur Folge: Als Kesselrings Nachfolger musste der OB der Kurlandfront einspringen, General von Vietinghoff. In diese Vakanz trat der Generaloberst Lothar Rendulic, der dafür seine Ostpreussenfront an den bisherigen Befehlshaber der 4. Armee, General Müller, abgab.

So wirkte sich Remagen über Italien bis zur Ostfront aus – sogar mit einem historischen Nebeneffekt. Der hochdekorierte Generalfeldmarschall Kesselring – Artillerist im Ersten Weltkrieg, als Freund Görings schon 1935 mitbeteiligt am Aufbau der Luftwaffe, erfolgreich auch als Fliegerführer mit Rommel in Afrika – glaubte längst nicht mehr an den «Endsieg». Deshalb hatte er geheime Verhandlungen des SS-Obergruppenführers Wolff mit den Amerikanern (über Schweizer Kontakte) für einen Waffenstillstand in Italien unterstützt. Dieses Vorhaben drohte nun, durch Kesselrings plötzliche Versetzung an den Rhein, zu scheitern...

Zur zentralen Leitung der Gegenangriffe am Brückenkopf wurde nunmehr Generalleutnant Fritz Bayerlein eingesetzt (statt Kortzfleisch). Bayerlein, auch einmal Rommels Stabschef in Afrika, war ein strammer Fünfziger mit pechschwarzen Haaren und ironischem Blick (dazu passend ein lockeres Mundwerk). Ihm wurden unterstellt: die 9., die 11. und die Panzer-Lehrdivision, sowie die Panzerbrigade 106, die am Vorabend Remagen nicht retten durfte. Sie war inzwischen auf fünf Panzer und 100 Mann zusammengeschrumpft, denn mittlerweile war auch Bonn verlorengegangen. Insgesamt verfügte Bayerlein über etwa 5'000 Mann

und 60 Panzer (aber die 11. Panzerdivision stand immer noch ohne Benzin in Düsseldorf). Dazu sollten dann noch die 16 (jedoch zum Teil verschollenen) Mini-Divisionen der 15. Armee kommen.

Ausserdem ordnete Hitler den Einsatz der letzten Reserven der Luftwaffe gegen die Brücke an – so auch der ersten Düsenjäger, auch «Blitzbomber» genannt. Ausserdem wurde der berühmt-berüchtigte SS-Obersturmbannführer Otto Skorzeny angewiesen, seine «Flusskämpfer»-Einheit 4581 K (Froschmänner) mit Sprengladungen gegen die Brücke anschwimmen zu lassen.

Und SS-Brigadeführer Hans Kammler erhielt Befehl, seine «SS-Werferabteilung 500», normalerweise mit dem V-2-Beschuss Londons beschäftigt, gegen Remagen zu richten.

Doch auf Landser und Panzer, auf «4581 K» und «V-2» allein mochte Hitler sich nicht verlassen. Denn allenthalben griff ja jetzt Verrat und Defätismus um sich. Anders als durch Verrat konnte er sich den Verlust der Brücke jedenfalls nicht erklären. Weil «dagegen nur noch russische Methoden helfen» konnten, erfand Hitler ein «Fliegendes Standgericht West», das Schuldige zu benennen, abzuurteilen und hinzurichten hatte.

Zum obersten Standgerichtsherrn mit Vollmachten, die in der bisherigen Militärjustiz-Geschichte unerhört waren (keine Verteidiger, keine Berufung, keine Begnadigung, sofortige Vollstreckung), setzte Hitler den General Rudolf Hübner ein, der ein Mann so recht nach seinem Herzen war. Hübner, als Regiments- und schliesslich Divisionskommandeur durch harschen Führungsstil aufgefallen, hatte sich auch das «Goldene Parteiabzeichen» verdient, indem er unablässig Denkschriften zur Festigung des NS-Geistes in der Wehrmacht verfasste und das Kommissar-System der «NS-Führungsoffiziere» mitentwickelte.

Die Beisitzer des «Fliegenden Standgerichts» kamen aus dem Stall der Generale Burgdorf und Maisei, die sich bereits um den «Selbstmord» Rommels verdient gemacht hatten, was der offiziellen Bezeichnung ihrer Heerespersonalamts-Abteilung «Persönliche Bearbeitung der Disziplinär-Angelegenheiten der Offiziere» (AG P2) einen ganz beson-

deren Ruch verlieh. Zum «Fliegenden Standgericht» abkommandiert wurden von dort die Oberstleutnante Anton Ehrnsperger und Paul Penth (Chefgruppe Politische Angelegenheiten NS-Führung). Penth war einmal Bürgermeister des nun schon im Brückenkopf umkämpften Rheinstädtchens Hönningen gewesen, welches er nach Hitlers Machtergreifung recht schnell als «judenfrei» melden konnte.

Selbstverständlich wurde diesem Trio auch gleich ein Exekutionskommando beigegeben.

Alle diese Massnahmen, erst am 8. März konzipiert und am 8. März in die Wege geleitet, konnten nicht verhindern, dass in der Zwischenzeit Vorseinheiten von vier US-Divisionen, nur mässig behelligt, über die Brücke gingen und im nunmehr von Unkel bis Linz ausgeweiteten Brückenkopf Stellung bezogen: ausser General Leonards 9. US-Panzergrenadiern die Divisionen 9, 78 und 99, allein in den ersten 24 Stunden über 8'000 Mann; bis zum 9. März waren es dann fast 20'000. Aber da wurden auch schon neben der alten Ludendorff-Brücke zwei Pontonbrücken gebaut (Bauzeit 29 und 32 Stunden).

Die amerikanische Brückenkopf-Armee wurde unter den einheitlichen Befehl von General Louis Craig (9. Infanterie-Division) gestellt. Craig traf in der Nacht zum 9. März ein. Auch diese Nacht war unbarmherzig finster: Bei der Fahrt über die Brücke musste Craig sich auf die Kühlerhaube seines im Schneckentempo fahrenden Jeeps legen und seinem Fahrer Anweisungen zurufen.

Hitlers Durchhalte-Befehle

Kesselring traf am Mittag des 9. März, aus Italien kommend, in Berlin ein. Gleich zu Beginn seines Gesprächs unter vier Augen mit Hitler wies er darauf hin, dass er von seinem schweren Schädelbruch im Oktober noch nicht völlig genesen sei (sein Kübelwagen war nachts auf ein Ge-

schütz aufgefahren, aber vorher war er auch schon fünfmal mit seinem Befehlsflugzeug, einem Fieseler Storch, abgestürzt). Hitler befeuerte den Skeptiker mit so viel Optimismus, dass dieser den Führer «bemerkenswert klar und frappierend in seinen Detailkenntnissen» fand.

Angesichts Hitlers Zukunftsvisionen von einer neuen 12. Armee und sensationellen Superwaffen wurde Kesselring sogar schwankend in seiner bisherigen Einstellung zu den heimlichen Waffenstillstandsverhandlungen in Italien. Der zuversichtliche Eindruck verflog freilich, sobald Kesselring, wenige Stunden später, im OB-West-Hauptquartier in Ziegenhain eintraf. General Westphal, früher bereits einmal Generalstabschef unter Kesselring in Italien, rückte seinem OB die Perspektiven schnell wieder gerade: «Wir haben kaum noch hundert Kämpfer pro Kilometer Front stehen!»

Kesselring führte denn auch bald ein desillusioniertes Ferngespräch mit dem Führerbunker: «Aus der Nähe betrachtet, sieht die Lage doch wesentlich anders aus!» Aber da erschien auch schon Hübners «Fliegendes Standgericht». Kesselring protestierte zunächst aufbrausend, lehnte «solche Methoden» als schädlich für die Truppenmoral ab, wagte aber doch nicht – wohl von den ungeheuerlichen Führer-Vollmachten der Scharfrichter beeindruckt – sich mit dem Trio anzulegen.

Hübner knöpfte sich als ersten General Westphal vor. Der fand den Gerichtsherren mit der niedrigen Stirn und der «verbissenen Physiognomie des Fanatikers» nicht nur wegen der Alkoholfahne widerwärtig. Hübner versuchte offensichtlich, sich den abgesetzten Rundstedt als prominentestes Opfer zu schnappen. Westphal, der es immer unwürdiger fand, sich vor einer (wie er notierte) «solchen Kreatur» rechtfertigen zu müssen, konnte Hübner wenigstens dazu überreden, sich erst einmal die Remagener Front anzusehen. Das minderte im Augenblick die Gefährdung des Ziegenhainer Stabes, zog aber schreckliche Folgen nach sich...

Auf Remagen verstärkten sich der Artilleriebeschuss und die Bombenangriffe – nun von deutscher Seite. Besgens und die anderen Obdachlosen im Heimann-Bunker wurden von den Amerikanern in Sicherheit ge-

bracht. Frau Besgen musste ihren Mann, dessen Zustand immer noch äusserst kritisch war, mit Hilfe ihrer Kinder auf einen amerikanischen Militärlastwagen heben, der sie alle bis nach Gelsdorf fuhr. Dort wurden sie auf dem Hof des Bauern Krupp einquartiert, wo sie auf Stroh schliefen. Aber hier wurde Vater Besgen mit seinem brandigen Bein endlich wirksame Pflege zuteil: Aus einem nahen Kloster kamen Schwestern, die sich auf Unfallmedizin verstanden, GIs in Gelsdorf trieben ein paar Matratzen auf – und Apfelsinen und Schokolade für die Kinder, die dergleichen noch nie gesehen hatten.

Aus der Ferne hörten sie das Donnern des Infernos, das nun als Hitlers Rache über Remagen und Erpel hereinbrach.

In und um Remagen, vom Rolandsbogen bis in die «Goldene Meile», vom Apollinarisberg über die Erpeler Ley bis zum Reisberg, hatte General Hodges alles an Flakgeschützen zusammengezogen, was die US-Armee in diesem Bereich hergab. Es war, so hiess es, die gewaltigste Konzentration von Luftabwehr seit dem Invasions-Brückenkopf in der Normandie. Und unter der Wolkendecke, die sich bis zum 10. März auf etwa 800 Meter hob, flogen rund 100 amerikanische Jäger Tag und Nacht Patrouille. Doch immer wieder pirschten alte Stukas und neue Düsenbomber sich im Wolkenschutz heran, stürzten sich in das höllische Abwehrfeuer der Amerikaner und schleuderten ihre 500-Kilo-Bomben mit dem neuen Hochbrisanz-Sprengstoff Trialen gegen die Brücke.

Auch Hitzfeld und sein Stab hörten das Luftkampfgetöse von Remagen her, als sie endlich, von US-Panzereinheiten bereits überrollt, auf Feld-, Wald- und Weinbergwegen das Rheinufer erreichten – mit nur noch wenig Handgepäck.

In der Nacht zum 9. März gelang General Hitzfeld die Überfahrt von Brohl nach Rheinbrohl in einem Paddelboot. Der berühmte Bezwiner der Festung «Maxim Gorki» in Sewastopol empfand das als peinlich. Aber über 3'000 Soldaten, für die es keine Paddelboote gab, liessen sich gern in Brohl gefangennehmen.

In Altwied, im Keller des Pfarrhauses, richtete Hitzfeld seinen neuen

Befehlsstand ein. Hier erschien am Abend des 10. März, nach langen Irrwegen durch den Westerwald, Major Hans Scheller.

Luftkrieg über Remagen

Der 10. März war ein ereignisreicher Tag in der Geschichte der Brücke von Remagen. Auf deutscher Seite kamen die ersten Gegenmassnahmen in Schwung. Generalleutnant Bayerlein hatte jetzt immerhin einen Teil seiner Truppen beisammen (einzelne Einheiten der 11. Armee trieben sogar etwas Treibstoff auf) und konnte einem amerikanischen Grossangriff auf Hönningen entgegentreten. In den verstärkten Artilleriebeschuss auf die Brücke griff nun auch das 132 Tonnen schwere Eisenbahngeschütz «Karl» mit seinen 54 cm dicken Granaten ein.

Die Einsätze der Luftwaffe erreichten einen ersten Höhepunkt. GIs wie Landser bekamen am allmählich aufklarenden Himmel erstmals spektakulär eine neue Generation von Flugzeugen zu sehen – und einen Vorgeschmack auf einen Dritten Weltkrieg. Denn vom 10. März an warf Kesselrings Freund, der Fliegergeneral Schmidt (OB Luftgau West) die besten, modernsten und teuersten Feuervögel in den Kampf.

So die Arado 234, den ersten Düsenbomber der Welt («Blitzbomber»), von dem nur 214 Stück gebaut wurden. So die Me 262, ebenfalls ein Strahltriebwerksflugzeug, das bei jeder Attacke auf die Brücke seine 24 vier Kilo schweren R4M-Raketen abfeuerte. So auch der bizarr wirkende, einstrahlige Raketenabfangjäger Me 163, eine schwanzlose Konstruktion mit Sperrholzbeplankung. Alle diese, auf den Soldaten von 1945 phantastisch wirkenden Erscheinungen fetzten über Remagens Himmel dahin, jagten mit der damals unvorstellbaren Geschwindigkeit von 800 bis 900 Stundenkilometern durch das Rheintal, mit bellenden Bordkanonen, die 800 bis 950 Schuss pro Minute verfeuern konnten.

Mit diesen Geschwindigkeiten unterflogen die «Blitzbomber» selbst die ungeheure Flak-Massierung in Remagen. So kam eine Arado 234 tatsächlich ungeschoren bis auf 450 Meter an die Brücke heran, ihre Bombe traf sogar einen Brückenpfeiler, sprang aber als Blindgänger ab. Zwei amerikanische Mustangs, die dem Blitzler den Weg verlegen wollten, prallten zusammen und explodierten. Nicht nur für die Arado-Piloten, die einen ihrer beiden Brennstofftanks, Füllmenge 3'800 Liter, gleich hinter dem Sitz hatten, war jeder Einsatz in der Flakhölle von Remagen ein Todesroulett. Mehrfach wurden US-Flieger von ihrer eigenen Luftabwehr abgeschossen. Das «Tactical Air Command» setzte schliesslich über Remagen nur «Lightnings» ein, die wegen ihrer Doppelrumpf-Konstruktion leichter unterscheidbar waren. Aber auch die erwischte es...

An diesem 10. März, an dem Leutnant Timmermanns A-Companie das südliche Uferhöhendörfchen Dattenberg eroberte und sein Freund MacMaster das nördlicher liegende Rheinstädtchen Unkel, kam General Hodges zur Inspektion. Er geriet auf der Brücke in heftiges Artilleriefeuer. 20 Meter hinter ihm explodierte eine Granate. Er blieb unverletzt, aber drei englische Reporter traf es: Peter Lawless vom «Daily Telegraph» wurde getötet, Walter Farr von der «Daily Mail» und William Troughton vom «Daily Express» schwer verletzt.

Für General Hodges war es ein schwarzer Tag. Er musste seinen Kommandanten im Brückenkopf klarmachen, dass Eisenhowers erste Begeisterung wie Strohfeuer verpufft war. Gegen den starken englischen Einfluss hatte Ike sich letztlich doch nicht durchgesetzt. Die Folge: Bis zum Beginn von Montgomerys Offensive durfte der Brückenkopf täglich nur um 1'000 Meter ausgeweitet werden. Das reichte eben, um zu verhindern, dass die Deutschen sich zu einem Stellungskrieg eingruben. Dieser Befehl wurde als Geheimsache behandelt, um den GIs nicht den Mut zu nehmen. Aber die wunderten sich doch, wieso sie aus ihrem gewohnten Blitz- und Bewegungsfeldzug auf einmal in einen langwierigen Schlamm- und Buschkrieg um einzelne Hügel, Weiler und Gehöfte verfallen mussten wie ihre Väter anno 1918. Hodges sah sich gezwungen, gegenüber seinen Kommandeuren von einem sonst

eher den «Krauts» zugeschriebenen Grundsatz Gebrauch zu machen: «Well, Gentlemen – Befehl ist Befehl.»

Dass Befehl unbedingt Befehl sei, wollten just an diesem Tage ausgerechnet die deutschen Kommandeure nicht mehr wahrhaben, die den neuen OB West Kesselring auf seiner Inspektion zur Remagener Front begleiteten.

Der Brückenkopf war jetzt etwa 12 Kilometer breit und stellenweise fünf Kilometer tief. Als Generalfeldmarschall Kesselring nun einige Empfehlungen äusserte, die freilich auch Vorwürfe enthielten, reagierte der sonst als stur verschriene Generalfeldmarschall Model hochempfindlich. Model brauste auf, ohne Rücksicht auf die Anwesenheit von Westphal und anderen Generalen: Er habe sich von einem OB West, der die Entwicklung zur augenblicklichen Lage nicht miterlebt habe, keine Lehren erteilen zu lassen.

Hier brach nicht nur aufgestaute Erbitterung über die oberste Führung durch. In Models Hauptquartier führte das «Standgericht Hübner» bereits die ersten Vernehmungen von Staboffizieren durch. Es galt also, jeder Schuldzuweisung sofort entgegenzutreten. Auch gutgemeinte Ermahnungen konnten jetzt tödliche Folgen haben. Dem Führerbefehl an Hübner entsprechend, waren auch Generale nicht mehr sicher. Erst am Vortag hatte ein Kriegsgericht des OKW den Kampfkommandanten von Bonn, General Graf von Bothmer, degradiert und zu fünf Jahren Festung verurteilt, weil er ohne Genehmigung seinen Gefechtsstand von Bonn nach Beuel verlegt hatte. Bothmer, dessen einziger Sohn an der Ostfront gefallen war, erschoss sich daraufhin.

Als nun Kesselring zur Bekräftigung seiner – gewiss sachlich gemeinten – Argumente Erklärungen von Jodl und Keitel aus dem Führerbunker heranzog, verlor Model vollends die Beherrschung. «Von diesen Leuten da oben», konterte er heftig, wolle er überhaupt nichts wissen, denn deren Ratschlägen habe man ja das ganze Elend schliesslich zu verdanken.

Dieser Art war die Stimmung in der Führung der Heeresgruppe B, als Model am Abend des 10. März noch General Hitzfeld in dessen Pfarr-

hauskeller zu Altwied besuchte – wo kurz zuvor Major Scheller eingetroffen war.

Die Generale haben einiges zu verbergen

Bei Hitzfeld hatten sich die Generale Höcker, Lucht und Tollsdorf zu einer Lagebesprechung eingefunden, als – längst nicht mehr erwartet – Major Scheller erschien. Wie der sprichwörtliche verlorene Sohn war er begrüßt worden. Es kam ja auch nicht mehr oft vor, dass versprengte Soldaten Strapazen auf sich nahmen, um zu ihrem Truppenteil zurückzufinden.

Scheller hatte bereits begonnen, seinem General Gründe und Hergang der Katastrophe zu berichten, als Model sich schweigend dazusetzte.

Scheller berichtete, wie er im letzten Augenblick, um Gegenmassnahmen von aussen zu veranlassen, durch geistesgegenwärtiges Handeln der amerikanischen Umklammerung entgehen konnte. Wie er dann, noch in der Nacht, die Befehlsstelle des Generals von Kortzfleisch erreicht hatte, der jedoch zu einem Gegenschlag ausserstande war. Auch habe Kortzfleisch ihm kein Fahrzeug zur Verfügung stellen können, so dass er sich quer durch den Westerwald hatte schlagen müssen. Dabei war er von einem Ortskommandanten, der seine Papiere nicht anerkannte, zur Mithilfe bei der Errichtung einer Verteidigungsanlage vereinnahmt worden – genau so, wie er es selbst in Remagen mit durchziehenden Soldaten und Offizieren versucht hatte, mit mehr oder weniger Erfolg.

Das erschöpfte, ausgemergelte Gesicht, die verdreckte Uniform, der offene Blick und der überzeugende Ton bekräftigten Schellers Bericht in den Augen General Hitzfelds über jeden Zweifel hinaus.

Model schien indessen anderen Gedanken nachzugehen. Er musste wissen, dass zumindest einige seiner Anordnungen der letzten Tage sich

bei der Überprüfung durch einen Hübner nicht ohne Weiteres rechtfertigen liessen. Ausserdem: Hatte nicht Model selbst, während Montgomerys Arnheim-Offensive, durch das verzögerte Erteilen eines Sprengbefehls eine Brücke in feindliche Hand fallen lassen – in Nimwegen?

Auch ideologisch hatte Model keineswegs immer die Parteilinie so strikt eingehalten, wie es sein Ruf als des Führers liebster General (neben Schörner) vermuten liess. Seinen Panzergeneral von Lüttwitz hatte er wegen «parteischädigender Äusserungen» nicht gemassregelt, sondern ihm nur einen tadelnden Brief geschrieben – und dann zum Essen eingeladen. Schlimmer noch: Mehrfach hatte er in Kriegsverfahren eingegriffen, um seine Kommandeure herauszuhauen.

Im Vorjahr hatte der Reichsorganisationsleiter Dr. Robert Ley Klage erhoben, drei von Models Kommandeuren hätten fahrlässig die NS-Ordensburg «Vogelsang» dem Feind überlassen. Model zog als Heeresgruppenchef das Kriegsverfahren an sich und sorgte für Freisprüche. Bei der Schlacht um Aachen, als der Reichsführer SS, Heinrich Himmler, den General Graf von Schwerin vom Volksgerichtshof aburteilen lassen wollte, weil Schwerin einen US-General schriftlich um Schonung der Zivilbevölkerung ersucht hatte, warnte Model den General; der konnte sich so, obwohl er weiter wacker die Schlacht um Aachen schlug, von Offizieren gedeckt, unerreichbar machen. Schliesslich hatte Model die SS-Führung durch ein eigenes Verfahren gegen Schwerin unterlaufen, das ohne Tadel endete.

Lauter Vorfälle, die, wie nun zu befürchten war, ein vom Führer höchstpersönlich eingesetztes Standgericht aufs Tapet bringen würde.

Wenn allerdings alte Akten geöffnet würden, dann war auch Hitzfeld in heikler Lage. Nicht nur, dass er bereits 1943 an der Ostfront im Kreise hoher Offiziere den Krieg für ungewinnbar erklärt hatte und dass auch er, wie Model, Männer unter seinem Kommando vor hochnotpeinlichen Verfahren gerettet hatte, einmal auch vor einer beantragten Todesstrafe. Hitzfeld musste zudem damit rechnen, dass ein «Fliegendes Standgericht» sich genüsslich die Akte vornehmen würde, in der die bei der Ver-

schwörung des 20. Juli 1944 gespielte Rolle der Infanterieschule Döberitz – ehemaliger Kommandeur: Generalleutnant Hitzfeld – beschrieben war.

Solche und ähnliche Überlegungen mochten, während Major Scheller seinen Bericht detaillierte, dem General und dem Generalfeldmarschall durch den Kopf gegangen sein. Andererseits hielten sie sich gewiss viel darauf zugute, ihre Erfahrungen im geschickten Umgang mit Militärjuristen bewiesen zu haben. Aber waren sie sich klar, wie weit jenseits aller Legalität dieses «Fliegende Standgericht» operieren durfte?

«Na schön», sagte der Generalfeldmarschall, mit Blick auf den Major kalt, «da haben wir ja das Karnickel.»

Auf Befehl von Model musste der verdutzte Hitzfeld seinen noch verdutzteren Adjutanten bewachen lassen. Es war nicht klar, ob das als Verhaftung anzusehen war. Scheller war sich weder einer Schuld noch einer Nachlässigkeit, noch eines Versäumnisses bewusst. Wäre das der Fall gewesen, hätte er sich, seinem Charakter entsprechend, gewiss selbst seinem General zur Verfügung gestellt. Doch im Gegenteil: Er hatte ja getan, was möglich und was notwendig gewesen war.

Hitzfeld, der den Major in seinem Arrestzimmer im Pfarrhaus besuchte, war der gleichen Ansicht. «Bitte, schreiben Sie doch den ganzen Vorgang so auf, wie sie ihn gemeldet haben», riet Hitzfeld. «Und Kopf hoch – deshalb wird man Sie ja nicht gleich einen Kopf kürzer machen...!»

Einige Stunden später wurde Scheller abgeholt und in Models Hauptquartier gebracht.

Das Standgericht läuft Amok

Die Bauern von Rimbach beäugten mit gemischten Gefühlen die Gäste, die sich ungebeten in ihren Häusern einquartiert hatten. Am besten hatte es der «Lindenwirt» getroffen, bei ihm residierte der Stab der Heeres-

gruppe B, das waren fast alle richtige Herren, das sah man gleich. Der Bauer Eschermann dagegen fand, er habe höchst unangenehm wirkende Burschen ins Haus gesetzt bekommen. Obwohl es sich auch da um einen General und zwei Oberstleutnante handelte, wollte dem Bauern das Etikett «Herren» nicht einfallen. Das lag natürlich auch an dem Haufen Uniformierter mit finsternen Gesichtern und dem Ärmelstreifen «Grossdeutschland», die vor dem Eschermann-Hof standen. Noch wussten die Rimbacher nicht, dass dies ein Hinrichtungskommando war.

Die Familie Ochsenbrunner fand dagegen ihren Hausgast recht sympathisch. Ausgerechnet er wurde als Gefangener behandelt und von den «Grossdeutschland»-Männern streng bewacht. Das brachte die Welt der Rimbacher etwas aus dem Gleichgewicht. In ihrem Bewertungssystem waren bisher immer die Verhafteten die Bösen gewesen.

Ochsenbrunners Tochter, Minna Bitzer, bildete sich ihre eigene Meinung über den trotz seiner tiefen Falten in einem bedrückten Gesicht gutaussehenden, grossen Mann, den man ihr in das Zimmer im ersten Stock gesetzt hatte. Sie wusste zwar nicht, ob sie das sollte oder durfte, aber sie kochte ein Abendessen für ihn mit und trug es ihm hoch.

Die Wachposten wollten Frau Bitzer nicht zu ihm lassen, weil sie – ganz natürlich – Messer und Gabel zum Teller gelegt hatte. «Doch kein Messer für einen, der zum Tod verurteilt wird!»

«Ich denke nicht im Traum an Selbstmord – wenn Sie das meinen», gab Scheller ironisch scharf zurück. «Ich verzichte keineswegs darauf, Ihrem sogenannten Standgericht ein paar Wahrheiten auf den Tisch zu knallen. Und über das Todesurteil reden wir dann später noch. Also darf ich jetzt um das Messer bitten! In *meinen* Kreisen speist man in jeder Situation mit Messer und Gabel!»

Frau Bitzer war äusserst beeindruckt von dem Ton, in dem der Major seinen Willen durchsetzte – ohne Schreien, ohne Schimpfworte. Ja, es gab solche Männer, denen war das irgendwie angeboren...

Am 11. März, während der Brückenkopf sich bereits bis Honnef ausdehnte und von 47 angreifenden deutschen Flugzeugen 23 abgeschossen wurden, begann das «Fliegende Standgericht» in der guten Stube des Bauern Eschermann mit den ersten Verhören. Das Trio der Ankläger sass auf dem Wandsofa, über dem der schöne Sinnspruch hing: «Wenn Gott für uns ist – wer kann da wider uns sein?»

Model hatte die Teilnahme des Gerichtsoffiziers der Heeresgruppe B, des Oberstrichters Felix Janert, an den Verhandlungen durchgesetzt – als Beobachter. Janert sass auf einem Stuhl an der Schmalseite des Tisches. Immerhin war er der einzige Jurist im Raum, aber seine Dienste wurden kaum in Anspruch genommen, nicht einmal die seines Gesetzbuches, das er mitgebracht hatte. Wozu auch.

Als erste wurden Model und sein «Ia», Oberstleutnant Reichhelm, gehört. Natürlich liess sich das Trio nicht das Vergnügen entgehen, einen leibhaftigen Feldmarschall in die Zange zu nehmen. Ob Model jedoch in irgendeiner Weise eine Verantwortung für die Ereignisse des 7. März übernahm, liess sich zumindest aus dem weiteren Verlauf der «Gerichts»-Verhandlungen nicht erkennen.

Anschliessend und am nächsten Tag kamen die Pionier-Generale Janowski, Wirtz und von Berg an die Reihe, ferner die zeitweiligen Kommandeure des Verteidigungsbereiches Bonn-Remagen, die Generale Botsch und von Kortzfleisch.

Eine Zeitlang schien sich das Trio auf Kortzfleisch einschliessen zu wollen – aus welchen Gründen auch immer –, aber dann erinnerte man sich wohl rechtzeitig an dessen Verdienste beim Niederschlagen der 20.-Juli-Verschwörung in Berlin und wandte sich nunmehr den Pioniermajoren Strobel und Kraft sowie dem «Fön»-Kommandeur Peters zu (von Generalen war ab jetzt nicht mehr die Rede). Diese drei Offiziere waren nicht verhaftet, sondern nur angewiesen, sich zur Verfügung des Gerichts zu halten. Strobel, über die zynische und unfaire Befragungsweise empört, liess sich nichts gefallen und schrie, wenn er angeschrien wurde, zurück: Wenn das der Führer wüsste, wie die Generale sich um die Verantwortung drückten, würde sich allerhand ändern, und er würde dafür

sorgen, dass der Führer alles zu wissen bekäme. Strobel, noch immer auf freiem Fuss, gab ein Gutachten über die physikalischen Gründe der wegen mangelhaftem Sprengstoff misslungenen Sprengung in Auftrag.

Am 12. März, dem ersten, endlich strahlend schönen Frühlingstag, während die Luftwaffe die Rekordzahl von 100 Kampfflugzeugen gegen die nunmehr drei Brücken von Remagen jagte, während auch die ersten V-2-Bomben in Brückennähe einschlugen (einmal nur 300 Meter entfernt), an diesem Tag ergingen in Rimbach die ersten Urteile. Die Opfer waren bezeichnet. Sie hiessen Bratge, Strobel, Kraft, Peters – und Scheller.

Oberstrichter Janert, wiewohl nur Beobachter, liess sich dazu benutzen, die Anklagen – oder was dafür gehalten wurde – in Juristendeutsch, das den Standgerichtsherren nicht geläufig war, zu formulieren.

Bratge wurde, da ja in US-Gefangenschaft, in Abwesenheit zum Tode verurteilt; das bereitete schon mal kein Problem, ausser natürlich, dass man in diesem Fall keine Vollstreckung melden konnte.

Danach wurde Major Scheller vorgeführt.

Tribunal fünf Minuten nach zwölf

Die gute Stube des Bauern Eschermann war eng geworden. Vor sich hatte Scheller die Standrichter sitzen, seitlich Janert, doch im Hintergrund standen die Bewacher von «Grossdeutschland». Schellers Gesicht wirkte noch markanter als sonst, blass, die Linien schärfer, übernächtigt. Er hatte die ganze Nacht geschrieben. Doch seine Verteidigungsschrift war nicht gefragt.

Hübner, der sich in seiner Verhandlungsführung am Zynismus des Volksgerichtshof-Präsidenten Roland Freisler orientierte, deckte den Major sofort mit ätzend-verächtlichen, freilich nur rhetorischen Fragen

ein. Hatte er sich im Tunnel etwa versteckt? Warum kein Gegenangriff, mit ihm selbst opferwillig an der Spitze? Und wo überhaupt hatte er sich drei Tage lang herumgetrieben? Was könne er gegen die Anklage, feige, verräterisch und verantwortungslos gehandelt zu haben, vorbringen?

Gegen diesen Schwall unqualifizierter und, angesichts der vorangegangenen Befragungen, willkürlich von keiner Sach- und Lagekenntnis beeinflusster Ausfälle versuchte Scheller mit Argumenten des logischen Menschenverstandes anzugehen – die freilich bei ideologischen Fanatikern noch nie verfangen haben. Der Führer hatte als Ursache des Verlusts der Brücke Verrat erkannt, folglich war Scheller ein Verräter, und jede seiner Handlungen ein Akt des Verrats. Hübner, Penth und die anderen waren dazu da, diesen Verrat als abschreckendes Beispiel für den Rest der Wehrmacht zu brandmarken und zu ahnden. So einfach war das. Und der Major glaubte immer noch, es mit einem Gericht zu tun zu haben.

Scheller legte in seinem knappen, in Kriegsschulen und Kommandostellen geschulten Berichtsstil die komplexen Zuständigkeiten in Remagen dar, die Versäumnisse der vorangegangenen Wochen, den mangelhaften Kampfwert von Anlagen und Mannschaften. Von alledem wollte Hübner jedoch nichts wissen. Nur durch Verrat konnten die Feinde des Reiches durchgebrochen sein. «Und», so stiess Penth nach, «von einem Offizier hätte man doch wirklich etwas mehr Entschlusskraft und persönlichen Einsatz erwarten dürfen! Stattdessen überliess er die Durchführung des Gegenstosses einem Leutnant seiner Kompanie!»

Falschbehauptungen, wie in diesem Satz enthalten, verrieten Scheller: Das Standgericht hatte die Vorgänge nicht begriffen, nicht einmal zur Kenntnis genommen, ja nicht einmal begreifen wollen. Hübners zynisches Geschrei, Penths hinterhältige oder dummliche Verdrehungen, schliesslich Janerts scheinheiliges «Zubedenkengeben» hier und da (bei Vermeidung jeglicher Anspielung auf höhere Befehlsstellen): All das musste Scheller jetzt in abgrundtiefe Resignation stossen. Ob er tatsächlich eine persönliche Mitschuld am Verlust der Brücke einräumte, wie

das Standgericht schliesslich behauptete, muss auf jeden Fall zweifelhaft bleiben.

Das «Fliegende Standgericht» sprach das erwartete Todesurteil aus. Major Scheller wurde in sein Arrestquartier zurückgeführt.

Als nächsten nahm sich das Trio den «Fön»-Batteriechef Peters vor. «Das können wir kurz machen», meinte Hübner nur.

Der junge Oberleutnant Karl Heinz Peters wirkte unter der Wucht der Anklage, er habe die kostbaren Geheimwaffen des Führers ohne Grund vorzeitig gesprengt, wie ein verstossenes Kind, das nur durch Zufall in eine Uniform geraten war. Er brachte überhaupt nur ein paar «Jawohl, Herr General» heraus. Dass von der Flak-Division, der Peters angehörte, bereits ein eigenes Kriegsgerichtsverfahren angestrengt war (auch um Peters dem Standgericht zu entziehen), kam nicht zur Sprache, obwohl diesbezügliche Akten vor Hübner auf dem Tisch lagen. Auch darüber, dass es für den rechtzeitigen Abtransport der «Föns» nie Fahrzeuge gegeben hatte, verlor man kein Wort. Stattdessen hiess es: «Sie geben doch zu, dass Verräter und Feiglinge zu erschiessen sind?»

«Jawohl, Herr General...»

Todesurteil. Abführen. Der nächste.

Die Hinrichtungen

Der 13. März war an allen deutschen Fronten ein verhältnismässig ruhiger Tag. Im Osten rückten die Russen nur leicht bei Schwarzwasser, Zoppot, Königsberg und Kolberg vor, und in Danzig stauten sich eine Million Flüchtlinge. Aus dem Westen hiess es bei der Lagebesprechung im Führerbunker: «Bis auf Remagen keine besonderen Kampfhandlungen». Es war, als wäre Remagen Brennpunkt oder Magnet der Westfront. Über 100 deutsche Kampfflugzeuge, das stärkste Aufgebot in letz-

ter Zeit überhaupt, starteten an diesem Vormittag zu rollenden Einsätzen von ihren Flugplätzen Lippe, Ettinghausen, Kirtorf, Neustadt und Würzburg gegen die verdammte Brücke – genauer: gegen die inzwischen drei Brücken von Remagen.

Aber 26 Kilometer Luftlinie nordöstlich gingen die Bauern von Rimbach ihrer Landarbeit nach wie eh und je. Das Wetter war jetzt gut. Im März musste man sich ums Feld kümmern, und fernen Kriegslärm war man gewohnt.

Der alte Bauer Wilhelm Schuhmacher, sein Feld lag etwa einen Kilometer vom Dorf vor einem Wäldchen, sah so gegen zehn Uhr kurz von seinem Pflug hoch. Gute 100 Meter entfernt marschierten Soldaten mit umgehängtem Gewehr auf das Wäldchen zu. Vor ihnen ging, sehr gerade, mit festem Schritt, ein hochgewachsener Offizier.

Seltsam, dachte der Bauer Schuhmacher und starrte dem Zug nach...

Wie in vielen Nächten zuvor, hatte Major Scheller auch in dieser Nacht kaum geschlafen. Diesmal war es seine letzte und es gab Wichtigeres zu tun: Er musste denken und sich erinnern.

Hübner hatte ihm Wachen ins Zimmer gestellt, der wachhabende Leutnant freilich legte sich in das einzige Bett. Frau Bitzer brachte Decken, die sie für Scheller auf den gebohnerten Fussbodenbrettern ausbreitete, stellte ihm nochmals Essen auf den Tisch. Die Wachen reagierten gehässig: «Der braucht doch nichts mehr...»

Frau Bitzer, eine Kriegerwitwe, verlor da viel von ihrem guten Glauben an Menschlichkeit, ans deutsche Soldatentum.

Major Scheller schrieb viel in dieser Nacht: einen letzten Brief an seine Frau Lisel, an seine Kinder – an Hans-Jürgen, an Vita und auch an das Ungeborene. Dieser Brief war nun der Abschluss seines Lebens, seiner Ehe. Und es ist möglich, dass er sich nun endlich, in diesem Monolog, von dem jungen, fröhlichen Mädchen aus Köln, das ihm nach zwar vier Jahren Ehe, aber eben doch nur vier Fronturlauben immer noch als rätselhaft-begehrtes Unbekannte erschienen war, zum erstenmal ein tiefes wahres Bild machen konnte. Es ist gewiss denkbar, dass er

versuchte, seiner Frau Ratschläge an die Hand zu geben, wie sie eines Tages den Kindern seinen Tod erklären konnte, ohne diese dabei den Glauben an Ehre und Pflicht verlieren zu lassen. Andere Gedanken sind bei dem aufrechten Offizier, der nach Remagen aufgebrochen war, um sich zu den in Frankreich und Russland erworbenen Eisernen Kreuzen noch das Ritterkreuz zu erkämpfen, kaum vorstellbar.

Irgendwann in der Nacht muss es auch zu Gesprächen mit einem oder einigen Bewachern gekommen sein; vielleicht, dass in deren manipulierten Hirnen doch noch eine Empfindung für Kameraderie aufkam. Schliesslich war das Gros der Division «Grossdeutschland» eine Elite-Truppe, die in Ostpreussen kämpfte. Einer zumindest versprach Scheller, den Brief an seine Frau zu besorgen.

Als der Major sich am Morgen von den Wirtsleuten seines letzten Quartiers verabschiedete, konnte er Frau Bitzer noch schnell sagen, er habe den Ledermantel, der sein persönliches Eigentum war, dem Überbringer des Briefes versprochen – viel Vertrauen habe er jedoch nicht.

Etwa 20 Minuten lang dauerte der Weg zum Rimbacher Wäldchen. Der Himmel war blassblau und wolkenlos. In grosser Höhe zielten Dutzende von Kondensstreifen alliierter Flugzeuge konzentrisch auf Remagen, verbanden sich dort, wo Luftkämpfe tobten, zu bizarren Knäueln. Dumpf rollte der Donner von vielen Geschützen aus dem Remagener Rheintal über das Land. Der Feldweg war schlammig vom Regen der letzten Tage.

Schlamm wie in Polen, Schlamm wie in Russland, wie am Kaukasus und am Kubanbrückenkopf, wo Scheller sich mit seinen Männern in die Geschirre der Geschützlafetten geworfen hatte, weil die entkräfteten Pferde es nicht mehr schafften, die Räder aus dem Morast zu ziehen; und die Geschütze mussten doch gerettet werden. Sie retteten die kostbaren Waffen, verloren dabei Kameraden. Als sie sich später zurückkämpften, fanden sie deren Leichen. Einen grausamen Tod mussten sie erlitten haben, die Gesichter waren fürchterlich entstellt, nicht mehr zu erkennen. Den Vater eines dieser Unglücklichen hatte er später aufgesucht, um ihm von seinem Sohn zu erzählen. Die Wahrheit brachte er

nicht über die Lippen. «Er merkte es nicht einmal», log er, «ein glatter Herzschiess.»

Nun hatten sie den Wald erreicht, der nicht in Russland lag, sondern im Rheinland, das er durch Lisel lieben gelernt hatte. Und wer würde ihr die grausame Wahrheit ersparen...?

Der Bauer Schuhmacher auf seinem Acker sah die Soldaten mit dem Offizier im Wäldchen verschwinden.

Dann hörte er die Schüsse, und er nahm seine Mütze ab.

Als die Männer von «Grossdeutschland» über den Feldweg zurückmarschierten, drehte er ihnen den Rücken zu.

Es war halb elf.

Noch in derselben Stunde wurde auch Oberleutnant Karl Heinz Peters ins Wäldchen geführt und erschossen.

Den Bauer Schuhmacher hielt es nicht mehr auf dem Acker, obwohl es der erste schöne Tag für die Feldarbeit war. Die Nachricht von den Hinrichtungen verbreitete sich schnell im Ort. Die Gerichtsherren empfanden die daraufhin entstehende Stimmung als ihrer Arbeit unzutraglich und verlegten sich in den Nachbarort Oberirschen, wo sie nunmehr in der Gaststätte «Pick» Tribunal hielten. Hierhin wurden die Majore Herbert Strobel und August Kraft beordert.

Die Pionieroffiziere glaubten, sie seien zu weiteren Ausführungen technischer Art herbeizitiert. Fassungslos hörten sie die ihnen geltenden Anklagen an: Sie hätten die Brücke nicht zurückerobert, sich nicht bis zum Einsatz des eigenen Lebens dem Feind in den Weg gestellt.

Vergebens brachten sie als Argument ihren Gegenangriff vor, vergebens auch das Hickhack der Generale in ihrem Befehlsbereich. Nein, nein, die Generale hatten jedesmal in Verfolgung ihrer Pflichtausübung gehandelt, aber die Majore hätten es besser wissen, hätten eigene Initiativen ergreifen müssen. Stattdessen wären sie auf den leichteren Weg verfallen, sich auf den Schutz der unbedrohten Fähren und Hinterlandbrückchen herauszureden.

Aus dieser wirren Logik der Richter konnten abermals nur Todesurteile erwachsen, unverzüglich vollstreckbar...

Auch bei Oberirsen gab es ein Wäldchen, vom Exekutionskommando bereits für geeignet befunden. Auch Strobel und Kraft wurden auf ihrem letzten Gang von keinem Geistlichen begleitet, auch ihre Leichen nur oberflächlich verschart.

Diesem Grauen gegenüber wirkte ein nachfolgendes Verfahren gegen den Brückenkommandanten Hauptmann Friesenhahn wie ein makabrer Witz – er wurde freigesprochen. Wollte sich das «Fliegende Standgericht» nach einer Verhandlung gegen einen ohnehin nicht Belangbaren mit solcher «Grosszügigkeit» einen – freilich durchsichtigen – Anschein von Gerechtigkeit geben?

Rund dreieinhalb Millionen deutscher Soldaten fielen in diesem Krieg (und 600'000 Zivilisten wurden bei Luftangriffen getötet), aber fast eine halbe Million wurde von Kriegsgerichten verurteilt, davon etwa 20'000 zum Tode, fast 16'000 wurden hingerichtet. 64 deutsche Generale begingen Selbstmord.

Für den 13. März schrieb in Berlin der Reichspropagandaminister und Reichsverteidigungskommissar Dr. Joseph Goebbels in sein Tagebuch: «Der Führer erklärt mir, dass die fliegenden Standgerichte... ihre Tätigkeit aufgenommen haben. Als erster ist der kommandierende General, der für die Nichtsprengung der Remagener Brücke verantwortlich war, zum Tode verurteilt und gleich zwei Stunden später erschossen worden. Das ist wenigstens ein Lichtzeichen. Nur mit solchen Massnahmen können wir das Reich noch retten... Ich bitte den Führer eindringlich, in diesem Stil mit seinen Massnahmen fortzufahren, damit endlich einmal unsere führenden Offiziere zum Gehorsam gezwungen werden ...»

Sollten Generalfeldmarschall Model und General Hitzfeld beabsichtigt haben, ihre Offiziere mit früher bewährten Schachzügen dem «Fliegenden Standgericht» zu entziehen, so erfuhren sie – vielleicht wirklich erst jetzt – aus den Vollzugsmeldungen, dass hier nie eine Berufungsmöglichkeit vorgesehen war. Hitzfeld war übrigens, entgegen seiner ursprünglichen Annahme, im Fall Scheller überhaupt nicht zu einer Aussage über seinen Adjutanten aufgefordert worden.

Sei es, dass Models Empörung schon in diesem Augenblick echt war, sei es, dass er ein Durchgreifen des Standgerichts, das nun Blut geleckt hatte, bis in höchste Stabskreise fürchtete: Model forderte jedenfalls, unterstützt von Kesselring, beim OKW nachdrücklich die Entfernung der Hübner-Bande aus seinem Befehlsbereich. Sie begab sich daraufhin zum Hinrichten nach Süddeutschland.

Ein Tagesbefehl über die erfolgten Hinrichtungen wurde am 15. März zwar den Truppen des «OB West» bekanntgegeben, jedoch ohne Nennung von Namen.

Bratge und Friesenhahn erfuhren davon in ihrem Kriegsgefangenenlager Namur. Hier lernte Bratge auch einen Oberstleutnant von Poppelreuther kennen, ehemals Adjutant beim gewesenen Kampfkommandanten von Bonn, Generalleutnant von Bothmer. Von diesem Adjutanten, der am 6. März auf dem Weg nach Remagen in Gefangenschaft geriet, erfuhr Bratge zum erstenmal, dass er auch einmal für etliche Stunden Bothmer unterstellt gewesen war.

Bratge wunderte sich immer noch.

Am 15. März war der Brückenkopf 20 Kilometer breit und 12 Kilometer tief. Leutnant Timmermann eroberte den ihm von den Ansichtskarten in Bill Schaefers Café in West Point, Nebraska, wohlbekannten Drachenfels.

An diesem Tag begab sich Generalfeldmarschall Kesselring zur Berichterstattung in den Berliner Führerbunker. Diesmal, nach seinen neuesten Erfahrungen an der Remagen-Front, putschte ihn Hitlers Fanatiker-Optimismus nicht mehr auf. Auf einer Frontfahrt hatte er auf Nebenstrassen vom Wagen aus Hunderte von Soldaten gesehen, die keine Waffen mehr hatten; sie wollten nur noch nach Hause. Da hatte Kesselring sich noch aufgeregt, hatte aussteigen, eingreifen, die Deserteure zur Rechenschaft ziehen wollen; General Westphal hatte ihn eben noch zurückhalten können, und sie waren weitergefahren.

Nun, im Führerbunker, bestand er darauf, diese Zerfallserscheinungen als reales Element in die Berechnungen für seine operativen Massnahmen miteinzubeziehen. Nur ein Blinder könne übersehen, dass sich

der Eiterpickel «Remagen» zu einer Krebsgeschwulst ausgewachsen hatte: Remagen verschluckte allein den gesamten, dem «OB West» zugeführten Nachschub und Ersatz. Mit «Fliegenden Standgerichten» und Todesurteilen war die Lage nicht mehr zu bereinigen. Der «OB West» wollte Armeen, Treibstoff, Munition – falls die Führung dies nicht mehr liefern konnte, dann...

Was der Führer mit glasigen Augen und zitternden Händen dem «OB West» lieferte, waren nur neue Versprechungen. Zum Beispiel eine ganz frische, komplette Division, die lasse er eigens für seinen «lieben Kesselring» heranbringen – aus Dänemark. Er sagte es, als wäre es ein persönliches Geschenk. Die Division kam nie.

«Aus Hitlers Massnahmen spricht Frontfremdheit», notierte Kesselring.

Nur Dr. Goebbels verstand es, das Remagen-Problem aus der Welt zu schaffen – auf seine Art. Vom 15. März an sprach er in seinem Tagebuch einfach nicht mehr davon. Er konnte das schlimme Wort nicht mehr hören. Fortan schrieb er: «Brückenkopf Linz».

Am 16. März erreichten amerikanische Panzer bei Hövel, dicht am Denkmal für das Separatisten-Massengrab, die Autobahn Frankfurt-Ruhrgebiet.

Doch am 17. März brach die Brücke von Remagen zusammen – endgültig.

Die Brücke stirbt

In einem Waldstück nahe dem holländischen Dorf Bellendoorn, 30 Kilometer nordöstlich von Deventer, wurde am Morgen des 17. März zum zweitenmal eine Abschussanlage für «V-2»-Raketen auf den Zielpunkt Remagen/Brücke eingerichtet. Die Treffsicherheit war zwar seit Beginn

des Beschusses von London weiterentwickelt worden, doch die Abweichung betrug immer noch etwa anderthalb Kilometer auf 250 Kilometer Flugstrecke. Das mochte bei Grossflächenzielen wie London, wo es mehr auf die moralische Wirkung ankam, bedeutungslos sein. Doch in Remagen war nicht einmal beim ersten Versuch, am 12. März, als ein Treffer nur 300 Meter neben der Brücke erzielt wurde, eine moralische Wirkung entstanden: Vernichtet wurde nur das Vieh eines Bauernhofs, Schweine und Hühner. Ein mageres Ergebnis für das Krönungswerk nationalsozialistischen Erfindergeistes. Am 17. März schlugen sechs «V-2» in der Nähe Remagens ein. Wieder waren Erschütterungen wie bei einem leichten Erdbeben zu spüren, aber richtige Treffer gab es auch diesmal nicht.

«Eher», sagte Oberstleutnant Clayton Rust, Kommandeur des 276. Pionier-Kampfbataillons, das die Brückenreparaturen ausführte, «eher treffen die ‚Krauts‘ mit einem ihrer abstürzenden Flugzeuge die Brücke.» Seit dem 7. März hatte das amerikanische Massenaufgebot an Flak und Jägern von fast 400 angreifenden Flugzeugen über 150 abgeschossen.

Seit dem 12. März rollten Nachschub und Verstärkung lediglich über die beiden Pontonbrücken. Rust hatte die Ludendorff-Brücke sperren lassen, weil er sie mit seinem Bataillon «wieder so herrichten» lassen wollte, dass sie «bis ins nächste Jahrhundert steht». Dafür liess Rust das schwerste Brückenbaugerät heranschaffen, das die US-Armee in Europa besass, darunter ein gigantischer Kran, der jetzt neue Stahlträger einsetzte.

Gegen 15 Uhr arbeiteten über 200 Pioniere an den von Bomben und Granaten ramponierten Teilen. Einige Super-Transporter luden Massivbohlen für eine neue, panzerfeste Rollbahn ab.

Die Pioniere wussten, dass ihr Job lebensgefährlich war. Bomben- und Granatsplitter erwischten immer wieder Männer, die mit Schweissgeräten und Niethämmern in den Streben und Bogen hingen und durch den Arbeitslärm das Herannahen von Granaten und Fliegern zu spät hörten. Da nutzten auch Trillerpfeifen und Signalhörner wenig.

Nichts warnte die Männer vor dem, was um 15 Uhr über sie hereinbrach.

Rust stand bei dem riesigen Kran, als er einen Knall wie einen Schuss hörte, kurz darauf einen zweiten – Nieten waren abgeplatzt. Noch ehe Rust Warnungen rufen konnte, bebte die Brücke. Die Männer liessen ihr Werkzeug fallen, stürmten davon. Pioniere, die hoch oben an den Bogen arbeiteten, stürzten aus der Höhe auf die sich neigende Fahrbahn, blieben mit zerschmetterten Knochen liegen. Das Geräusch von reissendem, berstendem, knirschendem, knackendem Stahl übertönte die Schmerzens- und Hilfeschreie.

Oberstleutnant Rust lief in Richtung Remagen – und schon nach wenigen Schritten bergauf. Dann aber wich der Boden unter seinen Füßen. Seltsamerweise hatte er nie das Gefühl, in die Tiefe zu stürzen, dennoch schäumte plötzlich Wasser ringsum auf. Ein Stück Metall drückte ihn mit überraschender Sanftheit, doch unwiderstehlich unter die Fluten. Rust wusste ungefähr, wie lange er es unter Wasser aushalten konnte; diese Zeit war bald überschritten, seine Lungen drohten zu platzen – da wurde er hochgerissen: Ein herabstürzendes Brückenteil musste das ihn erdrückende Metallstück katapultartig weggeschleudert haben. Die Strömung packte Rust, trieb ihn an einem Brückenpfeiler entlang, bis er, wie viele seiner Pioniere, von der unteren Pontonbrücke aufgefangen wurde.

Unterdessen sprangen von beiden Ufern Soldaten in den Rhein, um Ertrinkende zu retten, Eingeklemmte zu befreien, bewusstlos Treibende an Land, auf die Pontonbrücke oder in Motorboote zu ziehen, wiederzubeleben.

Nur sieben Leichen wurden gefunden, aber 18 Pioniere tauchten nie wieder auf, drei Abgestürzte erlagen später ihren Verletzungen – 28 Tote gab es insgesamt und 66 Verletzte.

In der dramatischen Nachmittagsstunde des 7. März, als um die Brücke gekämpft wurde, hatte sie kein Menschenleben gefordert, doch die Zahl der Opfer, die sterben mussten, weil es die Brücke gab – durch Bomben, Granaten, Hinrichtungen und schliesslich ihren eigenen Tod, ging in die Hunderte...

Woran aber «starb» die Brücke? Nachher wussten es die Experten natürlich genau, dass sie den Belastungen, denen sie ausgesetzt wurde, einfach nicht standhalten konnte.

Zum ersten hatte schon Friesenhahns behelfsmässige Sprengung mehr Schaden angerichtet, als der Augenschein erkennen liess. Der von den Amerikanern neu aufgelegte Bohlenbelag soll dann, wie berechnet wurde, noch einmal 50 Tonnen zusätzliches Gewicht gebracht haben. Darüber rollten vom 7. bis zum 12. März etwa 25'000 Fahrzeuge: schwerste Kettenfahrzeuge und Geschütze, oft in ununterbrochener Kolonne. Dazu kamen Bomben- und Granattreffer – direkte Einschüsse oder in unmittelbarer Nähe. Auf eine entscheidende Einwirkung ist man jedoch erst nach dem Einsturz gekommen: den Effekt der akustischen (Wellen-)Stösse auf die Statik der Brücke.

Das Rheintal in mittelbarer Nähe stand voll mit etwa 1'000 Flakgeschützen aller Kaliber, die bei jedem deutschen Luftangriff aus sämtlichen Rohren feuerten (zahlreiche GIs wurden wegen der daherrührenden Kopfschmerzen und Gehörstörungen in die Lazarette geschickt). Allein in unmittelbarer Nachbarschaft (200 Meter) standen, für den Beschuss der deutschen Einkreisungsstellungen, schwere amerikanische Feldhaubitzen, die 1087 Granaten vom Kaliber 20 cm abfeuerten. Die statistikbewussten Amerikaner zählten auch bis zum Zusammenbruch der Brücke 601 Einschläge schwerer deutscher Granaten, darunter die Mordsbrocken des Geschützes «Karl». Gezählt wurden auch 11 «V-2»-Einschläge, nicht alle in der Nähe, doch einige wohl nahe genug, um sowohl akustische wie tektonische und Luftdruck-Erschütterungen zu erzeugen.

So gesehen, war es nicht erstaunlich, dass die Brücke zusammenbrach – eher ein Wunder, dass sie so lange stehen blieb.

In Gelsberg, vor der Scheune des Bauern Krupp, machte am Nachmittag dieses 17. März der schon einmal aufgegebene und mit der letzten Ölung versehene Paul Besgen die ersten Gehversuche – zwar mit Krücken, aber von nun an ging es ihm täglich besser.

Der letzte Versuch der Froschmänner

Zweimal hatten die Froschmänner aus Skorzenys «Flusskämpfer»-Einheit ihren Einsatz gegen die Brücke von Remagen verschieben müssen. Jedesmal war ihr sorgsam ausgewählter Startpunkt am Rheinufer zuvor von GIs besetzt worden. Und jeden Tag wurde durch die Ausweitung des Brückenkopfes ihre Anschwimmstrecke länger. Für den Abend des 17. März war der Einsatz von Hammerstein aus vorgesehen, zwischen Leutesdorf und Rheinbrohl, fast 20 Kilometer vor der Brücke.

Die Nachricht vom Einsturz der Brücke nahmen Kommandoführer Leutnant Schreiber und seine Truppe mit gemischten Gefühlen auf: Ein Lorbeer, den sie sich gern aufgesetzt hätten, war ins Wasser gefallen. «Aber es gibt da immer noch zwei Brücken für uns», sagte Schreiber, «zwar nur Pontons, kleine Fische. Nichts Eindrucksvolles, das man sich daheim eingerahmt an die Wand hängen kann. Aber ausgezeichnete Trainingsobjekte. Also Jungs, zieht die Gummis über – und dann nichts wie rein ins Bett zu den Nixen von Vater Rhein...»

Um 18.45 Uhr legten sie ihre Kautschuk-Kombinationen an, überprüften ein letztes Mal die Sauerstoffmasken. Die Zeitzündler ihrer Sprengladungen stellten sie auf 1.30 Uhr. Bis dahin mussten sie es geschafft haben. So glitten sie ins Wasser. Dass die Amis sie erwarteten, wussten sie.

Für die Froschmänner-Abwehr hatte General Hodges ebenso aufwendig vorgesorgt wie für die Luftabwehr. Nicht nur, dass vielfach gestaffelte Netze von Ufer zu Ufer im Strom hingen (dagegen führten die Flusskämpfer Spezialzangen mit). Zudem schossen ganze Kompanien entlang der Ufer auf alles, was im Wasser trieb: Baumstämme, Holzstücke, Leichen, Papierfetzen. Andere warfen auf gut Glück Wasserbomben, für alle Fälle.

Mit dieser Abwehr rechneten die Flusskämpfer. Womit sie indes nicht rechnen konnten, waren neuentwickelte Scheinwerfer, eben erst in der kalifornischen Wüste erprobt, streng geheim und bisher in keinem Gefecht eingesetzt. Ihr gebündelter Strahl blendete noch auf 250 Meter total. Sie sollten bei nächtlichen Überraschungsangriffen die eigene Infan-

terie unsichtbar machen, den Gegner jedoch, auch im Wasser, unrettbar exponieren. Diese Scheinwerfer, auf Panzer montiert, säumten die Uferstrecke vor den Brücken.

Schon kurz nach dem Start zerriss Leutnant Schreibers Kautschukkombination an einem Hindernis. Durch die vollgesogene Unterkleidung, die Kälte und einen Wadenkrampf kam er nur langsam voran. Um 23.45 Uhr spannten zwei Froschmänner am Ufer hinter der Ahr-Mündung einige Minuten aus – eine amerikanische Patrouille sah sie an Land kommen und nahm sie gefangen. Die fünf anderen brachten noch Kripp hinter sich, standen Routine-Wasserbomben und Zufallsschüsse durch, kappten Netze und Unterwasserhindernisse. Die obere Pontonbrücke lag fast schon greifbar nahe vor ihnen.

Da flammten blendend grell die Scheinwerfer auf, machten den Rhein zum Aquarium. Als im schweren Beschuss ein verwundeter Flusskämpfer aufschrie, tat Leutnant Schreiber, was er für richtig hielt. Er gab mit der Hand das Zeichen der Kapitulation, rettete den verletzten Kameraden ans Ufer und liess sich gefangennehmen. Zwei weitere verfangen sich in Wurfnetzen, der siebte blieb verschollen.

Selbst mit Skorzenys einst berühmten Kommandotrupps konnte Hitler keinen Staat mehr machen.

Keine Gnade für die Witwe des Majors

Der amtliche Wehrmachtsbericht aus dem Führerhauptquartier, der jeden Nachmittag im Grossdeutschen Rundfunk das Neueste vom heldenhaften Abwehrkampf an den Fronten zu verkünden vorgab, war am 18. März, wie so oft, nicht auf der Höhe der Ereignisse. Der Einsturz der Remagener Brücke, endlich eine gute Nachricht, war offenbar auch 24 Stunden nach dem Vorfall den Propagandaschreibern noch nicht be-

kannt. So verlas der Sprecher, ähnlich wie an den vergangenen Tagen, lediglich etwas von «weiteren erbitterten Kämpfen um den Brückenkopf der Amerikaner östlich Remagen. Infolge des harten Widerstandes und zahlreicher Gegenstöße unserer Verbände konnte der Feind nur in einigen Abschnitten vordringen.» Geschickt formuliert, angesichts der Tatsache, dass der Feind nun schon dicht sowohl vor Beuel wie auch vor Neuwied stand. Aber die eigentliche Nachricht kam als Anhang: Die verantwortlichen Brückenoffiziere seien erschossen worden. Aber warum erst jetzt, vier, fünf Tage nach der Exekution? Die Wahrheit war, dass sich Offiziere und Generale im OKW so lange standhaft gegen eine Veröffentlichung mit Namensnennung gewehrt hatten: «Abträglich für Ehre und Moral der Wehrmacht.» Doch Hitler, ohnehin verärgert, weil Model und Kesselring in ihrem Tagesbefehl an die Truppe die Namen verschwiegen hatten, wollte seine «Abschreckung». Ob er sie so bekam, blieb zweifelhaft.

Lisel Scheller hörte die Nachricht um 14 Uhr im Haus ihrer Schwiegereltern, wohin sie mit den beiden Kindern aus Köln geflüchtet war, seit ihr Elternhaus dort zerstört war. Die Bewohner der vornehmen Villa des Oberbaurats Scheller am Annaberg in Landshut traf der Bericht aus dem Radio wie eine Bombe.

«Das Oberkommando der Wehrmacht gibt ferner bekannt: Durch Standgericht wurden der Major Strobel von einem Pionierregimentsstab, der Major Scheller, Adjutant eines Armeekorps, der Major Kraft von einem Landespionierbataillon, der Oberleutnant Peters, Führer der zum Schutz der Rheinbrücke Remagen eingesetzten Flakkräfte, und in Abwesenheit der Hauptmann Bratge, Kampfkommandant von Remagen, teils wegen Feigheit, teils wegen schwerer Dienstpflichtverletzung im Felde zum Tode verurteilt, weil sie es fahrlässig unterlassen hatten, die Rheinbrücke bei Remagen rechtzeitig zu sprengen oder entschlossen zu verteidigen. Die Urteile an Strobel, Scheller, Kraft und Peters wurden sofort vollstreckt.»

Lisel Scheller, jetzt im vierten Monat mit ihrem dritten Kind, fürchtete ein paar Stunden lang, das Baby zu verlieren, obwohl sie mit allen Kräften darum rang, das Kind ins Leben zu bringen.

In diesen Stunden sass sie stumm über den wenigen Erinnerungsstücken, die ihr von der Ehe mit einem Frontoffizier geblieben waren.

Da war das Zeugnis der Offiziersschule Potsdam vom 24. Oktober 1936, unterschrieben von Oberstleutnant Erwin Rommel. Die Urkunde über den Eintritt ins 6. Artillerie-Regiment Amberg, noch mit dem Reichsadler ohne Hakenkreuz. Die Ernennung zum Leutnant, vom 1. April 1937, noch unterschrieben von Reichskriegsminister von Blomberg, nun aber schon mit dem Hakenkreuz im Reichsadler – und mit dem Zusatz, der wie Hohn klang: «... zugleich darf Leutnant Hans Scheller des besonderen Schutzes des Führers und Reichskanzlers sicher sein».

Lange blieb Frau Scheller an einem kleinen Dokument aus Ungarn hängen. Weihnachten 1940 hatten sie sich verloben wollen, die Einladungen waren bereits abgeschickt. Da kam ein Telegramm von Hans. Er war nach Budapest versetzt worden, zu einer Verbindungsstelle zum ungarischen Heer, welche ihm dann einen Ausweis der «Königlich Ungarischen Zentraltransportleitung» ausfertigte, auf den Namen «Janos Scheller», nebst «Evidenznummer der Legitimation». Ach, wie oft hatten sie damals gelacht über den «Scheller, Janos»! Und noch ein Dokument aus Ungarn, ein ganz privates. Seinen Hochzeitsanzug hatte er sich dort schneidern lassen, und das war die Rechnung: «Ein Anzug. Nähung 50 Pengö, von der Tuchfabrik Kolonday, Klausenburg».

Ja, Ungarn, das wusste sie noch. Eine köstliche Salami hatte er ihr mitgebracht, und die schicken weissen Handschuhe als Hochzeitsgeschenk. Und aus Russland Kaviar von den Fischern am Kuban – transportfest und haltbar verpackt in Kartuschen von seinen Geschützen. Und einmal eine Flasche «Pommery» aus Frankreich...

In der Nacht bekam der kleine Hans-Jürgen eine Mittelohrentzündung. Als er es vor Schmerzen nicht mehr aushielt, als sie ihr Kind nicht länger leiden sehen konnte, rief sie den Militärarzt an, der sie bisher betreut hatte.

Der Doktor bedauerte sehr. Nein, er könne nicht kommen. Leider. Nicht mitten in der Nacht. Nein, auch morgen früh nicht.

Leider. Auch nicht übermorgen. Er umschrieb es sehr lieb. Sie müsse doch verstehen.

Ja, sie verstand. Und endlich verstand sie auch, was das für ein Staat war, dem ihr Mann gedient hatte.

Wenig später musste Lisel Scheller den Souvenirs an ihren Mann ein weiteres Dokument beifügen: die amtliche Mitteilung über die Hinrichtung, unterschrieben von Oberstrichter Felix Janert, datiert «Rimbach, den 13.3.1945, Dienststelle F.P. (Feldpost) Nr. 65 350: Todesanzeigen und Nachrufe in Zeitungen, Zeitschriften u. dgl. sind verboten...»

Als Major Hans Schellers drittes Kind zur Welt kam, wieder ein Junge, war endlich Frieden.

Vom Brückenkopf Remagen zu den Russen an der Elbe

In der Nacht vor Montgomerys vielbesprochener Offensive, die auch längst kein Geheimnis mehr für deutsche Generale war, hielt Patton es nicht mehr aus. Auch er warf schnell noch, entgegen allen Planungen und Befehlen, einen Brückenkopf über den Rhein, bei Oppenheim.

Am Abend des 23. März rief Patton seinen Freund Bradley an: «Sag's der ganzen Welt, Brad! Die ganze Welt soll wissen, dass die 3. Armee es geschafft hat, vor Monty über den Rhein zu gehen!»

Die offizielle Bekanntgabe des US-Hauptquartiers strotzte denn auch nur so vor deutlichen Spitzen gegen Montgomerys Aufwand: «Ohne jede Unterstützung durch Flächenbombardements, Vernebelung, Sturmreifschüssen mittels Artillerie, ohne Fallschirmjägereinsätze, hat die 3. Armee am Donnerstag, dem 24. März um 22 Uhr, den Rhein überschritten...»

Nachdem Monty schliesslich ebenfalls, freilich nur noch als dritter, den Rhein überwand, wollten es auch andere amerikanische Komman-

deure wissen. Zwar misslang ein Versuch bei Rhens in der Nacht vom 24. zum 25., erfolgreich verliefen jedoch die Übergänge bei Boppard, St. Goar und Oberwesel am 25., bei Worms am 26. März. Und danach schafften es schliesslich auch die Franzosen zwischen Speyer und Strassburg.

Unterdessen hatte am 24. März endlich die 1. Armee des Generals Hodges aus dem Remagener Brückenkopf ausbrechen dürfen, der inzwischen auf gut 50 Kilometer Breite und 17 Kilometer Tiefe ausgewachsen war. Sofort zeigten die GIs, was sie längst hätten leisten können. Weit auseinandergefächert wischten sie die deutsche Einkreisung beiseite und bewältigten stellenweise mühelos Tagesstrecken von 50 Kilometern. Während nördlich operierende Divisionen der Sieg entlang vorrückten, bogen andere von Limburg aus östlich die Lahn entlang nach Giessen ein. Die 9. US-Panzergrenadier-Division besetzte Wiesbaden: wie üblich Karl Heinz Timmermanns A-Kompanie an der Spitze.

Am 2. April trafen Hodges' Einheiten bei Lippstadt auf Montgomerys Truppen: Damit war der Kessel um das Ruhrgebiet geschlossen.

Der Tod des Major Scheller und seiner Offizierskameraden wirkte sich in der Tat auf Befehlshaber wie Model und Hitzfeld abschreckend aus. Doch anders, als es gedacht war.

Model schien nach dem 13. März, wie alle Augenzeugen bemerkten, immer stärker auch sein inneres Gleichgewicht zu verlieren. Zunächst wechselten seine Äusserungen und Befehle noch zwischen Extremen. Mal erklärte er sich unerträglich angewidert vom Treiben des «Fliegenden Standgerichts», dann wieder wollte er Hitler-Jungen mit Panzerfäusten hinter den amerikanischen Linien einsetzen, zerstritt sich darüber wiederum mit seinen Generalen und verlor dann kein Wort mehr über solche Irrwitz-Pläne. Dann wurde er so ausfallend, dass ihm sein Oberst Reichhelm die Akten vor die Füsse schmiss. Als er aber Hitlers Befehl erhielt, vom Ruhrgebiet nur noch «Verbrannte Erde» zu hinterlassen, widersetzte er sich, focht deswegen rücksichtslos gegen den Düsseldorf-Gauleiter Florian, der auch Polizeioffiziere erschiessen lassen

wollte, die einen höheren SS-Führer festgesetzt hatten. Model rettete die Polizisten.

Nachdem am 14. April die Alliierten den Ruhrkessel aufgespaltet hatten, löste Model am 17. die Heeresgruppe B auf, stellte es Offizieren und Soldaten frei, sich Zivil anzuziehen und sich in ihre Heimatorte durchzuschlagen. Drei Tage später, zu Hitlers 56. Geburtstag, geiferte Goebbels im Reichsrundfunk gegen die «verräterische Ruhrarmee». Am folgenden Nachmittag, 16 Uhr, unter hohen Eichen im Wald des Reichsgrafen von Spee zwischen Lintorf und Wedau, schoss sich Model eine 6,35er Kugel in den Kopf.

General Hitzfeld setzte sich schon wenige Tage nach Schellers Tod entschlossen über Führerbefehle hinweg, die besagten, Stützpunkte dürften nur auf ausdrücklichen Befehl Hitlers geräumt werden. Als Neuwied eingekesselt war, gab Hitzfeld den letzten 21 Mann, die noch aus dem obersten Stock des Postamts telefonierten, die Anweisung: «Der Stützpunkt Neuwied ist hiermit aufgehoben!» Nicht ohne Grund rechnete er damit, «nun abgeholt zu werden, wie man Scheller abgeholt und erschossen hat». Der Führerbunker wies prompt Model an, Hitzfeld zu bestrafen (was Model unterliess) und in vier Wochen wieder über ihn zu berichten (wozu es wegen Models Selbstmord nicht mehr kam).

Hitzfeld, am 2. April inzwischen auf Göttingen zurückgeworfen, erklärte nun diesen Stützpunkt zur «offenen Stadt» – obwohl der Reichsführer SS Heinrich Himmler proklamiert hatte, «offene Städte gibt es nicht».

Schliesslich, am 18. April, in seinem letzten Gefechtsstand in Thaie im Harz, masste sich General Hitzfeld Führer-Eigenschaften an: Er entband seine Offiziere vom Fahneneid.

«Nach Remagen», erklärte der Träger des Ritterkreuzes mit Eichenlaub, «habe ich gelernt, sinnlose Befehle anzuhalten!»

Der Tod der Offiziere Scheller, Strobel, Kraft und Peters war offensichtlich nicht ganz ohne Wirkung geblieben.

Am 26. April beendeten die aus dem Brückenkopf Remagen angetretenen Truppen der 1. US-Armee ihren Vormarsch an der Elbe – wo sie auf

ihre russischen Waffenkameraden trafen. Genaugenommen waren es drei Begegnungen, alle am selben Nachmittag: die eine, bei Strehla, durch Leutnant Albert Kotzebue (G-Company, 273. Infantry Regiment, 69. Division), Sohn eines Obristen russischer Abstammung; die zweite, bei Torgau, durch Leutnant Robertson (vom 1. Bataillon desselben Regiments); und die dritte in einiger Entfernung, durch Major Fred Craig (2. Bataillon).

Übrigens erfolgten diese Kontaktaufnahmen entgegen ausdrücklichen Befehlen – aber dergleichen war ja in Hodges' Armee nicht gerade unüblich.

Um diese Zeit waren die Besgens – und mit ihnen viele andere Remagener – wieder in ihrer Stadt, die sich, dank des Bombardements durch Düsen- und Raketenbomber und «V-2», schmerzlicherweise rühmen durfte, als erste und einzige deutsche Stadt das Modernste an damaliger Waffentechnologie kennengelernt zu haben.

Die Besgens mussten einem Bauern 500 Mark dafür bezahlen, dass er sie in einem Leiterwagen heimfuhr. Aber Vater Besgen war jetzt wieder bei besserer Gesundheit und konnte bald auch ins Linzer Krankenhaus fahren, wo ein geschickter Arzt ihm sogar das Bein noch rettete.

Die Besgens wurden in einem der wenigen noch behelfsmässig bewohnbaren Häuser Remagens von Nachbarn aufgenommen. Ab und zu ging der kleine Leberecht zu den Trümmern des «Winzervereins», um dort nach verschütteten Lebensmittelvorräten zu graben. Milch- und Eipulver, Kartoffeln und sogar Mutter Besgens Eingemachtes buddelte er nach und nach aus.

Die Krokusse blühten in Remagen, auch die Apfel- und Kirschblüte kam pünktlich in die Obstgärten, sofern da noch Bäume standen.

Nachwort

Wenn auch die Eroberung der Brücke von Remagen durch die Männer der 9. Armored Division aus mancherlei Rücksichtnahmen des Obersten Alliierten Hauptquartiers nicht zu dem erwarteten raschen Vorstoss nach Osten genutzt wurde, so hat sie doch allen Uferstädten am romantischen Rhein das Schicksal erspart, als «Festungen» in einer lange und hart umkämpften Invasionsfront zugrunde zu gehen. Mag der Fall von Remagen so den Krieg in Deutschland auch «nur» um einige Wochen verkürzt haben, dann liegt allein darin schon seine Bedeutung – vielleicht nicht unbedingt für Strategen, wohl aber für die Zivilbevölkerung. Dass dabei von einem «Verrat», wie oft behauptet wurde, niemals die Rede sein konnte, das wissen am besten die rüstigen älteren Herren, die sich immer wieder an den Brückentürmen versammeln, wenn als Gedächtnistag ein 7. März ins Land kommt: die Veteranen von Remagen.

Es sind von Mal zu Mal weniger. Leutnant Karl Heinz Timmermann, mit Amerikas höchstem Armee-Orden, dem «Distinguished Service Order», ausgezeichnet, starb schon 1951, im Korea-Krieg, an Krebs. Sergeant DeLisio, ebenfalls Träger dieses Ordens und anschliessend ebenfalls Koreakriegsteilnehmer, heiratete später eine deutsche Frau und starb 1972, in Bamberg, an einem Herzinfarkt.

Über viele Jahre war DeLisio mit dem ehemaligen Hauptfeldwebel Rothe befreundet, dessen Remagener «Central-Hotel» lange ein Treff-

punkt der Remagen-Veteranen war. Auch Rothe ist inzwischen verstorben – wie Hauptmann Friesenhahn, der nach dem Krieg in Koblenz noch als Geschäftsführer des Landesturnverbandes Rheinland-Pfalz aktiv war; wie Hauptmann Bratge, der doch noch einmal Lehrer wurde, in einem kleinen Dorf nahe der Grenze zur DDR. Jakob Kleebach baute nach dem Krieg (und nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft) für sich und seine Familie ein Häuschen nahe den Brückentürmen; er war lange Zeit Chef der Remagener Feuerwehr und starb 1984.

Die Witwe des Major Scheller musste einen zermürbenden Kampf gegen deutsche Gerichte führen, bis endlich die Ehre ihres Mannes wiederhergestellt wurde – ein beschämendes Kapitel in der deutschen Rechtsgeschichte. Von 1946 bis 1951 ermittelte das Landgericht Koblenz gegen die drei Mitglieder des «Fliegenden Standgerichts» wegen «Verbrechen gegen die Menschlichkeit». Das Verfahren wurde schliesslich wegen «mangelndem Schuldnachweis» eingestellt: Die Standrichter seien eben von der Richtigkeit der Befehle Hitlers überzeugt gewesen, und es könnten «an die Tätigkeit des Standgerichts angesichts der gebotenen Beschleunigung... auch nicht dieselben Anforderungen gestellt werden wie an eine normale Gerichtsbarkeit.»

Allerdings war der Standgerichtsvorsitzende Hübner bereits 1948, jedoch aufgrund anderer Hinrichtungen im süddeutschen Raum, vom Landgericht München «wegen eines Verbrechens des Totschlags sowie wegen fünf in Tateinheit stehender Verbrechen des versuchten Totschlags» zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden.

Am 2. Februar 1962, endlich, sprach das Landgericht Landshut in dem von Frau Scheller betriebenen «Wiederaufnahmeverfahren betr. Urteil des Fliegenden Standgerichts West St. L. Nr. 1/1945» das folgende Urteil: «Das gegen Major Hans Scheller... erlassene Todesurteil wird aufgehoben. Major Hans Scheller wird freigesprochen.»

Nach 22 Jahren.

Frau Scheller lebt heute im Rheinland.

General a. D. Otto Hitzfeld, dem noch durch eine letzte Amtshand-

lung von Hitlers Nachfolger als Regierungschef, Karl Dönitz, am 9. Mai 1945 die Schwerter zum Eichenlaub vom Ritterkreuz verliehen wurden, lebt heute bei Heidelberg. Wie sein Gegner am Rhein, General William Hoge, war auch er nach dem Krieg in Industriefirmen tätig.

Frau Elli Besgen feierte 1984 in höchster geistiger (und rheinischer) Frische ihren 90. Geburtstag.

Klaus Busch, der sich nach seinen dramatischen Jugenderlebnissen im Tunnel unter der Erpeler Ley wieder auf die Schulbank setzte, betreibt heute ein grosses Baustatik-Büro in Bonn.

Im Tunnel arbeitet derzeit eine seismographische Aufzeichnungsanlage der Universität Bonn.

Von der Remagener Brücke, die nicht wieder aufgebaut wurde, stehen nur noch die wuchtigen Brückentürme. Linksrheinisch hat dort Remagens Bürgermeister Hans Peter Kürten das «Friedensmuseum Remagen» eingerichtet, das mit seinen Erinnerungsstücken und -dokumenten vom Kampf um die Brücke gewiss eindrucksvoller als jedes andere Mahnmal zum Nachdenken über die Sinnlosigkeit des Krieges anregt.

Hans Peter Kürten gilt mein besonderer Dank für seine Unterstützung bei den Recherchen zu diesem Buch. Nicht minder jedoch Frau Besgen für ihren schier unerschöpflichen Schatz an Erinnerungen. Ebenso danke ich Frau Scheller, der Familie Allmang, Frau Friesenhahn, Frau Kleebach, Frau Rothe, den Herren Leberecht Besgen, Klaus Busch, General a. D. Hitzfeld und Heinz Schwarz, dem Bürgermeister von Erpel.

Dank auch an Lieutenant-Colonel William E. MacMaster, der mir als Vorsitzender der Veteranen-Vereinigung «27. Armored Infantry Battalion Association» die Begegnungen mit seinen Kameraden vom ehemaligen «Combat Command B» ermöglichte, so mit Mr. Ralph Chinchar, Mr. Alex Drabik und vielen anderen.

Ich danke Major Pimlott von der «Royal Military Academy» in Sandhurst für die eindrucksvolle Gelegenheit, Remagen als Kampfplatz aus der Sicht eines Offiziersschüler-Lehrgangs vorgeführt bekommen zu haben.

Um Verständnis bitte ich viele Zeugen der Ereignisse um den 7. März 1945 – deutsche wie amerikanische – dafür, dass wegen der Grenzen, die der Umfang eines Buches setzt, eine Fülle von Mitteilungen über dramatische und ergreifende Details nicht den Platz finden konnten, der ihnen angemessen gewesen wäre. Ich hoffe, dass sie dennoch in der Atmosphäre und Faktizität der Darstellung ihren Niederschlag gefunden haben.

An zusätzlichen Quellen wurden herangezogen:

- Adamthwaite, Anthony: «France and the Coming of the Second World War», (London 1977)
- von Ahlfen, Hans (Gen. Maj. a. D.): «Remagen», in «Pioniere», 1/1965
- Allen, Henry T. (General): «My Rhineland Journal», (Boston 1923),
«The Rhineland Occupation», (Indianapolis 1927)
- Berben, Paul, und Iselin, Bernard: «Remagen, le Pont de la Chance», (Paris 1970)
- Bradley, Omar N. (General): «A Soldier's Story», (New York 1951)
- Braubach, Max: «Der Einmarsch deutscher Truppen in die entmilitarisierte Zone am Rhein», (Köln 1956)
- Butcher, Harry C.: «My Three Years with Eisenhower», (New York 1946)
- Carter, Ernest F.: «Railways in Wartime», (London 1964)
- Duclos, Jacques: «Memoiren», (Berlin 1972)
- Eisenhower, Dwight D.: «Crusade in Europe», (New York 1948)
- Görlitz, Walter: «Strategie der Defensive – Model», (München 1982)
- Hechler, Ken (Major): «The Bridge at Remagen», (New York 1957)
- Hitzfeld, Otto M. (General a. D.): «Ein Infanterist in zwei Weltkriegen», (Osnabrück 1983)
- Kesselring, Albert: «Soldat bis zum letzten Tag», (Bonn 1953)
- Mann, Thomas: «Tagebücher», (Frankfurt/M. 1977)

Michler, Manfred: «Die verhexte Brücke», (Broschüre, Selbstverlag)
Pershing, John J. (General): «Final Report of J.J. Pershing, Commander-
in-Chief American Expeditionary Forces», (Washington 1919)
Toland, John: «The Last 100 Days», (New York 1966)
Westphal, Siegfried (General a.D.): «Erinnerungen», (Mainz 1975)

Kriegstagebuch des OKW 1940-1945, Herausgegeben von Percy
Ernst Schramm, (Frankfurt/M. 1961)
Wehr im Volk, Nr. 5/1958
Wehrwissenschaftliche Rundschau, Nr. 10/1957
Anti-Aircraft Journal, März-April 1950
Combat Command B: «After Action Report 1-31 March 1945, sowie
weiteres Material von «General Services Administration», (National
Archives and Records Service, Washington, DC.)